

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Die Kornblumen-Marie.
Altmarktische Dorfgeschichte.
I. Wieder daheim.



Es war früh am Morgen. Herbsnebel deckten noch das Thal, und nur von den Höhen hatte die Sonne bereits siegreich Besitz ergriffen, und blühte nieder in Milliarden Tauropfen, als hätte der Himmel mit vollen Händen Brillanten, und zwar Brillanten vom reinsten Wasser, ausgestreut über Gras, Ginster und Haidekraut. — Der erste Schauplay unserer Geschichte ist eine dicht bewaldete Höhe des Dolchauerberges, der das Vinsethal überragt. Auf einem ausgerodeten, von Bäumen freien Vorsprung, der Thalseite zu, erblickten wir ein Weib. Diese Frau sitzt auf dem Stamm einer gefällten Tanne; regungslos, wie aus Stein gemeißelt und starrt in den Nebel unter ihr, als wolle sie der Sonne zu Hilfe kommen und mit der Glut ihrer Blicke den Nebel zerstreuen, der, wie der Vorhang eines Theaters ein Schauspiel zu verborgen schien, das da unten aufgeführt werden sollte. Ein unbestimmtes, verworrenes Getöse drang aus der Tiefe des Thales herauf zu der einsamen Frau.

Auf einem, durch den Tannenwald sich windenden Pfad stieg langsam und bedächtig ein Mann hernieder. Eine kräftig gebaute, breitschulterige Gestalt mit einem nicht unshönen, aber scharf geschnittenen Gesichte, dem die unter buschigen Augenbrauen trotzig blickenden Augen und ein bis auf die Brust niederwallender roter Bart ein verwegenes, unheimliches Aussehen verliehen. Die Kleidung des etwa vierzigjährigen Mannes war ärmlich und schadhast, ein abgegriffener Schlapphut deckte den struppigen Kopf und in der starken Faust trug er einen gewaltigen Knotenstock. Der unheimliche Wanderer war eine Erscheinung, der man nicht gerne begegnete in der Einsamkeit des Waldes da oben. Im Niedersteigen spähte er bedächtig umher, und als er vorsichtig die freie Richtung betrat und die einsame Frau erblickte, stutzte er; doch nur einen Augenblick, ein leiser Ausruf der Überraschung entfloß seinen Lippen und in seinem Gesichte zuckte es auf wie grimme Freude. Er hatte die Frau erkannt, die da vor ihm auf dem Baumstamm lauerte. Mit geräuschlosen Schritten näherte er sich ihr und berührte ihre Schulter:

„Marg'ret!“

Die Frau schreckte in die Höhe und schaute dem Mann ins Gesicht, dann stieß sie einen Schrei der Überraschung aus, der nicht gerade wie Freude klang:

„Frieder!“

„Freilich, Frieder, der rote Frieder!“ rief der Mann und warf mit einer zornigen Bewegung seinen Hut ins Gras. „Kennst mich noch? Und was schreiest du, dummes Weib? Ist das der Empfang nach zehn verfluchten Jahren?“

„Unseliger, wo kommst du her?“ rief die Frau, die vergebens mit ihrem Schrecken rang.

„Und das fragst du mich?“ schrie der Rote und schüttelte die Faust. „Hast du, mein Weib, den zehnten Oktober vergessen? Den Tag nach dem ich seit zehn Jahren geschmacht, wie der Verdurstende nach einem Trunk Wasser? Gestern war dieser Tag! Gestern noch im Zuchthause, und heute wieder frei! Hurrah! Hört Ihr's dort unten?!“ schrie er in den Nebel hinein: „Hört Ihr's? Der rote Frieder ist wieder da, und wird Abrechnung mit euch halten! Ich bin wieder daheim! Weib komm!“

„Gott sei mir gnädig“, jammerte die unglückliche Frau, und sank auf ihren Sitz zurück.

„Dummes Zeug!“ rief der Mann zornig und riß die Frau unsanft in die Höhe. „Zehn Jahre unschuldig im Zuchthause! — S' kann einem schon die gute Laune verderben. Hörst du Weib? Unschuldig! Oder zweifelst du noch immer?“

„Wollte Gott, ich dürfte dir glauben“, seufzte die Frau und blickte schein zu ihm auf, „aber das Gericht, die Zeugen, die . . .“

„Darfst mir glauben“, erwiderte der Rote finster. „Ein wilder Gesell war ich, leichtsinnig und jähzornig, aber ich hab's nicht gethan. Bin nicht der erste, der für einen andern büßen muß!“

„Frieder“, sagte die Frau, und faßte seine Hand, „ich will dir glauben, und jetzt — so sei mir denn willkommen!“

„Hast Recht, Marg'ret! Und nun hinunter! Schaffe mir Geld und Kleider. Will nicht so als Lump meinen Einzug halten in die Heimat und — bei meinen lieben Verwandten, ha, ha, ha! Doch, — was treibst du da oben in aller früh? Und wo ist der Karl? Sprich!“

Die Sonne hatte inzwischen auch über den Nebel gegliedert, der das Thal mit einem wogenden Schleier verhüllt hatte. Der Nebel war verschwunden und in dem Grunde des Thales erblickte man im Glanz der Morgen Sonne ein freundliches Dorf, in dessen Gassen es wie in einem Ameisenhaufen wimmelte von Menschen, Pferden und Wagen, und man vernahm nun deutlicher ein dumpfes Gemurmel von Menschenstimmen, untermischt mit einzelnen Tönen einer Musik.

Das Weib hatte sich erhoben und streckte den Arm aus nach dem Thale

„Da schau' hinunter! Hörst du den Jubel! Hörst du die Klarinette?“

„Na, was soll's?“ brummte der Mann. „Haben die Thalheimer Kirchweih? Oder“, setzte er mit rauhem Lachen hinzu, „ist's ein feierlicher Empfang für den roten Frieder?“

„Kirchweih?!“ schrie die Frau: „Hochzeit halten sie, daß Gott erbarm!“

„Hochzeit? Eist freilich für Manchen ein Unglück“ lachte der Rote. „Aber was geht das uns an?“

„Niel geht es uns an! Deines Bruders Sohn ist der Bräutigam, und Lenzen's einzige Tochter ist die Braut!“

„Was? Dem reichen Lenz seine Marie? Lenz, der meinigeidige Schuft, der mich mit Hunden von seinem Hof gehetzt, der mich ins Zuchthaus gebracht? Fluch über ihn!“

„Ja, Fluch über ihn und seine Dirn!“ schrie das Weib. „Und Fluch über deinen Bruder und seinen Buben! Sie haben uniern Karl zu Grunde gerichtet!“
„Was? Karl, meinen Sohn? Weib, rede, was ist's mit dem?“

Durch Bornesausbrüche und Schluchzen unterbrochen erzählte die Frau:

„Mein armer Karl! der bravste und schönste Bursch im Thale. Lenzen's Marie, mit ihren Kornblumen-
augen hat's ihm angethan, und hat sich ihm an den Hals geworfen, und ihm zugeschworen. Als aber Karl auf den Tannenhof ging, um beim alten Lenz um sie zu freien, da lacht ihm der alte Schuft ins Gesicht: Sonst nichts, du Habenichts? Gelüftet dir's nach meinen Thalern? Meine Marie heiratet Wichard's Gustav, du aber, du Lump, packe dich, oder ich lasse dich zum Hofe hinaus werfen, wie ich deinem Vater gethan habe, dem Mordbrenner und Zuchthäusler! So hat der Lenz getobt, und heute in zwei Stund... heiratet die meineidige Dirn deines Bruders Sohn!“

Der rote Frieder hatte einen Wutschrei ausgestoßen: „Mordbrenner und Zuchthäusler!“ knirschte er: „Wart' alter Schuft, das sollst du mir entgelten! Du und mein Bruder, der Erbschleicher! Du hast recht, Marg'ret, fluch ihnen Allen! Hier meine Hand! Komm, du sollst mit mir zufrieden sein! Ha, ha! Jetzt sind wir im richtigen Fahrwasser! Nehmt Euch macht, der rote Frieder ist wieder da!“

II. Die Kornblumen-Marie.

Zwei Stunden sind vergangen seit das sonderbare, durch das Zuchthaus getrennt gewesene und durch den Haß jetzt wieder versöhnte und vereinte Ehepaar die Bergtuppe verlassen hat, und nieder gestiegen ist um Unheil in das friedliche Thal zu tragen. Auch wir sind niedergestiegen und haben uns in dem Dorfe das wir Thalheim nennen wollen, unter die festlich geschmückte Menge gemischt, um uns einmal eine reiche märkische Bauernhochzeit in der Nähe mitanzusehen.

Was den Reichtum der Hochzeitsleute betrifft, so war dieser auf Seite des Bräutigams ohne Frage, denn sein Vater, der Ortschulze Heinrich Wichard in Eversdorf war unbestritten der reichste und angesehenste Mann im Thale. Über den Reichtum des Brautvaters, Wilhelm Lenz auf dem Tannenhofe zu Thalheim, munkelte man aber allerlei. Schon vor zehn Jahren hatte man sich in die Ohren geflüstert, daß es mit Lenz nicht zum besten stehe. Friedrich Wichard, genannt der rote Frieder, war damals Knecht auf dem Tannenhof, und Margaret, sein Weib, Milchmagd. Lenz war ein roher, gewaltthätiger Mensch gegen sein Gesinde, und nach einem heftigen Austritt, bei welchem der jähzornige Frieder sich an seinem Herrn vergriff, ließ dieser das Ehepaar mit ihrem kleinen Sohne Karl zum Hofe hinauswerfen. Der rote Frieder stieß in seiner Aufregung fürchterliche Drohungen gegen seinen Herrn aus, und in der folgenden Nacht brannte der Tannenhof bis auf den Grund nieder. Frieder, obgleich er stets seine Unschuld beteuerte, wurde als Brandstifter verurteilt.

Der alte Lenz hatte zwar den abgebrannten Tannenhof, der sehr hoch verichert war, wieder schöner und stattlicher aufgebaut, als er jemals war, aber seine guten Freunde und Nachbarn meinten doch der Hochmuthsteufel sei sein Baumeister gewesen, und das prächtige Wohnhaus auf dem Tannenhof, mit seinen blinkenden Spiegelscheiben, sei nicht nur mit kostbaren Ziegeln, sondern auch mit noch kostbareren Hypotheken gedeckt,

und wenn der Alte stolz und breitspurig auf der Freitreppe seines Hauses stehe, so seien es auch nicht immer blanke Thaler, mit denen er in seiner Hosentasche klimpere.

Einen Schatz aber barg der Tannenhof, — ja wenn man den hätte in Gold ausmünzen können, — seine Tochter Marie, die Kornblumen-Marie genannt, ihrer schönen, treuen, blauen Augen wegen, und wegen ihrer Vorliebe für das bescheidene Blümchen. Marie, der Stolz des Dorfes, der Neid der Mütter, und die Sehnsucht aller jungen Bursche im Thale.

Nun sollte das Mädchen „wegfreien“ nach dem benachbarten Eversdorf.

Der reiche Eversdorfer Ortschulze Wichard hatte für seinen Sohn Gustav um die Marie gefreit, und der alte Lenz hatte mit Freunden eingeschlagen. Die Töchter reicher Hofbauern habens wie die Prinzessinnen: man verheiratet sie und fragt sie nicht. Politik und Geldbeutel auf den Höfen der Fürsten, wie auf den Höfen der Bauern sind die unerbittlichen Eheprocuratoren, gegen deren Machtgebot dem Opfer keine Berufung zusteht. Bei dem Lenz aber war es ausschließlich der Geldbeutel, und ein reicher Schwiegersohn mußte ihn vor dem Ruine retten.

Die arme Marie wurde nicht gefragt; mit welchem Herzen beugte sie sich dem Befehl des Vaters und — wurde beneidet von allen Freunden und Bekannten: Gustav Wichard, nicht nur der reichste Bursche im Thale, auch einer der schönsten und stattlichsten und brav — glückliche Marie! Und sein Vetter und Nebenbuhler, Karl Wichard, ebenso brav und vielleicht noch schöner und stattlicher, aber — ein armer Teufel und — der Sohn seines Vaters! Pah! Der alte Lenz wäre ein Narr gewesen, wenn er nicht zugegriffen hätte. Arme Marie!

Und jetzt lag das Opfer an der treuen Brust der Mutter:

„Behüt' dich Gott“, tröstete die alte Frau: „Denk oft an deine alte Mutter, und — wird dir's schwer ums Herz, ich bin ja nahe bei dir, komm' in meine Arme und . . .“ ein unterdrücktes Schluchzen unterbrach die mütterlichen Trostworte.

Das Mädchen richtete sich aus den Armen der Mutter auf. Sein schönes bleiches Antlitz war von Thränen übergossen; aber es waren keine Thränen wie eine glückliche Braut sie weint: „Mutter, liebe Mutter“, flüsterte sie, „du allein weißt, wie es mir ums Herz ist! Gott stärke mich, daß ich meine Pflicht erfülle, und — Gott stärke und tröste auch ihn, an den ich jetzt nicht mehr denken darf!“ Und immer wieder warf sich Marie an die Brust der tröstenden Frau und schluchzte laut. Da brach auch der mühsam verhaltene Schmerz der alten Bäuerin wild hervor und reichlich floßen die Thränen über das gramgefurchte Antlitz. Wer konnte besser als sie das Leid der Tochter verstehen? Denn auch sie war einst verkauft worden an den ungeliebten Mann.

„Was soll das Geflenne;“ fuhr der alte Lenz rauh dazwischen. „Mit der dummen Heulerei verderbt ihr mir ganz die Freude an diesem Ehrentag.“

„Lasset sie Vater Lenz“, bat der festlich geschmückte Bräutigam, und faßte sanft die Hand seiner Braut: „Weine nicht, liebe Marie, du sollst fürder keine Thränen mehr vergießen, so ich es hindern kann. Komm, nehmen wir Abschied von den Deinen, ich führe dich als mein liebes Weib in deine neue Heimat.“

Mit einer gewaltigen Anstrengung unterdrückte Marie ihr Schluchzen und trocknete ihre nassen Augen, und Hand in Hand machte das Brautpaar die Türe durch den Hof um Abschied zu nehmen von Freunden und

Verwandten und dem Hofgesinde. Auch ihrem Vater gab sie die Hand, noch einmal warf sie sich an die Brust der Mutter, dann bestieg sie mit ihrem Bräutigam den reich geschmückten Brautwagen. Als nun die im Hofe aufgestellten Musikanten den schönen Choral „Unsern Ausgang segne Gott“, anstimmten, da schwentkten die Männer und Burschen grüßend die Hüfte, die Frauen und Mädchen weinten und lachten durcheinander, und der Gänsejunge schlug zur Erhöhung der Feierlichkeit ein Abschiedsrad nach dem andern. Noch einen Scheidblick warf die Braut auf all' die Umstehenden, auf Haus und Flur, dann zogen die feurigen Füchse an, das Gespann rollte zum Thorweg hinaus. —

III. Die Brautfahrt.

Draußen harrete eine Schar berittener, festlich gekleideter junger Bursche, die Mützen mit flatternden bunten Bändern geziert, Blumensträuße im Knopsfloh, und selbst die Köpfe der Pferde geschmückt mit Blumen und Bändern. Der Brautwagen wurde mit lustigem Hurra empfangen, und die Reiter mit vier Trompetern sprengten an die Spitze des Zuges.

Nach altem Brauche mußten, wenn ein Mädchen in ein anderes Dorf ausreite, zwei berittene Sendboten in dem neuen Heim der Braut förmlich anfragen ob diese im Dorfe auch willkommen sei, und der Hochzeitszug durfte die Gemarkungsgrenze erst überschreiten, wenn die beiden „Herolde“ den Bescheid zurückgebracht. Zu diesem Ehrenamte wurden die stattlichsten Burschen und besten Reiter des Dorfes befohlen, und diesen die schönsten und feurigsten Pferde zur Verfügung gestellt, und merkwürdig in der Geschichte des Thales wäre es gewesen, wenn einer der Auserkorenen dies Ehrenamt nicht hätte annehmen wollen. Und zwei stattliche Reiter waren es, die ihre feurigen Rappen tummelten, Hut und Brust mit Kornblumen-Sträußen geschmückt, zu Ehren der Kornblumen-Marie, und der schönste und stattlichste von ihnen, war Carl Richard, der Sohn des Zuchthäuslers, der verschmähte Liebhaber der Braut. Der alte Lenz hatte zwar gegen die Wahl des von ihm so schwer beleidigten jungen Mannes geeifert, allein er mußte der öffentlichen Meinung weichen, die des Vaters Schuld dem ehrenhaften und braven Sohne nicht entgelten lassen wollte. Diesem fraß an diesem Tage Schmerz und Zorn am Herzen, allein er war zu stolz der gassenden Menge seinen Kummer zu zeigen, darum hatte er das Ehrenamt angenommen, darum kämpfte er seinen Jammer nieder, und sein Gesicht trug eine stolze Ruhe zur Schau. Jetzt sprengte er vor und parierte seinen Rappen neben dem Brautwagen. Scheinbar unbefangen reichte er der erbleichenden Braut die Hand und einen kleinen Strauß von Kornblumen. „Lebe wohl, Marie, und

sei glücklich!“ dann jagte er mit seinem Kameraden dem Zuge voran, dem benachbarten Dorfe entgegen.

Der lange feistliche Zug, — dem Hochzeitswagen folgte noch eine Reihe Gefährte mit den Eltern, Verwandten und Freunden der Braut, — konnte sich nur langsam fortbewegen, denn vor allen Höfen des Dorfes standen die Bewohner um der scheidenden Marie noch einmal zuzunicken und zum Abschiede die Hand zu reichen. In dem rebenumrankten Pfarrhause mußte der Zug sogar einen kurzen Halt machen, denn der alte, silberhaarige Prediger, der seit bald 50 Jahren segensreich in der Gemeinde wirkte, trat an den Hochzeitswagen und überreichte seinem Beichtkinde, das er getauft und konfirmiert, und dessen Herzensstummer ihm kein Geheimnis war, einen Strauß von Kornblumen und Bergißmeinnicht. „Marie, mein gutes Kind, du wirst glücklich werden an der Seite dieses braven Mannes! Gustav, liebe und hege dieses brave Kind als deinen köstlichsten Schatz. Der Herr segne und behüte euch! Amen!“

Der Bräutigam legte betuernd die Hand auf die Brust, und Marie beugte ihr Haupt, um unter wieder hervorbrechenden Thränen die Hand des ehrwürdigen Mannes zu küssen.

„Nun vorwärts, Franz!“ rief der Bräutigam seinem Kutscher zu, Franz schwang mit einem lustigen Fuchser die Peitsche und fort flog der Zug die Straße entlang.

Es war ein heiterer Herbsttag. Eichen und Buchen trugen noch das frische grüne Laub; nur von den Kastanien flatterte im losen Winde schon hie und da ein gelbes Blatt, das an des Sommers Abschied mahnte. Auf den Apfel- und Birnbäumen



Edelbar unbefangen reichte er der erbleichenden Braut die Hand und einen kleinen Strauß von Kornblumen.

glänzten farbenschim- mernde Früchte, und im duftenden Lupinenfelde wühlten ganze Schwärme fleißiger Bienen, die den gelben Blüten den süßen Saft stahlen, um später von den Menschen wieder bestohlen zu werden. Auf dem nahen Stoppelfelde, den Strickstrumpf in der Hand und den dampfenden Pfeifenstummel zwischen den Zähnen, saß ein alter Hirte auf der Deichsel seines Schäferfarrrens und überwachte eine große Herde seiner Schutzbefohlenen, unterstützt von seinem getreuen Philax, der die Pflicht hatte, die Schafe von dem benachbarten Rübenfelde fern zu halten. Die dummen Schafe — sich scheeren lassen und die magern Stoppelfelder düngen ist eines braven Schafes erste Pflicht, den Gelüsten einiger revolutionärer Böcke auf die verlockenden Rübenfelder weiß aber Gendarm Philax mit scharfen Zähnen zu begegnen. Der alte Schäfer schwentte grüßend seinen Strickstrumpf, und rief dem Hochzeitszuge ein lautes „Hurra!“ zu, in das Philax mit seinem schönsten Vellen einstimmte.

Gustav faßte zärtlich die Hand seiner Braut: „Siehst du, Marie? Eine Schafferherde, das bedeutet Glück!“

Und weiter brauste der Zug. Von dem Dörfchen war nur noch die Kirchturmspitze zu sehen, die aus einem Walde von Obstbäumen hervorlugte. Die Reiter, die den Festzug umschwärmten, trieben Spaß und Kurzweil; der alte Lenz, im zweiten Wagen, gab seiner guten Laune über das gute Geschäft, das er bei der Verlobung seiner Tochter gemacht, einen trafehlenden Ausdruck, während seine Frau stille neben ihm saß, den kummervollen Blick auf ihre Tochter gerichtet.

Jetzt hatte der Brautwagen die Gemarkungsgrenze erreicht und der ganze Zug hielt stille. Die Trompeter sprengten an die Spitze vor und schmetterten eine lustige Fanfare in die Morgenluft, und gleichsam als Antwort, vernahm man aus der Ferne eine lebhaft Kanonade: Bum, bum, bum!

Der alte Lenz richtete sich in seinem Wagen auf und schwenkte seinen Hut: „Hurra! Höret ihr die Eversdorfer Raketenköpfe? Sie senden uns ihren Willkomm-Gruß!“

Die Willkommens-Reiter, die beiden Herolde, aber waren noch nicht in Sicht, obgleich sie der Zeit nach auf ihren schnellen Rossen schon längst zur Stelle sein konnten.

Auf dem Musikanterwagen spielten sie inzwischen einen lustigen Hopsy, der im Vorgefühl der Tanzfreuden, die der jungen Welt hartten, von den Burschen mit einem fröhlichen Fuchzer, und von den Dirnen mit einem glücklichen Lachen begrüßt wurde. Allein der letzte Walzertakt war verklungen, und noch immer zeigten sich die Reiter nicht. Irgend ein Zwischenfall mußte ihre Rückkunft verhindert oder verzögert haben.

Schon schickte sich ein anderer Reiter an als Kundschafter vorwärts zu traben, als auf schweißstriebsendem Rosse der eine der Erwarteten angesprengt kam. Am Wagen des Brautpaares hielt er an und meldete vorchriftsgemäß den „Willkommgruß“ der Gemeinde Eversdorf. Aber der Reiter war, trotz des scharfen Rittes, bleich und aufgereg, und brachte seine Rede nur stotternd vor.

„Warum kommst du allein?“ fragte der Bräutigam. „Wo bleibt dein Kaxierad? Und was war das für eine Kanonade?“

„Die Eversdorfer Bursche — ein — ein dutzend Raketenköpfe,“ antwortete der Reiter zögernd. „Sie, — haben gerade vor den Nasen unserer Pferde Losgepfiffert, und — und da . . . dem Richard sein Gaul — ha — hat einen Seitensprung gemacht und — und den Fuß verstaucht.“

„Brauchst deshalb kein so Leichenbittergesicht zu machen. Freilich der arme Gaul. Die dumme Schieberei.“

„Nun“ setzte Gustav sich freundlich zu seiner Braut wendend hinzu: „wenn es weiter nichts ist, den „Willkomm“ haben wir, Vorwärts!“

Marie war unruhig geworden. „Um Gott, es wird doch kein Unglück geschehen sein?“

„Wo denkst du hin, mein Schatz. Mein Vetter Karl, der beste Reiter im Thale. Sein Gaul hinkt, das ist alles, er aber wird heute Abend noch mit dir tanzen.“

Der Zug hatte den Wald verlassen, und flog auf ebener Straße dem nahen Eversdorf zu. Links der Straße und tief unter derselben befand sich ein ausgebeuteter Sandsteinbruch, und war der gefährliche Platz durch ein hölzernes Schutzgelande gesichert. Auf der andern Seite der Straße, auf einer kleinen Anhöhe, waren die kleinen eisernen Böller, Raketenköpfe genannt, aufgestellt, deren „Donner“ man vorhin vernommen. Von der Bedienungsmannschaft aber war Niemand zu sehen.

„Den Eversdorfern ist scheint's das Pulver ausgegangen“, lachte der Bräutigam. „Schöne Soldaten, die ihre Kanonen im Stiche lassen.“

Hätte Gustav einen Blick über das Schutzgelande in die Tiefe des Steinbruches werfen können, er hätte sehen können, wohin die Bedienungsmannschaft der Böller geraten ist. Die Bursche drängten sich da unten um einen Gegenstand, der bei einem Felsblocke lag, und neben dem ein bleiches Weib auf der Erde kanerte. Als der Lärm des Hochzeitzuges in die Tiefe drang, sprang das Weib auf die Füße, wild flog ihr schwarzes Haar im Winde, drohend schüttelte sie ihre Arme empor nach dem ihr unsichtbaren Zuge, und es waren keine Gegensewünsche, die sie mit gellender Stimme dem ahnungslosen Brautpaare nachrief.

IV. Vor dem Altare.

Jetzt war Eversdorf erreicht. Vor des Ortsschulzen Richard Hof hielt der Hochzeitzug. Unter dem Thorwege standen der Ortsschulze und sein Weib, mit dem Gesinde des Hofes, alle festlich gekleidet. Der alte Lenz warf einen gierigen, triumphierenden Blick auf den stattlichen Schulzenhof, in dem seine Tochter Marie als Bäuerin einzuziehen sollte; mit einem Jubelruf sprang er vom Wagen und schüttelte seinem Gesehwäher die Hände. Marie ward von ihrem Bräutigam vom Wagen gehoben und seinen Eltern entgegen geführt: „Da, gut's Mütterle, lieber Vater, da habt Ihr Euer neues Töchterlein“, rief er mit glückstrahlenden Augen. Die Schulzenbäuerin umarmte und küßte sie; „Gott segne deinen Eingang, mein Kind!“ Der alte Schulze gab ihr die Hand: „Sei mir willkommen, meine Tochter!“ Marie warf einen schüchternen Blick in die Runde, als suche sie unter der gaffenden Menge ein ihr wohlbekanntes, befreundetes Gesicht; enttäuscht ließ sie die Augen sinken, und mit einem Seufzer folgte sie ihrem Bräutigam und den Eltern in die Feststube des Schulzenhofes, um sich zu schmücken für den schweren Gang zur Kirche.

Draußen spielte die Musik einen lustigen Walzer. Aber sonderbarer Weise schien er diesmal seine gewohnte Wirkung zu verfehlen; die Leute schienen von einer gedrückten Stimmung beherrscht, und wenn bei den lustigen Tanzweisen auch da und dort eines jungen Burschen Augen aufleuchteten, und über eines jungen Mädchens Antlitz ein Lächeln flog, es waren manche ernste und trübe Gesichter unter der Menge.

„Hast du gesehen?“ sagte ein altes Weib zu ihrer Nachbarin, „wie verfürd die arme Braut dreinschaut? die ahnt ihr Unglück!“

„Das arm Ding“ erwiderte die andere, „man weiß ja wie sie mit ihm gestanden. Und nun so, gerade an ihrem Hochzeitstage.“

„Haltet eure Mäuler, mit eurem Uhugeträchz“, zürnte ein Bauer, „sie weiß noch nichts, der arme Tropf; Ihr braucht's ihr nicht jetzt schon in die Ohren zu schreien.“

„Nur stet, Barthel,“ sagte die eine wieder, „einmal muß sie es ja doch wissen. Ich hab' es gestern schon gewußt. Hat nicht das Leichenhuhn der Kirchhofsinde die ganze Nacht hindurch ihr unheimliches „Kumm mit, kumm mit“ gerufen? Und was das zu bedeuten hat, weiß doch jedes Kind.“

„Und hat nicht sein Hund, der Philax seit zwei Tagen so jämmerlich geheult? So ein Tier hat mehr als Menschenverstand.“

Jetzt rollten Wagen auf Wagen in das Dorf, und fast alle Höfe hatten Gäste zu beherbergen. Es ist auf

dem Lande althergebrachte Sitte, daß bei so großartigen Festlichkeiten, wie die einer reichen Bauernhochzeit, von allen Einwohnern, die es irgend machen können, Gastfreundschaft geübt wird, da selbst der wohlhabenste Festgeber nicht instande ist die Menge der geladenen Gäste bei sich unterzubringen.

Gegen 11 Uhr bewegte sich der stattliche Hochzeitszug zur Kirche. An der Spitze des Zuges das Brautpaar, gefolgt von den Brautjungfern in weißen Kleidern und reichlichem Blumen Schmuck im Haar, und eine große Schar festlich geschmückter Mädchen und junger Bursche, denen sich die Verwandten und Freunde des Brautpaares anschlossen. Den Schluß bildeten die alten Leute und die Armen des Dorfes.

Marie war von ihrem Bräutigam reich beschenkt worden: ein schwerer silberner Gürtel umschloß ihren schanken Leib und ihren Hals zierte ein kostbarer Granatschmuck. Der Myrtenkranz, mit den weißen Blüten, hob sich trefflich von dem hellblonden Haare des Mädchens ab, und ein weißer Brautschleier umwallte die zierliche Gestalt, und verhüllte halb ihr bleiches Gesicht. Vor der Brust trug sie einen halbverwelkten Strauß von Kornblumen, den Abschiedsgruß eines geträumten Glückes.

Gustav Richard schritt mit dem Stolze eines Siegers an der Seite seiner Braut, und wenn seine hohe, kräftige Gestalt sich niederbeugte, um mit einem strahlenden Blicke seiner Auserwählten zuzulächeln, da konnte ein unbefangener Beschauer wohl sagen: Glückliche Marie, das ist ein Mann, dem du vertrauen kannst, der dich schützen, der dich lieben wird! Arme Marie! Sie trug ja noch die welken Blumen an der Brust, und noch hatte sie nicht das Bild eines Andern aus ihrem Herzen zu reißen vermocht.

Wenn nicht schon die stramme, selbstbewußte Haltung, so hätte das „Ehrenkreuz“ auf seiner Brust den ehemaligen Soldaten verraten, und er durfte es sich sagen: den tapfern Soldaten, denn nicht gerade Jeder, der mit solchen Ehrenzeichen prunkt, hat es durch seine Tapferkeit, hat es überhaupt verdient. Gustav Richard war 1866 mit der Garde nach Oesterreich gezogen und hatte sich bei dem Sturm auf eine österreichische Batterie, bei Oslam, so sehr ausgezeichnet, daß ihm der Kronprinz selbst auf dem Schlachtfelde das Kreuz auf die Brust gestiftet. Als der junge Unteroffizier, nach beendigtem Felzuge, in seine Heimat zurückkehrte, war ihm das Gerücht seiner Heldenthat in zehnmaliger Vergrößerung vorausgeeilt, und die biedern Landbewohner staunten den jungen Helden an, und die jungen Mädchen sahen in ihm den leibhaftigen Erzengel, wie er mit flammendem Schwerte etliche Hundert der armen Oesterreicher ins Jenseits beförderte. Aber außer dem Ehrenkreuze hatte er noch etwas aus dem Feld mit nach Hause gebracht: eine Kugel in der Schulter, der er seinen ehrenvollen Abschied als „Invalide“ verdankte, die aber nur eine kaum bemerkbare Ungelegenheit des Armes zur Folge hatte.

Die kleine, mit Kränzen und Gewinden hübsch ausgeschmückte Kirche hatte sich bereits gefüllt mit Neugierigen, und der Küster hatte Mühe Bahn zu brechen für den Hochzeitszug, der jetzt das Heiligthum durch die Hauptthüre betrat. Ein großer Teil der Hochzeitsgäste konnte die Schwelle nicht überschreiten, und bemühte sich draußen, auf den Bechen stehend, einen Blick in die Kirche zu werfen.

Da huschte durch ein kleines Seitenpörtchen eine Frauengestalt in die Kirche: ihr Anzug war nichts weniger als festlich, nachlässig und beschmutzt, den

Kopf hatte sie in ein schwarzes Tuch gehüllt, das ihr geisterbleiches Antlitz noch unheimlicher machte. Unbemerklich schlich sie an den Wänden hin und kauerte in einem dunklen Winkel des Kirchleins nieder. Von der Orgel ertönte ein Vorspiel zu dem feierlichen Choral, den der wohlgeschulte Männergesangsverein von der Emporbühne erschallen ließ, und das Brautpaar trat vor den ehrwürdigen Priester am Altare. Da richtete sich die unheimliche Frauengestalt in ihrem Lauschwinkel in ihrer ganzen Größe empor, den Körper vorgebeugt, starrte sie nach dem Altare, nach dem Brautpaar, nach dem Priester, dem sie die Worte von den Lippen las.

„Wo du hingehst, da gehe ich auch hin!“ Das war der Bibeltext, den der Pfarrer seiner Rede zu Grunde legte. In einfachen, schlichten Worten, aber in rührender, zum Herzen bringender Sprache schilderte der würdige Mann die Pflichten der Ehegatten: wie Liebe, Treue, unbeschränktes Vertrauen, und milde Nachsicht die Grundpfeiler einer glücklichen Ehe seien und wie jeder Teil dem andern zu Gefallen leben müsse: „Wo du hingehst, da gehe ich auch hin; wo du bleibst, da bleibe ich auch!“

Bei der ziemlich langen Predigt (selbst die Besten bringen es selten zu Stande kurz zu sein) weinte Marie tiefbewegt, und auch die weibliche Zuhörerschaft machte eifrigen Gebrauch von ihren Schnupftüchern, so weit solche vorhanden waren. Als nun der Geistliche mit einem „Amen“ schloß, und an die Brautleute die bedeutungsvolle Frage richtete, und als von den Lippen des Bräutigams ein mannhaftes freudiges „Ja“ ertönte, und als die Braut ein zitterndes, schluchzendes „Ja“ lispelte, da wurde die heilige Handlung durch ein merkwürdiges Ereignis unterbrochen. Aus einem finstern Winkel der Kirche erschallte ein gräßliches, wahnsinniges Lachen; und eine gellende Stimme schrie: „Nein, nein, nein! Fluch über Euch! Wo er hingegangen, gehet ihr auch hin! In den Tod, in den Tod! Ha, ha, ha!“

Einen Augenblick erschien über den Köpfen der Menge ein bleiches Haupt und erhobene Arme, dann verank die Erscheinung mit einem Schrei.

In der erschrocken Gemeinde entstand ein Tumult. In dem dunkeln Winkel sammelten sich die Menschen um ein Weib, das in Zuckungen sich auf dem Boden krümmte. An dem Altare selbst hatte man nur das entsetzliche Lachen gehört, die Fluchworte waren in dem allgemeinen Lärm verloren gegangen und nicht bis zu der heiligen Stätte gedrungen. Der Küster drängte sich durch die Menge und brachte dem erschrocken Geistlichen küsternd die Nachricht: „Eine Wahnsinnige! Man schafft sie soeben fort.“

Die Ruhe war wieder hergestellt und die heilige Handlung konnte beendet werden. Nachdem das junge Ehepaar am Altare „geopfert“, und auch die geladenen Gäste diesem alten Brauche nachgekommen, bewegte sich der Zug wieder in der alten Ordnung in den Hof zurück.

Untenwegs streckten die Leute die Köpfe zusammen und flüsternten sich ihre Bemerkungen zu: „Hat doch Recht gehabt, die alte Lenore, mit ihrem Leichenhuhn!“ — „Das arme Weib.“ — „S hat ihr den Verstand geraubt.“ — „Kein Wunder.“ — „Die arme Mutter!“

V. Rosenkranz.

In dem geräumigen Tanzsaal waren inzwischen Tafeln hergerichtet, die in dreifacher Reihe den langen Saal füllten, und mit Speisen und Getränken

beladen waren. Nichts ist mehr geeignet trübe Laune zu vertreiben oder ein schweres Herz zu erleichtern als der Anblick einer wohlbesetzten Tafel, namentlich wenn neben dem schweren Herzen ein leerer Magen knurrt. Und die Mägen der meisten Hochzeitsgäste waren, nach der langen kirchlichen Feier, in dieser unzufriedenen Verfassung, und die trübe Stimmung, die schon vor der Hochzeitfeier manches teilnehmende Herz bedrückte und die sich bei dem Zwischenfall in der Kirche gesteigert, verfloß wie mit einem Hauberschlage, und im Nu waren die Tische besetzt, und der Angriff auf Speisen und Getränke begann. Für das junge Ehepaar, seine Verwandte und für die bevorzugten Hochzeitsgäste, darunter der Herr Pfarrer, war eine Tafel in einem kleinen Seitensaal hergerichtet, und auch hier herrschte eine heitere Stimmung, die jedoch nicht geeignet war, das schwere Herz Mariens zu erleichtern, die nicht aufzuschauen wagte, aus Furcht dem vorwurfsvollen Blicke aus ihr teuer gewesenen Augen zu begegnen, und die dem zärtlichen Geslüster ihres eben erst angetrauten Gatten kaum ein Ohr lieh.

Die Zahl der bei ländlichen Hochzeiten geladenen Gäste ist oft nach Hunderten zu zählen, aber die Herleitungen zur Bewirtung so vieler Menschen steht in gleichem Verhältnisse, und bei einer reichen Bauernhochzeit währt das Essen, Trinken und Tanzen volle drei Tage lang. Dabei dehnt sich die Gastfreundschaft, während der Jubeltage, nicht allein auf die geladenen Gäste, sondern auch auf solche Personen aus, die zufällig das Dorf berühren. Es fällt gar nicht auf, wenn ganz Unbekannte sich beim Feste einfinden, sich zu Tische setzen und sich's schmecken lassen; sie sind alle willkommen.

So saßen auch heute an der großen Tafel mehrere Ungeladene, und ihnen hatten sich Knechte und Hütjungen des benachbarten Hofe zugesellt. Tüchtig war hier bereits dem Kornbranntwein zugesprochen, und die Stimmung in dieser buntzusammengewürfelten Gesellschaft war bereits eine ziemlich lärmende geworden.

Bescheiden, am untern Ende der Tafel, saß, ruhig seine Mahlzeit einnehmend, ein ärmlich aussehender Handelsmann aus der Stadt, der, Geschäfte halber schon seit Jahren das Dorf besuchte. Weit und breit kannte man den ehrlichen Alten, der nicht, wie manche seiner Glaubensgenossen auf dem Lande, darauf ausging die Bauern zu übervorteilen, sondern redlichen Handel trieb, so daß man gerne mit dem alten Rosenkranz zu thun hatte. Trotz seines ärmlichen Auftretens galt aber der Jude für wohlhabend, und manchem Landmann hatte er schon in der Not mit einem kleinen Kapitale ausgeholfen, von dem er nur die üblichen Zinsen nahm.

Rosenkranz hatte, da er den Schnaps nicht liebte, nur wenig von dem herumgehenden Glase genippt, und beteiligte sich auch nur wenig an der immer lärmender werdenden Unterhaltung. Da warf einer der betrunkenen Knechte das Schnapsglas auf den Boden und schrie: „Pfui Teufel, ich sauf aus keinem Glas, in das ein Jud' seine Schnauz gesteckt hat!“ und dabei schlug der benebelte Bursche mit der Faust auf den Tisch, daß Schüsseln und Gläser tanzten. Das war das Signal für die rohen Gesellen über die Juden, im allgemeinen, und über den armen Rosenkranz, im besonderen, herzufallen.

„Hast Recht, Sepp! S'ist 'ne Schand', einen Juden am Tisch zu haben!“ schrie der Andres vom Buchenhof.

„Alle Juden sind Spitzbuben!“ schrie ein anderer.

„Hallunken! Halsabschneider!“

„Gott der Gerechte, bin ich doch ein ehrlicher Mann!“ suchte der geängstigte Rosenkranz sich zu verteidigen.

„Was da?! Jud ist Jud! Hinaus mit dem Schächerer!“ tobte der trankene Haufen. Die anständigen Gäste am Tische suchten abzuwehren und den mißhandelten alten Mann in Schutz zu nehmen. Dieser hatte still seine Krampfsachen zusammengerafft und suchte das ungasstlich gewordene Haus zu verlassen. Doch ungefährdet sollte er seine Rückkehr nicht bewerkstelligen: ein paar wüste Gesellen waren aufgetaumelt, hatten den Juden am Kragen gepackt, und unter Geschrei und Gelächter schleppten sie den zitternden Alten gegen die Thüre, um ihn hinauszurwerfen. In diesem Augenblicke erschien, durch den wachsenden Lärm aufgeschreckt, Gustav Richard auf der Schwelle: „He da! Was giebt es dort?! Wollt ihr Ruhe geben? Was, ihr Schufte, ihr erschreckt Euch einen meiner Gäste zu beleidigen?“ Mit zwei Sähen war Gustav mitten unter dem lärmenden Haufen; mit Riesenkraft schleuderte er zwei der Knechte zur Seite, daß sie auf den Boden rollten, und befreite den alten Mann. „Jude oder Christ! In meinem Hause ist jeder Gast mir heilig, und der da ist ein braver Mann! Hinaus mit euch Schurken, und schlaft eure Käusche aus auf dem Mist, auf den ihr gehört!“ Grollend und schimpfend drückten sich die verblüfften Standalmacher zur Thüre hinaus, denn mit dem Gustav, daß wußten die Bursche, war nicht zu spaßen.

„Kommt, Rosenkranz“, sagte dieser freundlich zu dem zagenden Hausierer, „Ihr sollt an meinem Tische sitzen“ und damit zog er den halb Wiederstrebenden an die Festtafel im Nebenraale.

Der Herr Pfarrer drohte lächelnd mit dem Finger: „Gustav, du hast eine sehr überzeugende Manier, dein Gastrecht zu wahren!“

Gustav lachte: „Hochwürden, das Hinauswerfen habe ich im Kriege gelernt!“

Der Geistliche rückte seinen Stuhl: „Rosenkranz, setzet Euch neben mich. Gottlob, bei uns gilt jeder Ehrenmann, sei er Jude oder Christ.“

VI. Bekenntnisse.

Nach diesem Zwischenfall kam die Heiterkeit wieder zu ihrem Rechte. Der Haut Santerne (weißer Bordeaux) und der Mustat-Wein von Pünel, Hauptweine bei vornehmen ländlichen Hochzeiten, hatten die Zungen gelöst. Der Pastor erzählte von seinen Reisen in Italien, das er als Hauslehrer mit einer gräßlichen Familie durchzogen, und auch der junge Ehemann, der durch seine „Handarbeit“ im andern Saale in eine kriegerische Stimmung versetzt worden, erzählte von seinen Feldzügen und von seinem Sturm auf die österreichische Batterie bei Gilm.

Auch zu Tischreden begeisterte der feurige Festwein, und wenn die Trinksprüche der Bauern auch nicht so fein gesekt waren wie die der Stadtherren, der Inhalt ist ja stets der gleiche. Ein Trinkspruch auf das junge Ehepaar, wobei der Barbier, der als Bestorner auch zur Herrentafel gezogen worden, mit einem Tuche zum Fenster hinauswedelte, ein Zeichen für die Raketenpfort- Artillerie, die auch alsbald losdonnerte. Dann auf den König und Kriegsherrn Wilhelm, ebenfalls unter Raketenpfortdonner. Dann auf den Herrn Pfarrer, der als Gegenrede die Alt-Mark, die Wiege der Hohenzollern leben ließ. Die Tischreden wirkten schließlich ansteckend, ein halbes Duzend sprach zu gleicher Zeit, aber alles mögliche und wenn nicht die Tafel aufgehoben

worden wäre, um die Speisesäle in Tanzsäle zu verwandeln, der alte Rosenkranz wäre auch noch einem Trinkspruch zum Opfer gefallen. Der aber hatte sich, als die Wogen der Tischreden anfangen stürmisch zu werden, geräuschlos entfernt.

Die Tanzbelustigung begann. Und nun harrte der armen Marie eine schwere Aufgabe. Nach alt hergebrachter Sitte hatte die junge Frau, mit dem Brautkranz auf dem Kopfe, die Keigen zu eröffnen. Jeder geladene Mann, gleichviel ob verheiratet oder ledig, muß von der Gefeierten zu einem kurzen Rundtanz aufgefordert werden, und es wäre eine schwere Beleidigung, wenn dabei irgend Jemand übergangen würde. Der frühere Gebrauch, daß die junge Frau beim Tanze das sogenannte Brautlicht tragen mußte, einen mit Blumen und Bändern reich geschmückten Stab, an dessen Spitze brennende Lichter befestigt waren, war in Abgang gekommen, denn die Lichter erlöschten gar zu leicht beim Tanze, was dann als ein schlimmes Zeichen galt für das Glück der Neuvermählten.

Wenn aber diese Rundtänze schon eine schwere Arbeit waren für eine glückliche Braut, mit einem leichten Herzen, wie um so schwerer für die arme Kornblumenmarie, die in dem Freudenjubiläum, der sie umgab, mit Schmerz und Jammer kämpfte. Doch hielt sie sich wacker, die Blicke der ganzen Gesellschaft ruhten auf ihr, und sie fühlte, daß sie sich zusammennehmen, daß sie tapfer sein mußte, um sich und die Ihrigen vor Schande zu bewahren.

Als jedem männlichen Gaste die Ehre eines Rundtanzes zuteil geworden, und nachdem, der Sitte gemäß, der junge Ehemann mit seiner Frau in einem Walzer den Schluß gemacht hatte, zog sich das junge Paar, zur Erholung von diesen Tanzstrapazen, in das „Staatsstübchen“ zurück, wo Marie erschöpft in einen Sessel sank, und unfähig sich länger zu beherrschen, ihrem gepreßten Herzen durch einen Thränenstrom Luft machte.

Erschrocken beugte sich der junge Mann zu ihr nieder: „Marie! mein liebes Weib, was hast du, warum weinst du?“

Die junge Frau machte eine gewaltsame Anstrengung ihre Thränen zu unterdrücken:

„Gustav, ich bin jetzt dein angetrautes Weib, und was ich am Altar geschworen, ich will meine Pflichten redlich erfüllen. Auch ein Geheimnis, Gustav, darf ich nicht länger vor Dir verbergen, und in dieser Erwartung sollst du in mein Herz schauen.“

Erwartungsvoll ließ sich Gustav neben seiner Frau nieder, und zärtlich ihre Hand fassend, sprach er:

„Rede, meine liebe Marie, ich höre.“

„Gustav, als dein Vater bei dem meinigen für dich um mich freite, hast du geglaubt, ein reiches Mädchen zu freien?“

„Dem hab' ich niemals nachgefragt.“

„Ich aber muß dir's jetzt sagen, es ist meine Pflicht. Gustav, ich bin ein armes Mädchen, der Hof meines Vaters ist schwer verschuldet, er steht am Rande des Ruins.“

„Gewußt hab' ich's nicht, aber geahnt. Die Leute haben ja vieles darüber geschwatzt, und der Rosenkranz hat mich sogar gewarnt.“

„Und doch hast du's gethan?“

„Es war mir um Dich zu thun, Marie, nicht um dein Geld.“

„Du bist ein braver Mensch, Gustav. Wollte Gott, ich könnte deiner Bravheit ein freies Herz entgegen-

bringen. Hast du wirklich nicht gewußt, daß mein Herz einem andern gehört?“

Gustav sprang vom Stuhle auf und sah seiner Frau erschrocken ins Gesicht: „Wie, also wäre es wahr? Mein Vetter Karl?“

Marie nickte.

„Darum also ist er vom Feste weggeblieben? Beim allmächtigen Gott, Marie, ich hab's nicht gewußt. Hab's für ein nichtiges Gerede gehalten. Also verkauft hat man dich, verschachtet! O mein Gott!“ der junge Mann sank auf den Sessel zurück und barg sein Gesicht in die Hände.

Jetzt erhob sich Marie, berührte sanft seine Schulter und sagte: „Beruhige dich, Gustav. Es war Pflicht gegen meine Eltern, ich konnte nicht anders. Gott wird mir die Kraft geben den — den andern zu — zu vergessen und auch — er wird's verwinden. Gustav, ich werde dir ein treues Weib sein, du wirst dich niemals über mich zu beklagen haben!“

Gustav ergriff die Hände seiner Frau und blickte zu ihr auf: „Du braves Herz! Hätte ich's gewußt, wahrhaftig, den Schmerz hätt' ich dir erspart, es wäre nicht geschehen. Doch jetzt, da das Unabänderliche geschehen ist, jetzt wollen wir's zusammen tragen.“ Der junge Mann erhob sich, und streckte, wie zum Schwur die Hand empor: „Marie, Gott hört mich. Mein Leben lang will ich dir's vergelten, und wenn ein Mann durch Liebe und Treue vermag ein Weib glücklich zu machen, — du sollst es auch noch werden, an meiner Seite!“

VII. Der rote Frieder.

Es ist Abend geworden. Die Tanzmusik schweigt, und die Speisetafeln sind wieder aufgestellt. Und da sitzen sie wieder und essen und trinken, als hätten sie den Tag über gefastet. Es ging jetzt an das wichtige Geschäft des „Brauthahn-Sitzens“. Das ist ein seltsames Wort, und es dürfte den größten Gelehrten schwer fallen, einen Zusammenhang zwischen dem Wort und der Handlung herauszufonstruieren. Jedenfalls aber ist die Handlung wohlklingender als das Wort, denn sie hat Gold- und Silberklang. Ein ansehnlicher Teller macht die Runde um den Tisch, und das scharfe Aufklingen eines Geldstückes ist ein „Passauf“ für den Nachbar, der einen neugierigen Blick auf den Teller wirft, um zu erspähen, was der Vordermann gegeben hat. Die Sammlung ist ein Hochzeitsgeschenk für das junge Paar. Andere Hochzeitsgeschenke, wie sie in der Stadt gegeben werden, und bei denen Butterdosen, silberplattirte Leuchter und andere „Kostbarkeiten“ eine Rolle spielen, kennt man auf dem Lande nicht, die Bauern lieben das Solide, das Klingende. Der Teller zirkuliert erst an dem „Herrentische“, wo die Verwandten und die bevorzugten Gäste saßen, bei denen auch das junge Ehepaar wieder den Vorstoß führte. Hier fielen zumeist Goldstücke. Die Familien der Richards und Lenzen suchten sich förmlich zu überbieten, und als der alte Lenz prahlerisch ein Häuflein Gold auf den Teller warf, konnte man's kaum ahnen, daß es mit ihm so schlimm stehe. An den Tischen in großen Saale war man schon weniger eingenommen für die „Goldwährung“, hier fielen die harten Silberthaler, die sich weiter herunter in Groschen verwandelten, und mancher Platz da unten wurde auch zeitweise leer, da die Insassen das Bedürfnis fühlten, so lange frische Luft zu schöpfen, bis der verhängnisvolle Teller passiert war.

Während das „Brauthahn-Sitzen“ vor sich ging,

betrat ein hoher, breitschulteriger Mann den Saal. Wir erkennen in ihm wieder den „roten Frieder“ aus dem ersten Kapitel. Seine Absicht, sich zu seinem „Einzug in die Heimat und bei seinen lieben Verwandten“ umzukleiden schien er nicht ausgeführt zu haben. Wie dort, trug er noch den nachlässigen Anzug, den Schlapphut trotzig auf den struppigen Kopf gestülpt, und trotzig durchschritt er den Saal, an den verblüfften Gästen vorüber, die ihn mit scheuen Blicken betrachteten und flüsternd die Köpfe zusammensteckten. Auf der Schwelle zu der „Herrenstube“ machte er Halt und die Gesellschaft überblickend lästete er den Hut ein wenig: „Holla! Da geht's ja hoch her!“

Als hätte eine Bombe eingeschlagen, fuhr die Gesellschaft in die Höhe.

„Der rote Frieder!“

„Ja, der rote Frieder! Bitte meine Herrschaften, behalten Sie Platz! Allzuviel Ehre“, rief der Rote mit höhnischem Lachen. „Bin zwar nicht geladen zur Hochzeit meines Neffen, doch die ungeladenen Gäste sind ja die liebsten. Nicht wahr Bruder Heinrich?“

Der alte Lenz war erschrocken aufgesprungen, und hatte sich hinter den breiten

Rücken seines Gegenwärtigen geflüchtet. Dieser, der Ortschulze, stand hochaufgerichtet, und seinem Bruder einen finstern Blick zuwerfend, sagte er sich mühsam beherrschend:

„Frieder, Unglücklicher, wo kommst du her, und was willst du hier?“

„Wo ich herkomme?“ schrie der Rote, „da, frage den Lenz! Wie der Kerl zittert! Schüttelt dich dein Gewissen, he? War's nicht ein lustiges Feuer, alter Sünder!? Hat's dich doch zum reichen Mann gemacht, mich aber zum Zuchthäusler! Hab' zehn Jahre lang Woll' gesponnen! Ho, ho, ho! War ein einträglich, ein lustig Handwerk!“

„Packe dich! rief der Ortschulze zornig. „Kommst daher um Skandal zu machen, und meinen Gast zu beleidigen?“

„Da schau ihn an, den Jammermensch!“ rief der Frieder und schüttelte seine Faust gegen den alten Lenz. „Wenn Gerechtigkeit in der Welt wäre, hättest du Woll' spinnen müssen und nicht ich!“

„Jetzt ist's genug!“ schrie der alte Hofwirt vom Born übermüht. „Hinaus mit dir! Schmach und Schande hast du über uns gebracht, du — du Brandstifter! Wir haben nichts mehr mit einander gemein. Hinaus, oder ich vergesse mich und . . .“

„Necht so, hebe mich mit Hundsn vom Hofe meines Vaters, wie der schuftige Lenz dort gethan, ehe er sich selbst den roten Hahn aufs Dach gesetzt! Doch nein,“ setzte er finstern hinzu und kreuzte die Arme, „doch nein, die Sünde will ich dir erparren. Ich gehe ins Elend zurück! Hast genug auf dem Gewissen, Bruder Dorfschulze! Weinst, ich weiß es nicht, daß Du den Vater aufgehebt, daß er mich enterbe, weil ich ein wilder Bube war? Hast mich mit Weib und Kind dem Schufsten dort in den Nachen gejagt. Ich gehe,

aber eines müßt Ihr noch hören: Zehn Jahre lang habe ich jeden Tag verflucht in meiner vergitterten Zelle, und meinen Jammer und meinen Haß in mich hineingefressen, aber verfluchter als alle diese Tage ist mir der erlebte erste Tag meiner Freiheit geworden! Ha, ha, ha! Das ist ein Empfang in meinem Vaterhaus! Mein Bruder wirft mich zum Haus hinaus wie er mich zu meinem Erbe hinausgeworfen hat; mein Weib — nun, ihr habt sie ja gesehen in der Kirche, und mein Sohn Karl, — freilich nur der Sohn eines Zuchthäuslers, aber der bravste Kerl . . .“ Dem Manne versagte das Wort und sein gewaltiger Körper zitterte vor innerer Aufregung.

„Halt' ein, Frieder,“ rief der Schulze erschrocken: „Nicht weiter! Ich weiß was du sagen willst, ich werde Dich später sprechen! Du thust mir Unrecht, ich hab' den Vater nicht gegen dich aufgehebt! Ja es ist ein schlimmer Tag für dich! Und — und, es thut mir wirklich leid, es ist ein Unglück . . . aber . . . ich will . . .“

Marie, die zitternd dem Streite zugehört, und mit zagender Teilnahme den „roten Frieder,“ den Vater



„Lieber Dufel, sei ruhig und sei gut!“

Karls betrachtet hatte, — als sie den starken Mann vor Leidenschaft beben sah, trat sie schlichtern und mitleidig auf ihn zu, und mit vor Rührung zitternder Stimme sagte sie: „Lieber Dufel, denn der bist Du ja jetzt, sei ruhig und sei gut. Sie meinen's nicht so schlimm. Ich glaube nicht, daß du ein so schlechter Mann bist. Ich, ich will dich lieb haben, dich und dein Weib, ich . . .!“

Der Mann starnte dem lieblichen Wesen fast erschrocken ins Gesicht. Das war ja ein Liebeston, wie er in vielen Jahren nicht vernommen, der sonderbar sein starres Herz bewegte. Da rief der alte Lenz:

„Marie, was fällt dir ein? Hieber zu mir und laß' den Lumpen laufen!“

Da wars beim Frieder mit der Rührung vorbei, und rauch stieß er die junge Frau zurück: „Fort von mir, Lenzens Tochter! Willst mir's auch anthun mit deinen Kornblumen-Augen? Willst mich lieb haben, und hast meinen Karl zu Grunde gerichtet, treulose, falsche Dirne?! Haben sie dir's verheimlicht, um dir die Freude nicht zu verderben? Freilich, Hochzeit und die Sterbglöckchen passen schlecht zusammen! Hast's wirklich nicht gewußt? Mein Sohn Karl, dein abgedankter Schatz, den dein Vater von seinem Hof geholt, wie einstens mich, Karl, der stolze Vorreiter vor deinem Hochzeitswagen, draußen in dem Steinbruch legt er mit zerschmettertem Schädel, und daheim tobt mein Weib im Wahnsinn! Und nun aufgespielt ihr Musikanten, einen lustigen Hochzeitsswalzer! Fluch über Euch alle!“

VIII. Wenn es nur immer so bliebe!

Fünf Jahre, nach den letzten Ereignissen, sind verfloßen. Der Todeschreck über den entsetzlichen Auftritt an ihrem Hochzeitsabend, mit seinen Enthüllungen,

hatte die Kornblumen-Marie auf das Krankenlager geworfen. Eine Hirnentzündung bedrohte ihr junges Leben. Wochenlang saß ihr Gatte an ihrem Schmerzenslager und kühlte ihre glühende Stirne mit Eis, und lauschte mit wehem Herzen den Fieberphantasien seines Weibes, in denen der tote Karl stets eine Rolle spielte. Aber unermülich war seine liebevolle Pflege, kaum gönnte er sich eine Stunde Schlaf. Und als nun endlich eine günstige Krisis eintrat, und der Arzt dem jungen Mann die Hand reichte und sagte: „Jetzt haben wir's gewonnen, nächst Gott und meiner schwachen Kunst (man sieht der Doktor war ein aufrichtiger Mann) hat Marie es deiner treuen Pflege zu danken, daß sie dem Leben erhalten bleibt.“ — da weinte Gustav Thränen des Dankes und des Glückes, und wiederholt gelobte er sich im Herzen, der armen Dulderin das Leid, das er ihr unbewußt zugefügt, zu vergelten. — Aber der Tod, der mitleidig die Knochenhand zurückzog, die schon ausgestreckt war, die „arme Kornblume“ zu pflücken, der Tod hatte bei den andern Familiengliedern im Laufe dieser fünf Jahre reiche Ernte gehalten, und den jungen Richard zum Herren des Schulzenhofes gemacht. Seine Mutter, schon seit lange kränzlich, war ein Jahr nach dem Hochzeitsfeste an der Auszehrung gestorben, und der Gram über den Verlust seiner treuen Lebensgefährtin, und der Ärger über die Aufführung seines Bruders, des roten Frieder, der ein wüstes, unstätes Leben führte, und seinen Haß gegen seinen Bruder, den er nur den „Erbschleicher“ nannte, bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, fraß an seinem Herzen, und nach Jahresfrist folgte er seiner Gattin zur ewigen Ruhe.

Auch auf dem Tannenhof zu Thalheim war alles anders geworden. Der Ruin des Hofbauers war, trotz der Opfer, die sein Schwiegerjohn ihm fast über sein Vermögen brachte, nicht aufzubalten gewesen. Der Tannenhof kam unter den Hammer, und eines Tages war der stolze Hofbauer mit dem kleinen Reste seines Vermögens verschwunden — wie man vermutete nach Amerika ausgewandert. Seine verlassene Frau war auf dem Schulzenhofe mit offenen Armen aufgenommen worden, und es war nach dem vielen Glend wieder eine glückliche Stunde, als Marie ihr liebes Mütterle an ihr Herz schloß. Die Frau des roten Frieder war zwar körperlich wieder genesen, aber eine tiefe Schwermut verdüsterte ihren Geist. Stundenlang brachte sie auf dem Grabe ihres Sohnes zu, und zwischen den Gebeten, die sie murmelte, konnten die Besucher des Kirchhofes auch, durch plötzliche Aufschreie von Haß und Rache, erschreckt werden. Und Haß und Rache war auch das Lebensziel des roten Frieder geworden. Schon der Anblick des Schulzenhofes konnte ihn in Wut versetzen, und er konnte drohend die Faust schütteln und Flüche murmeln: „Erbschleicher, auch eure Stunde wird kommen, und ich — ich will sie nicht verpassen!“ Er trieb ein unstätes Vagabundenleben; nur wenn die äußerste Not, der Hunger, ihn zwang, tagelohnte er bei den Bauern, sonst streifte er in Feld und Wald umher, stellte Vogel- und Hasenschnellen, und — wilderte. Bald wurde er ein berückelter Wildschütze, und wenn man in stiller Nacht in dem nahen Herrschaftswald einen Schuß fallen hörte, da wußten die Bauern: das ist des roten Frieders Büchse. Der herrschaftliche Hutförster lag nächstelang auf der Lauer, um den fecten Wilddieb zu erwischen, aber bis zur Stunde war es ihm noch nicht gelungen, ihn auf der That zu ertappen, und der Frieder lachte ihm noch höhniisch unter die Nase. Der Förster knirschte

vor Wut und schwur dem roten Tod und Verderben. Die Zeit heilt auch die schmerzlichsten Wunden, und auch auf Marie hatte sie ihren wohlthätigen Einfluß geübt. Sie wurde nach und nach ruhiger, ja sie wurde glücklich an der Seite ihres braven Mannes, der sie auf den Händen trug und redlich erfüllte, was er sich gelobt hatte, — sein junges Weib ihren Schmerz veressen, sie glücklich zu machen.

Zwei gesunde, prächtige Kinder, ein Junge und ein Mädchen, befestigten das Glück des Richard'schen Ehepaars, und die trüben Schatten der Vergangenheit verblassten immer mehr und waren nicht mehr imstande den Sonnenglanz der Gegenwart zu verdünnern. Jedes Jahr am Allerseelentage besuchte Marie mit ihrem Manne das Grab des unglücklichen Karl und bedeckte es mit Blumen, unter denen die Kornblume besonders vertreten war. Marie liebte dies blaue, treue Blümchen noch immer, fast täglich schmückte sie sich mit einem Sträußchen, wie sie es an ihrem Hochzeitstage getragen, und lieferten die Felder die bescheidene Blume nicht mehr, so lieferten ihre Blumentöpfe reichlichen Ersatz. So blieb sie ihrem Namen „Kornblumen-Marie“ getreu, und getreu den wehmütigen Erinnerungen, die sich an diesen Namen knüpften. Ihre Versuche, sich ihrem Oheim, Friedrich Richard und seinem Weibe, den Eltern ihrer Jugendliebe, in freundlicher Weise zu nähern, mußte sie aufgeben, denn sie wurde hart und feindselig zurückgewiesen, und doch gelang es ihr, Mittel und Wege zu finden, die unglückliche Frau in ihrem Glend zu unterstützen, ohne daß diese ahnte, woher die oft sehr willkommene Hülfe komme. Ein öfter und gerne gesehener Gast auf dem Schulzenhofe war der alte Rosenkranz. Der Hausierer hatte ein dankbares Herz und hatte nie vergessen in welcher edelmütigen Weise der junge Richard bei der Hochzeit sich seiner, des mißhandelten Juden, angenommen. Von den Kindern wurde der „Onkel Rosenkranz“ wie sie ihn nannten, jedesmal jubelnd empfangen, hatte er doch meist ein kleines Geschenk für sie in seinem Schusacke: selbstverfertigtes Spielzeug, und für die Eheleute Richard und die Mutter Penz war er der stets willkommene Überbringer von Neuigkeiten aus der Stadt, die er bei einer Schale Kaffee zum Besten gab. So war nach vielem überstandenen Leid, Glück und Zufriedenheit auf dem Schulzenhofe wieder eingezogen, Ach —
„Wenn es nur immer so bliebe!“

IX. Auf dem Anstand.

Eines Abends, beim Nachtessen, sagte der Hofbauer: „Es ist doch ärgerlich, die Wildschweine sind schon wieder aus dem Wildpark ausgebrochen und haben mir meinen Kartoffelacker verwüßt. Wenn sie auch auf meine Erbsenfelder geraten, ist mir's doch nicht einerlei. Wenn die großen Herren sich Wildparke halten, so sollen sie auch dafür sorgen, daß ihre Lieblinge dem Bauern die Ernte nicht vor der Nase wegessen. Ich denke, ich will heute Nacht auf der „Erbsenbreite“ Schildwache stehen, und wenn die Saucen sich auch meine Erbsen schmecken lassen wollen, will ich ihnen einen Willkommen auf den Pelz brennen, daß ihnen das Wiederkommen verleidet soll.“

„Gustav,“ sagte Frau Marie besorgt, „in dieser finstern Nacht! Der Förster ist ein strenger Mann, und dann, dein Oheim, der rote Frieder, der dich haßt, Du weißt, das ist gerade die rechte Nacht für ihn im Walde zu wildern. Wenn der dir begegnete! Gustav, ich habe bang, bleibe zu Hause, mir zu Lieb.“

„Pah,“ lachte dieser, „der Förster kann mir nichts

anhaben; ich schütze nur mein Eigentum; und der rote Frieder? Der geht mir aus dem Wege, wo er kann, den hab' ich nicht zu fürchten. Ich, Unteroffizier bei den Königsgranadiern! Sei kein furchtjam Kind, meine kleine Marie."

Marie beruhigte sich: Ein Mann wie Gustav! Sie hatte wirklich nichts zu besorgen.

Als die Schwarzwälder Uhr in der Wohnstube 10 Uhr schlug, nahm Gustav seine Doppelbüchse vom Haken, lud beide Läufe mit grobem Schrot, und sich von seiner Frau mit einem Kuß verabschiedend: „Gute Nacht, Marie, in zwei Stunden bin ich wieder zurück," trat er in die finstere Nacht hinaus.

Hoch oben, am Rande des zu einem Wildparke eingefriedigten Herrschaftswaldes, lagen Richards Kartoffel- und Erbsefelder, die „Erbsenbreite" genannt. Die Felder waren von dichtem Buschwerk umgeben, und die in Trümmer liegende Einfriedigung zeigte genugsam, daß das Wild sich gewalttham Bahn auf die Dorfgemarkung gebrochen hatte.

Der Wind hatte die schwarze Wolkendecke zerrissen und der Mond warf ein ungewisses Licht auf die Scene, die sich da unten abspielen sollte.

Aus dem Buschwerk traten ein Mann und eine Frau. Der Mann spähte vorsichtig umher, ehe er die Richtung betrat. Er hatte eine Büchse unter dem Arme, das Weib trug einen Sack und einen Spaten. Der Wildschütze Friedrich Richard, der rote Frieder und sein Weib.

„Marg'ret, dort ist der Kartoffelacker. Spute dich! 'S ist ja unser eigen Sach! Schande über die Erbschleicher, daß wir's bei Nacht und Nebel holen müssen. Ha, ha, ha!" lachte er halb laut vor sich hin: „Morgen früh, Herr Nefse, haben's die Säue gethan!"

Das Weib schaufelte emsig und schweigend in dem Kartoffelacker und füllte den Sack. Der Frieder hob ihr die schwere Last auf die Schulter: „Jetzt, marsch, heim auf deinen Strohsack. Ich bleibe hier auf dem Anstand. Morgen, Marg'ret" jubelte er, „essen wir Wildschweinbraten zu unserm Erdäpfeln."

Das Weib wandte sich zum Gehen. Da faßte Frieder rasch ihren Arm: „Wst! hörst du nichts?" und den Kopf vorgebeugt lauschte er nach dem dichten Buschwerke hin.

„Es rauscht im dürrn Laube," flüsterte die Frau, „es wird der Wind sein, oder ein Wild."

„Nein, es ist ein Mensch!" stieß der Rote hastig hervor: „Der Förster! Rasch, hinter den Busch in den Graben, und keinen Laut, wenn dir dein Leben lieb ist!"

Im Nu war das unheimliche Paar verschwunden und kauerte in einem, von dichtem Unterholz gedeckten, Graben nieder.

Es rauschte stärker im Laube, dürre Zweige knackten, und — Gustav Richard betrat den freien Platz. Auch er blickte sich forschend um: „War mir's doch als hätte ich Stimmen gehört? Halloh! Wer ist da?! Pah, ich hab' mich getäuscht; wer hätte auch um diese Zeit da oben etwas zu schaffen." Er warf einen Blick über sein Ackerfeld, und bemerkte, bei dem Dämmerlichte des Mondes, die frisch aufgewühlte Stelle auf einem Kartoffelacker: „Bei Gott, die Kanailen waren wieder hinter meinen Erdäpfeln! Na, wartet nur, ihr Vester, heute will ich euch das Salz liefern zu euern Kartoffeln!" Richard ließ sich hinter einem dichten Dornbusche auf einem Baumstumpfe nieder, die Büchse schußbereit über seinen Schoß gelegt. Von dieser Stelle aus konnte er sein ganzes Feld überblicken und eintretenden Falles

mit seiner Flinte bestreichen. Die Nacht war stille wie das Grab. Der Wind hatte sich gelegt. Nicht ein Lüftchen regte sich in den Wipfeln der Bäume. Nur des Mondes Strahlen webten geheimnisvoll in den dunkeln Blättermassen und warfen seltsam gestaltete Schattenbilder auf die Felder herüber. Jetzt wurde der langgezogene Flöten-ton eines Brachuhns von der fernen Wiesenniederung laut. Über den vom Mond beleuchteten Pfad huschte geräuschlos ein Wiesel und verschwand im hohen Grünwerke des Ackerrandes. Vom Dorfurm tönte Glockenschlag und gleich darauf drang auch der Schall des Wächterhornes durch die laue Luft.

„Schon eils Uhr? So ist's! Wenn man auf das Viehzeug wartet, so kennt es nicht. Drolle ich mich jetzt nach Hause, so finde ich morgen sicher meinen Acker durchwühlt, und kein Menich zahlt mir den Schaden. Noch eine Stunde will ich bleiben. Stopfe ich mir eine." Richard nahm seine Pfeife aus der Tasche, ein Zündhölzchen flammte einen Augenblick auf und Gustav begann zu rauchen.

„Beim Henker, es ist Gustav!" flüsterte der Frieder in seinem Versteck. „Der Dummkopf wird das Wild verarschen, mit seinem dummen Rauchen. Marg'ret, knirschte er zwischen den Zähnen, „dort sitzt unser Todfeind, der Räuber meines Erbe, im Bereiche meiner Kugel! Beim Teufel, es juckt mir der Finger ihm . . ."

„Um Gotteswillen," flüsterte die Frau zurück, „Frieder, keinen Mord! Ich rufe um Hilfe!"

Der Wildschütze ließ mit einem unterdrückten Fluche die schon erhobene Büchse sinken. „Na, für ein andermal!"

Viertelstunde um Viertelstunde verrann, und kein Wild zeigte sich. In geräuschlosem Fluge war wohl eine Schleiereule an dem Schilfen vorüber gestrichen, aber Gustav kannte die Nüchlichkeit des so arg verleumdeten Nachvogels, und wenn er auch die Flinte löbend an die Schulter hob und mit dem Laufe den Mäusefänger verfluchte, er hätte sich ein Gewissen daraus gemacht den nützlichen Vogel zu töten.

An Mitternacht fehlten nur noch wenige Minuten, dann trat ja die Stunde ein, wo nach einem lächerlichen Aberglauben, alles das sich rührt und regt, was hier das Licht des Tages scheuen muß. Da beginnt auch der wilde Jäger, der nimmer zur Ruhe kommende Sackelberg, seinen graufigen Jagdzug. Unter Halloh! Beitschentnall und Hundegebell zieht der tolle, verwunschene Forstmann mit seinem gespenstigen Troß durch die Käfte, über Wald und Feld, und mancher alte Jäger und Hirte schwört darauf, den nächtlichen Spul mit eigenen Augen gesehen zu haben.

Auf der Dorfkirche schlug es zwölf Uhr. Richard erhob sich, schulterte die Büchse, und schickte sich zum Heimweg an. Nicht die Furcht vor dem „wilden Geere" trieb ihn nach Hause, er lachte über die Dummheit, nein eine Sehnsucht nach Weib und Kindern überkam ihn. „Sie ängstigt sich um mich. Mein gutes Weib ist am Ende gar noch was geblieben. Hol der Henker die Kartoffeldiebe! Aber gehehnt ist's Euch nicht! Auf Wiedersehen!"

Richard hatte noch nicht zwei Schritte gethan, da frachte es verdächtig im dichten Unterholz. Er blieb lauschend stehen, zog die beiden Hahnen seiner Büchse auf und machte sich schußfertig. Wieder brach und rumorte es im Dickicht, und scharfen Blickes spähte der Hüter seines Feldes nach der Einfriedigung des Wildparkes. Da arbeitete eine Bache, mit ihren Frischlingen, sich

durch die gebrochene Umzäunung, und warf sich auf das Erbsenfeld.

„Bei Gott, da sind sie.“ Wichard warf die Büchse an die Schulter und, ohne scharf zu zielen, feuerte er einen Lauf in den dichten Haufen ab. Ein Schreien und Grunzen und — der ganze Rudel Schwarzwild stob auseinander und verschwand im Dunkel des Waldes. Nur ein Frischling lag zappelnd auf dem Felde. „Wohlbekomm's,“ lachte der glückliche Jäger, „die Büchse werden sich freuen über den fetten Braten!“ und er wandte sich zum fortgehen.

Da scholl hinter ihm eine mächtige Stimme: „Halt! Stehen bleiben!“

Erschrocken wandte sich Wichard um, und lebhafter pochte sei Herz.

Am Waldrande stand eine hohe Jägergestalt und hatte drohend die Flinte erhoben.

„Stehen bleiben! Hab' ich dich endlich, verdammter Wildddieb?! Nieder mit der Büchse!“

Gustav hatte sich wie der gefaßt: „Herr Förster, ich bin kein Wildddieb. Dort liegt die Wildfausie ist Gner. Ich hab meine Felder vor dem Raubzeug geschützt, und das ist mein Recht!“

„Deine Felder!“ höhnte der Jäger, „wie kommst du Balunke dazu?! Roter Frieder, ich kenne dich! Nieder mit der Büchse, Wildddieb, oder ich schieße!“

„Schießen? dummes Zeug!“ erwiderte Gustav.

„Ich bin nicht der rote Frieder, ich bin Wichard vom Schulzenhof! Zeigen Sie mich an, Herr Först r, und wenn ich strafbar bin, werd' ich Strafe bezahlen. Gute Nacht!“ Und sorglos wendete er sich beizwärts.

„So entkommst du nicht, Roter!“ schrie der Förster. „Steh' Balunke!“

und fast gleichzeitig krachte der Schuß.

Getroffen zuckte Wichard zusammen. Die Schrotkugeln hatten seinen Arm gestreift, an seiner Hand herunter rieselte warm das Blut.

„Was das so gemeint!“ schrie in aufwallendem Zorne der Betroffene, und, seine Büchse am Pausefassend und den Kolben hochgeschwungen, sprang er dem Förster entgegen, der seinerseits den zweiten Hahn aufzog und seine Flinte zur Verteidigung an die Schulter warf. Wichard war verloren — doch blieb dem Förster keine Zeit zu einem zweiten Schusse, aus Richards Büchse krachte es, und der Forstmann stürzte mit einem gellen Aufschrei zu Boden. Gustav ließ erschrocken die Büchse fallen, und blickte entsetzt auf den unglücklichen Förster, der sich zu seinen Füßen krümmte, mit den Händen krampfhaft in das Gras

griff, und endlich, sich auf den Rücken wälzend, regungslos, mit starren, offenen Augen, liegen blieb. Was war das? Wichard hatte nicht geschossen. Das hatte er nicht gewollt. Die hoherhobene Büchse hatte einen schwanken Zweig gestreift, und dieser den Drücker des aufgezogenen Hahnen gelöst. Ein unglückseliger Zufall.

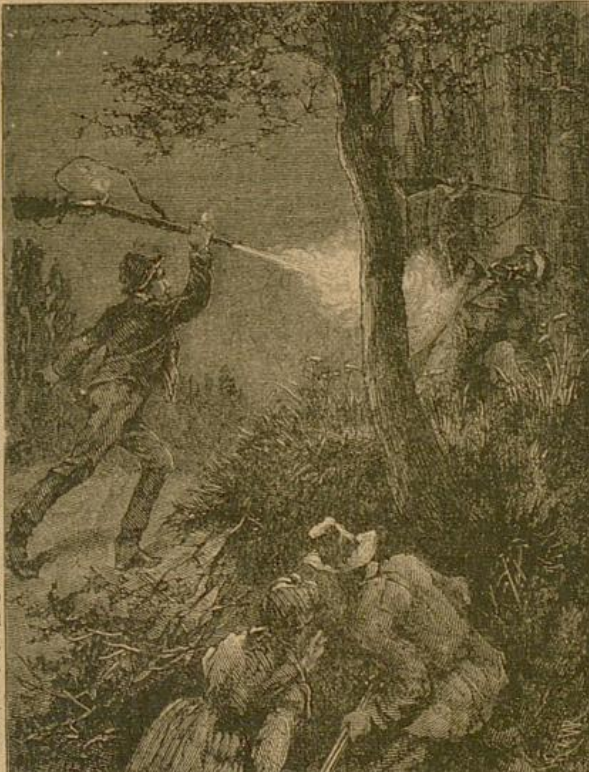
Eine namenlose Angst überlarm den unglücklichen Schützen, „Mörder“ rief es in seinem Innern. Entsetzen erfaßte ihn, und wie ein gehektes Wild floh er, durch den Wald, der Heimat zu.

Als er, nach halbstündigem Rennen, den Wald durchmessen und den freien Wiefengrund betrat, lag vor ihm, vom Monde hellbeleuchtet, der Schulzenhof, sein Heim, in welchem jetzt sein Weib und seine Kinder ahnungslos schlummerten. Er stöhnte laut auf und

schlug die Hände vors Gesicht — ein unglücklicher Mann. Sein verwundeter Arm schmerzte, — er warf die Jacke ab und verband die Fleischwunde mit seinem Taschentuch. Dann wischte er die schweißtriefende Stirne und überlegte. Mit Schrecken vermischte er jetzt erst seine Büchse, er hatte sie oben auf dem Unglücksplatze liegen lassen, und auch seine Tabackspfeife, die ihm als er den Schuß erhielt, entfallen war. „Das sind meine Verräter, wenn die Leiche des Unglücklichen gefunden wird“, stöhnte er. „Und vielleicht — Gott wolle es — ist er nur verwundet, und muß da oben hilflos verenden. Ich muß zurück, vielleicht ist noch Hilfe möglich. Es muß sein um jeden Preis!“

Als er nach einer weitem halben Stunde, keuchend, den Plat wieder betrat, und sich suchend umschaute, war zu seinem Erstaunen der Körper des Forstmannes verschwunden. Kaum konnte er, beim

Lichte des Mondes, die Stelle wieder erkennen, wo er gelegen; sie war offenbar geebnet und gesäubert worden, nicht einmal Blutspuren konnte er entdecken. Auch suchte er vergebens nach seiner Büchse und nach seiner Pfeife, auch sie waren nicht mehr da. Ein glücklicher Gedanke flog durch sein Hirn: Sollte der Förster nur leicht verwundet worden sein, und sich mit diesen Zeugen der That entfernt haben? Er wollte ja gerne für seine Unvorsichtigkeit büßen, nur nicht den Tod eines Menschen auf dem Gewissen haben, vor diesem Unglück möge ihn Gott bewahren. Aber auch das Wildsch sein war von dem Acker verschwunden. Nun, das amorphotessene Tier konnte sich ja wieder in den Wald geflüchtet haben. Ja, ja, so wird es sein. Dieser hoffende Gedanke beruhigte ihn einigermaßen, und mit minder schwerem Herzen schlug er den Heimweg ein.



aus Richards Büchse krachte es und der Forstmann stürzte mit einem gellenden Aufschrei zu Boden.

Zu Hause fand er alles in tiefem Schlaf versunken, erschöpft warf er sich auf sein Bett.

Aber schon graute der Morgen und noch hatte der von seinen Gedanken gequälte Mann keine Ruhe gefunden. Als ihn endlich doch der Schlaf übermannte, verfolgten ihn die Schreckensscenen im Traume: der Förster, totenbleich und mit blutender Brust, stand vor seinem Lager, drohend erhob er die Hände und „Mörder!“ „Mörder!“ gellte es ihm in die Ohren. Laut stöhnend wand der Schläfer sich auf seinem Lager, aber die Schreckensgestalten wollten nicht weichen. —

X. Am andern Morgen.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als Richard im Schweiß gebadet erwachte. Er rieb sich die Augen. Hatte er nur so schwer geträumt, oder war es Wirklichkeit, was ihn gequält? Da fiel sein Blick auf den verbundenen Arm: — Also doch! und seufzend sank er in die Kissen zurück.

Da trat sein Weib in die Schlafstube, die Kornblumen-Marie, im Sonntagstaate, strahlend in Schönheit und Jugend, ein glückliches Lächeln auf den Lippen: „Guten Morgen, Herr Langschläfer. Bist spät nach Hause gekommen, du Böser. Hab' dich wohl gehört. Doch“ setzte sie mit einem Ausruf des Schreckens hinzu, „dein Arm, Blut daran? Was hast du gemacht!“

„Oh, nichts mein Schatz“, stotterte Gustav, seine Befangenheit niederkämpfend, „ein paar Risse, die dummen Dornen, ich bin in der Dunkelheit in einen Dornbusch gefallen. Eine Lapperei für einen alten Soldaten.“

„Wie hast du mich erschreckt! Na, wenn's weiter nichts ist — eine kleine Strafe für deinen Ungehorsam, Lieber; wärst zu Hause geblieben anstatt den dummen Säuen nachzulaufen.“

Richard unterdrückte einen schweren Seufzer.

„Ich gehe jetzt mit den Kindern in die Kirche“, fuhr Frau Marie fort. „Nachher erzählst du mir dein Abenteuer. Dein Frühstück steht in der Wohnstube, laß dich schmecken. Mit Gott, Lieber! Doch fast hätte ich's vergessen, draußen im Hof steht dein Onkel. Er hat diesen Morgen schon zweimal nach dir gefragt. Was hast du mit dem bösen Mann?“

Richard erbleichte: „Der Frieder? Was will der bei uns?“

„Er habe dringend mit dir zu sprechen. Sei nicht unfreundlich mit ihm, Gustav, er ist ja doch dein Oheim und . . . und Karls Vater, und wer weiß, vielleicht reut ihn sein wüßtes Treiben, und will umkehren. Ihr seid doch so nahe Verwandte!“

„Lasse ihn herein, Marie, ich komme gleich. Meines Vaters Bruder soll sich über mich nicht zu beklagen haben. Und bitte, rufe mir den Joseph.“

„Recht, Gustav, so ist's brav. Und nun guten Morgen, es läutet eben zusammen.“

Eine halbe Minute nachdem Marie die Schlafstube verlassen, trat der gerufene Oberknecht ein. Richard streckte ihm den verwundeten Arm entgegen: „Joseph, da verbinde mir das. Hab' mir heut' Nacht an den verdammten Dornen die Haut aufgerissen, und das Zeug brennt, wie höllisches Feuer!“

Der Knecht betrachtete kopfschüttelnd die Wunde: „Herr, das ist ein tüchtiger Fleischriß.“

„Wah, eine Lapperei. Da, feuchte das Tuch an und binde fest. So, und nun helfe mir die Zuppe anziehen. Ist mein Oheim draußen?“

„Er ist mit mir in die Stube getreten.“

Gustav begab sich mit banger Ahnung in die Wohnstube.

An dem Frühstückstische saß der rote Frieder, und ließ sich den Kaffee und Schinken mit Eier schmecken, als wäre er hier zu Hause.

Richard blieb erstaunt unter der Thüre stehen. Eine solche vertrauliche Unverschämtheit des ihm seit Jahren so feindlichen Mannes beunruhigte ihn. Das mußte seinen besondern Grund haben.

„Guten Morgen, Nefse“, rief der ungebetene Gast, und schob ein riesiges Stück Schinken in den Mund. „Famoser Schinken. Deine Marie, meine Nichte, ist eine richtige Köchin. Na, greif auch zu, du siehst, ich geniere mich nicht.“

„Wirklich, das sehe ich“, erwiderte Richard finster, „doch was sollen die Koffen, was willst du? Ich erinnere mich nicht dich zum Frühstück geladen zu haben.“

„Thut nichts, lieber Nefse“, erwiderte der andere lachend. „Unter so nahen Verwandten macht man keine Umstände. Und wenn dir's recht ist, wir wollen wieder Freunde werden.“

„Kommt ganz auf dich an. Wenn du dein Vagabundenleben aufgeben willst, wenn du . . .“

„Wah, mit dem Lumpenleben hat's jetzt ein Ende; diese Nacht hat mich zum wohlhabenden Manne gemacht. Und“, setzte der Note mit einem lauernden Blicke hinzu, „heute Mittag schon speisen wir Wildbraten, meine Marg'ret und ich. Willst du unser Gast sein?“

„So hast du heute Nacht wieder gewildert?“

„Was? ich und wildern? Wo denkst du hin, lieber Nefse. Ich hab' das Säulein heute Nacht verendet gefunden, droben in der Erbsenbreite.“

Richard trat der Schweiß auf die Stirne, ein furchtbarer Verdacht stieg in ihm auf: „Der Schuft weiß von meinem Unglück. In . . . in der Erbsenbreite?“

„Ja, auf deinem Acker. Hast dem Frischling prächtig das Blei auf's Blatt gesetzt. Hast ganz recht gehabt. Fort mit dem Raubzeug, das unsere Erdäpfel rißt!“

„Wer? Ich?“ rief Gustav in gewaltiger Aufregung.

„Mensch, bist du ein Narr!“

„Freilich Du, wer denn sonst?“ erwiderte der Frieder mit boshaftem Grinsen. „Wie sollt' sonst deine Büchse da oben hinaufkommen? Ich hab' sie gefunden, keine zwanzig Schritte von der Sau, ich kenne sie wohl, und auch deine Tabackspfeife. Für mich ein kostbarer Fund. Hab' ihn wohl verwahrt.“

Gustav sank vernichtet auf einen Stuhl. Sein Oheim wußte alles.

Der Note erhob sich, und schloß die Thüren. Dann trat er vor den bedauernswerten Mann: „Sind wir allein? Kann uns Niemand behorchen? Der Förster ist tot, mitten durch's Herz geschossen!“ flüsterte er mit halber Stimme.

Gustav zuckte zusammen. Der Note, ohne den Schrecken seines Nessen zu beachten, fuhr fort: „Ich — nun ja, ich wollte mir Kartoffeln holen von deinem Acker, der von Rechtswegen der meine ist, der Hunger trieb mich hinauf, und — ich habe alles gesehen. Na, verzweifle nicht. Hätt's auch so gemacht, an deiner Stell. Hätt'st du den Förster nicht erschossen, wär'st jetzt ein toter Mann.“

Daß auch sein Weib Zeuge des Vorfalles war, verschwiegen der Frieder listig.

„Also tot, wirklich tot!“ rief Richard verzweiflungsvoll. Dann sprang er auf und faßte seinen Oheim an der Schulter: „Aber du hast's gesehen, und

du kannst es bezeugen. Ich bin unschuldig! Ein unglücklicher Zufall war's!"

"Notwehr war's! Du oder er! Du warst eben der bessere Schütze. Freilich," setzte der Rote mit hämischen Grinsen hinzu, "freilich, die Gerichte; wirst einen bösen Stand haben. Zuchthaus und Wollspinnen ist ein schlecht Vergnügen, ich kenne es ja!"

"Schurke!" donnerte der gehetzte Mann, und faßte einen Stuhl: "Schurke, Du willst mich verderben! Du hast mir's schon lang geschworen! Heraus mit der Büchse und meiner Pflanze! Wo hast Du sie? Oder bei Gott, — ich bin ein verzweifelter Mann — ich schlage dich nieder!"

"Nur sachte!" rief der Frieder und setzte sich zur Wehr: "Warum uns die Schädel einschlagen? Die Sade läßt sich ja in Frieden ordnen."

Gustav ließ den zum Schlag geschwungenen Sessel sinken.

"So ist's recht, nur ruhiges Blut. Die Büchse behalt ich; 's ist ein Corpus delicti, wie die Advokaten sagen, und Du warst freilich ein Narr, sie oben liegen zu lassen. Durch sie halt ich Dich in meiner Hand, wie den Hornschroder am Faden. Es kommt aber nur auf den Hornschroder an, daß ich ihm die Freiheit wieder gebe."

"Sprich", entgegnete fuster der andere, "ich merke, wo Du hinaus willst."

"It leicht zu merken, ha, ha, ha! Und nun höre: Die Arbeit die Du hättest thun sollen, hab' ich für Dich gethan. Alle Spuren deines Meisterschusses hab' ich verwischt und den Förster hundert Schritte weit geschleppt, in den Steinbruch geworfen, und dort in den tiefen Graben gebettet. Der arme Kerl ist so mit Steinen und Rasen gedeckt, daß ihn kein Fuchs erschnüffeln kann. Das hab' ich für dich gethan. Hätt' man den Förster und Deine Büchse dort oben, bei Deinem Acker, gefunden, so sähest Du heute schon im Poche. Aber umsonst ist der Tod. Niemand weiß um die dumme Geschichte als wir beide, kein Hahn fräht darnach. Wie hoch taxierst Du mein Schweigen!"

"Also auf eine Erpressung ist es abgesehen", knirschte der Hofbauer. "Doch ich bin in deiner Hand. Rede!"

"Was Erpressung!" höhnte der Frieder. "Die Almosen, die ihr mir zuwerfen wolltet, hab' ich ver schmäh't, jetzt aber will ich einen Teil meines Eigentums haben, das mir von rechtswegen gehört, und um das dein Vater, der Erbschleicher, mich gebracht!"

"Thue dein Schlimmstes, aber beschimpfe meinen braven Vater nicht!" brauste Gustav auf. "Heraus mit der Sprache, wie hoch ist dein Judaslohn?"

"Meinethalben deinen Vater aus dem Spiel," entgegnete der Rote. "Aber das elende Leben hab' ich satt, will mir's auch einmal wohl sein lassen. Ich könnte zwar die Hälfte deines Vermögens fordern, das mir von rechtswegen gehört, aber ich werde genügsam sein. Ich denke hundert Thaler auf die Hand, und jedes Quartal hundert, und du kannst ruhig schlafen."

"Bist du toll? So viel trägt ja kaum mein Gut!"

"Mußt dich halt ein wenig einschränken. Kannst immer noch stotter leben, als im Zuchthause."

"Nein, und zehmal nein! Wenn ich denn doch zu Grunde gehen soll, du sollst keinen Gewinn davon haben. Geh hin und liefere den Sohn deines Bruders ins Gefängnis. Aber du könntest dich verrechnen, noch giebt es eine Gerechtigkeit!"

"Wie du willst", entgegnete der Frieder, und nach dem Fenster deutend, setzte er mit spöttischem Lachen hinzu: "dort kommen dein Weib und deine Kinder aus

der Kirche; die werden erfreut sein, wenn ich ihnen die Neuigkeit brühwarm erzähle!"

Gustav warf einen Blick aus dem Fenster, Marie und die Kinder waren ganz nahe und winkten dem Vater grüßend mit der Hand.

"Mein Weib, meine Kinder!" rief der unglückliche Mann, die Arme gegen sie ausbreitend. "Teufel, du hast gewonnen. Komm morgen und hole dein Geld!" —

XI. Es ist am Tag.

Mehrere Wochen waren vergangen. Der Förster war verschollen und die Gutsherrschaft hatte von seinem Verschwinden dem Gerichte Anzeige gemacht. Friedrich, Richard, der Vagabund und Wildschütze, war auf einmal ein anständiger Mann geworden, das heißt er und sein Weib gingen gut gekleidet, er bezahlte seine Zeh-Schulden im "Engel", "Löwen" und "Aber", und trank nur noch Zwölfer, und zwar nicht auf Rechnung. Im Schulzenhose ging er aus und ein; es hatte offenbar zwischen den Verwandten eine Veröhnung stattgefunden und man lobte den Schulzenbauer, daß er den Bruder seines Vaters nicht verkommen ließ, wenn man es auch übertrieben fand, daß er ihm zu solch einem Wohlleben verhalf. Marie freute sich über die Veröhnung und gab sich Mühe gegen ihren Oheim freundlich zu sein, wenn auch stets in seiner Gegenwart, und wenn sie seinem stehenden Blick begegnete, eine unbestimmte Angst ihr Herz bedrückte. Seine Frau aber ließ sich niemals auf dem Schulzenhose blicken, und schien ängstlich jede Begegnung mit den Bewohnern zu vermeiden.

Als nach vier Wochen noch keine Spur von dem vermißten Förster zu finden war, beschloß die Gutsherrschaft für ihren ausgedehnten Wildpark einen neuen Jagdhüter aufzustellen, und nach dem Grundsatz, daß die feinsten Spitzbuben die besten Polizeidiener und daß die größten Wilderer die besten Jagdaufsicher geben, wurde der Notbart als herrschaftlicher Jagdaufsicher in Amt und Pflicht genommen.

Auf dem Schulzenhose saß die Familie gerade beim Frühstüd, als im grünen Jagdrocke, die Spielbühnenfeder auf dem Hute und die Büchse über der Schulter, der neugebackene Förster eintrat.

Frau Marie erschrak unwillkürlich und Gustav warf seinem Oheim einen erstaunten Blick zu.

"Ja, ja, starrt mich nur an," lachte der Frieder. "Dank dem Wildschützen, der den Förster hinüber befördert; bin jetzt sein Nachfolger, bin herrschaftlicher Förster geworden! Glück muß der Mensch haben. Erlebe!"

Und der neue Förster setzte sich an den Tisch und griff nach Speisen und Getränken. Gustav war blutrot geworden und starrte auf seinen Teller. Marie war peinlich berührt durch das rohe Gebahren des Gefellen.

"Hab' noch nicht gefrühstückt;" fuhr dieser fort, "und muß hinauf in die Erbsenbreite; die Säue, das Viehzeug, sind wieder durchgebrochen." Und mit einem hämischen Blick auf seinen fassungslosen Neffen setzte er hinzu: "Brauchst jetzt nicht mehr auf den Acker zu gehen, droben, kannst ruhig in deinem Bette bleiben, ich will jetzt deinen Acker hüten."

"Vater," rief jetzt der kleine Karl und rannte nach dem Fenster, "Onkel Rosenkranz kommt!"

"Und wie der Jude läuft, als hätt' er gestohlen," sagte der Rote.

Im nächsten Augenblicke trat der Jude Rosenkranz in die Stube und ließ sich, fast atemlos, in einen Stuhl fallen: "Guten Morgen Kinder! Gott, was bin ich gelaufen!"

„Willst Schinken, Jude?“ rief der Frieder mit rohem Gelächter.

„Ein Schälchen Kasse, Herr Wichard, wenn ich bitten darf. Gott der Gerechte, eine böse Welt, eine schlimme Welt! Hab't Ihr schon gehört?“

„Was giebt's? heraus mit der Sprache!“

„Sie haben ihn gefunden.“

„Wen haben sie gefunden?“ stammelte Gustav in banger Vorahnung.

„Den Förster! Da hab't Ihr's schwarz auf weiß!“ und der Jude warf ein Zeitungsblatt auf den Tisch. Begierig griff der Frieder darnach und las:

„Bekanntmachung.“

„Heute, während den Frühstunden, ist im Sandsteinbrüche, in dem Benderschen Gutsförst, die Leiche des Försters Eichstädt gefunden worden.“

„Die amtliche Untersuchung hat als Todesursache einen Schuß in die Brust ergeben, und muß der Leichnam schon mehrere Wochen gelegen haben. Eine Verwundung des Ermordeten hat nicht stattgefunden, so daß es sich aller Wahrscheinlichkeit nach um eine Art der Rache durch Wilddiebe handelt.“

„Wer im Stande ist über die Thäterschaft des Verbrechens derart Auskunft zu geben, daß der Mörder zur Bestrafung gezogen werden kann, erhält von der genannten Gutsverwaltung eine Belohnung von Einhundert Thaler.“

N. N. d. 15 September 1870.

Die Königl. Staatsanwaltschaft.

„Was meinst du, Gustav“ sagte der Rote mit höhnischem Grinsen und faltete das Blatt zusammen, „da wären ja hundert Thaler zu verdienen. Wollen wir das Geschäft miteinander machen? Wir zwei bringens heraus, den! ich.“

Gustav war totenbleich geworden, ein Hornblitz schoß bei diesem Hohne aus seinen Augen. Aber er beherrschte sich, ruhig stand er auf und verließ die Stube.

„Was hat nur Herr Wichard?“ sagte der Jude, und blickte dem Fortgehenden erstaunt nach.

Auch Frau Marie erhob sich und warf dem Rotbart einen unwilligen Blick zu. „Es ist unrecht von dir, Dnkel, über eine so entsetzliche Geschichte so rohe Spässe zu machen. Du bist eben unverbesserlich. Guten Morgen Rosenkranz, ich bitte euch auf Mittag zu Gaste.“ Und Marie folgte ihrem Mann.

Frieder schnitt eine höhnische Grimasse. „Oho! Frau Nichte! Nun, warte, dich will ich auch noch zahm machen. Na, Jude, jetzt ein Stückchen Schinken! Nur zugegriffen, ich werd' dich nicht verraten!“

Der an dem Förster begangene Mord brachte die ganze Gegend in Aufruhr. Einige verrufene Wilddiebe, auf die sich der Verdacht lenkte, wurden scharf ins Verhör genommen, auch der neue Jagdaufseher war vorgeladen worden, das Gericht mußte sie aber, da nicht der geringste Beweis erbracht werden konnte, wieder entlassen. Die Gendarmen forschten in den Dörfern umher, und Hausdurchsuchungen fanden statt, auch der Staat setzte noch eine Belohnung auf die Entdeckung des Thäters, — alles vergeblich.

XII. Gewissens-Qualen.

Wochen und Monate verließen. Auf dem Wichard'schen Hofe ging anscheinend alles seinen regelmäßigen Gang. Marie waltete, als fleißige Hausfrau, in Haus und Hof, unterstützt von ihrer Mutter, die trotz ihres Alters, sich überall rüstig und thätig zeigte. Die Kinder gediehen prächtig — nur mit dem Hausherrn selbst war eine auffallende Veränderung vorgegangen. Der

sonst so heitere Mann, dem sein Glück von den Augen strahlte, war ernst und selbst mürrisch geworden. Er, der sonst so lebensfroh, miß jede Gesellschaft und suchte die Einsamkeit, und selbst die vermehrte Zärtlichkeit seiner um ihn besorgten Frau vermochte kaum ihn für Augenblicke aufzuheitern.

Marie kümmerte sich sehr um ihren Gatten und forschte ängstlich nach der Ursache seines Trübnißes, aber auf alle ihre Fragen erhielt sie nur ausweichende Antworten: Widerwärtigkeiten im Geschäfte, schlechte Zeiten, beunruhige dich nicht liebe Marie, es wird schon wieder anders werden. Dabei ruhte aber oft sein Blick auf seinem Weibe mit einem so schmerzlichen Ausdruck, der seine beruhigenden Versicherungen tören strafte. Es war allerdings richtig: es mußte mit seiner Wirtschaft nicht zum besten stehen, und Wichard hatte seinen Haushalt wesentlich eingeschränkt. Die größte Sparsamkeit war eingeführt, und sogar ein Kapital hatte er auf seine Güter aufgenommen. Allein solche Schwankungen kommen ja vor beim Betriebe einer Landwirtschaft, und bei einem so tüchtigen und erfahrenen Landwirte konnte dies keine Gefahr bringen. Das war es also nicht. Aber was sonst? Liebt er seine Frau nicht mehr? Unmöglich, seine zärtliche Aufmerksamkeit gegen sie hatte eher zugenommen, wenn es ihm auch nicht gelang, die Sorgen, die ihn quälten ganz vor ihr zu verbergen.

Oder war der alte Soldat wieder in ihm erwacht, gränzte er sich, daß es ihm, dem Invaliden, nicht vergönnt war, den Siegeszug des deutschen Heeres nach Paris mitzumachen, und in Versailles dem deutschen Kaiser zuzujubeln?

Mit dem Scharfblick der Liebe glaubte Marie endlich bemerkt zu haben, daß ihr Oheim, der rote Frieder, an dem veränderten Wesen ihres Mannes Anteil haben müsse. Der neue Hofförster führte ein flottes Leben, und die Leute wunderten sich wo er die Mittel dazu hernehme, denn sein Gehalt als Jagdaufseher, der hauptsächlich in Schutzgeld und in Anzeigegeldern gegen Waldsrevell bestand, war für solchen Aufwand nicht hinreichend. Den Schulzenhof besuchte er zum öftern, und Marie konnte es nicht entgehen, daß jeder Besuch ihren Mann aufregte, daß er zornig aufzuckte bei den rohen Spässen des Frieder, und daß er ihm oft Blicke des Hasses zuwarf, die dieser nur mit Hohnlachen erwiderte.

„Lieber Mann, wenn dein Oheim dir zuwider ist, warum brichst du den Umgang mit ihm nicht ab? Verbiete ihm dein Haus, thue es mir zu lieb, denn auch mir ist der Mensch mit seinem höhnischen Wesen unheimlich, und sein Anblick ängstigt mich!“

„Marie, ich kann nicht“, rief der unglückliche Mann, in seiner Verzweiflung sich selbst vergessend, „er ist der Teufel in meinen Paradiese, aber ich kann, ich darf nicht!“ Dieses halbe Geständnis vermehrte nur die Sorge seines Weibes, und die arme Kornblumen-Marie stand ratlos vor der Lösung eines neuen Rätsels.

XIII. Endlich.

Und wieder war ein Jahr vergangen, in Kummer, Sorge und heimlicher Angst. Wichard vermochte diesen qualvollen Zustand nicht länger zu ertragen. Sein boshafter Feindiger brachte ihn außer sich, und wenn dieser sich jedes Quartal einstellte, und er kam sehr pünktlich, den Sündenlohn seines Schweigens einzubehalten, dann erfasste den unglücklichen Mann eine Wut, und er kam in Versuchung seinen Quäler zu erwürgen.

Zudem, so konnte es nicht fortgehen, er brachte das Geld zur Bewirtschaftung seines Gutes nicht mehr auf und mußte am Ende zu Grunde gehen. Sein alter Freund Rosenkranz, der ihm vielleicht Rat und Hilfe hätte bringen können, hatte sich schon vor mehreren Monaten von der Familie verabschiedet. Er war nach Warschau übergesiedelt, um bei seiner Tochter, die dort an einen reichen Handelsmann verheiratet war, seinen Lebensabend zuzubringen. Versprach aber in unbestimmter Zeit noch einmal wiederzukommen, um seine Angelegenheiten in der Stadt vollends zu ordnen, und seine Freunde zu besuchen.

Da die Hilfe dieses bewährten Mannes ihm fehlte, hatte Richard in der dringenden Not mehrmals Zuflucht zu christlichen Wucherern genommen und Gelder zu unchristlich hohen Zinsen erhoben. Und jetzt — jetzt stand er vor seinem Ruin.

Selbstmordgedanken tauchten in ihm auf, und nur der Blick auf sein bleiches, kummervolles Weib und auf seine Kinder, hielt ihn von dem Entsetzlichen ab.

Endlich eines Morgens, da nach einer qualvoll durchwachten Nacht wütende Verzweiflung ihn packte, flog er vor sich selbst in die Arme seines treuen Weibes, und gestand ihr Alles. Bleich und starr lauschte die Arme der Beichte ihres unglücklichen Mannes, und als dieser endete, und mit angstvollen Blicken an ihrem Antlitz hing, als erwarte er ihren Richterspruch, da erhob sich die Kornblumen-Marie, und mit erzwungener Ruhe sagte sie: „Gustav ich danke dir. Lieber, lasse mich eine Stunde allein; das Ungeheure hat mich über rascht, ich muß mich fassen, muß überlegen. In einer Stunde sage ich dir meine Meinung.“

Es war eine qualvolle Stunde, die Gustav in der Wohnstube verbrachte.

Endlich öffnete sich die Thüre, und Marie warf sich in die Arme ihres Mannes:

„Armer, unglücklicher, lieber Mann!“

Gustav schluchzte laut an dem Halse seines Weibes. Auch dieser flossen die Thränen über die bleichen Wangen: „Gustav, fasse dich, und höre, was ich meine. O hättest du schon früher mir vertraut! Du bist ja unschuldig, Gustav, nur das Opfer eines unglückseligen Zufalles. Du mußt die Bande zerreißen, die dich an jenen Menschen fesseln, der dich doch früher oder später verkaufen kannst, und dann wird deine Sache sich nur verschlimmern. Gustav, du mußt thun, was du, im Gefühl deiner Unschuld gleich hättest thun sollen, — du mußt dich freiwillig dem Richter stellen. „Gott wird gnädig sein, und auch dieses Unglück werden wir überwinden. Und,“ setzte sie hinzu und küßte ihren Mann zärtlich, „und solltest du, zur Büßung deiner Schuld eine — eine zeitlang uns ferne sein, vertraue deinem Weibe, Lieber. Deine Kinder und dein Eigentum sollen den Vater und Herrn nicht allzusehr vermissen.“

Gustav sank vor seinem Weibe nieder und umfaßte ihre Knie: „Marie, du bist mein guter Engel, du nimmst die Qual von meiner Seele! Es soll geschehen wie du sagst! Morgen schon werde ich es thun!“

XIV. Fort, Judas!

Am andern Morgen stand Gustav reisefertig in der Wohnstube, Marie lehnte den Kopf an seine Schulter und weinte. Heute war er der starke Mann, und sie das schwache, liebende Weib, das sich von seinem Teuersten trennen sollte.

„Fasse dich, meine liebe Marie“, sprach er tröstend und zog die Schluchzende an seine Brust. „Du bist's ja, die mich mir selber wieder gegeben hat, die mich wieder stark gemacht hat. Ruhig und gefaßt gehe ich meinem Schicksale entgegen, es wird kein allzuhartes sein. Wir haben in dieser Nacht Alles besprochen, wie es gehalten werden soll, wenn — wenn ich nicht wiederkehren sollte. Und jetzt meine Liebe, lasse mich allein, dort kommt mein Oheim, mit dem ich jetzt Abrechnung halten will.“

Marie richtete sich aus seinen Armen auf und warf einen erschrocken Blick durch's Fenster: „Er kommt, der Unselige! Um Gott, Gustav, mähige dich!“

„Gehe nur, Marie, ich werde ruhig sein!“

Ein lustig Schelmenlieblein pfeifend trat der rote Frieder in die Stube. Er war guter Laune, was jedesmal der Fall war, wenn er sein „Quartal“, wie er seinen Sündenlohn nannte, in Empfang zu nehmen hatte.

„Guten Morgen, Nefse! Du siehst ich bin pünktlich, ha, ha, ha! Du bist ja im Sonntagsstaat? Käbrst in die Stadt? Bravo ich fahre mit! Wollen uns einmal einen lustigen Tag machen. Natürlich, auf meine Rechnung; ich hab' es ja, und du bist ein filziger Knauer worden!“

„Ich fahre in die Stadt“ sagte Gustav ruhig, „aber

ohne dich. Hier sind deine hundert Thaler, — es sind die letzten, die du von mir bekommst. Unsere Rechnung ist abgeschlossen!“

Der Förster griff nach der Geldrolle, die sein Nefse ihm reichte, und blickte diesen erstaunt an: „Was? Zum letztenmal? Bist du ein Narr?“

„Bin einer gewesen bis gestern, bin aber jetzt vernünftig geworden!“

„Ja, was wär' denn das? Bist also so weit schon, daß du nicht einmal mehr mir meine wohlverdienten lumpigen hundert Thaler zahlen kannst? Bist schon ruiniert, he?“

„Nein, aber ich will's nicht werden!“

„So, meinst du,“ rief der Rote und machte eine drohende Geberde, „glaubst mich so abschütteln zu können? Nimm dich mach! Ich hab' dich in meiner Hand, und ein Wort von mir, und die Gerichte erfahren, wer der Mörder des Försters Eichstädt ist.“

„Die Schande will ich dir ersparen,“ antwortete



Er stieß vor sich selbst in die Arme seines treuen Weibes und gestand ihr Alles

Gustav. „Ich bin kein Mörder, du weißt es wohl. Ich will mich aber nicht länger von dir peinigen und zu Grunde richten lassen. Ich fahre in die Stadt und stelle mich selbst dem Gerichte.“

Der Rote fuhr erschrocken zurück: „Bist du wahnsinnig? Gelüfst dich nach dem Zuchthause? Und ich, der ich aus Gutthat den Fehler gemacht habe?“

Gustav lachte bitter: „Das magst du mit dem Gerichte ausmachen. Du kannst aber deine Gutthat, wie du deine Schurkereie nennst, noch weiter ausdehnen, denn ich werde mich bei Gericht auf dein Zeugnis berufen, daß kein Verbrechen, daß nur ein unglücklicher Zufall stattgefunden hat.“

„Auf mein Zeugnis?“ schrie der Frieder in ausbrechender Wut und griff nach seinem Hirschfänger. „Ein Mörder bist du, ich will es beweisen!“

Mit einem Sprunge war Gustav neben dem Tobenden und faßte mit starker Faust den Griff des halbgezogenen Hirschfängers: „Schurke! Thue was du verantworten kannst. Und jetzt hinaus mit dir. Wir beide sind fertig mit einander auf immer! Und merke dir, sollte dich je gelüsten wieder meinen Hof zu betreten, so haben meine Knechte den Auftrag, dich mit Hundehinauszubehsen!“

Mit einem Wutschrei riß sich der Rote los: „Das sollst du mir entgelten!“ und stürzte zur Thür hinaus. —

XV. Verurteilt.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich am folgenden Tage die Nachricht: der Schulzenhofbauer, Gustav Richard, habe sich als Mörder des Försters Eichstädt freiwillig dem Gerichte gestellt. Ganz Eversdorf kam in Aufregung, Gruppen bildeten sich vor dem Schulzenhose, und stamten das Haus an, in welchem ein leibhaftiger Mörder gewohnt hat, als hätten sie es noch nie gesehen, und die Leute starrten neugierig nach den Fenstern, um wo möglich auch den seltenen Anblick einer Mörders-Frau zu genießen.

Arme Kornblumen-Marie. Einige besonders Scharfsichtige hatten es natürlich schon längst geahnt, daß der Richard der Mörder sei, sein böses Gewissen sei ihm ja auf's Gesicht geschrieben gewesen, aber die Vernünftigen und Wohlgeunteten im Dorfe, und dies war denn doch die Mehrzahl, bedauerten aufrichtig die arme Marie, und manch Einer nahm sich im ersten Mitleidseifer vor, der nummehr verlassenen armen Frau ratend und helfend beizustehen.

Ins Ungeheuerliche stieg aber die Aufregung, als am folgenden Tage Gendarmen ins Dorf kamen, um auch den Huf Förster zu verhaften. Aber das Nest war ausgeflogen, der rote Frieder und sein Weib waren verschwunden. Auf einem Tische lag eine Büchse und eine Tabakspfeife. An der Büchse war ein Zettel angeheftet: „Diese Büchse und Pfeife gehören dem Gustav Richard. Ich habe sie gefunden an dem Plage, wo der Förster erschossen worden ist. Der Frieder!“

Es bedurfte aber dieses Zeugnisses seines rachsüchtigen Dheims nicht, Gustav legte vor dem Richter ein offenes Geständnis ab.

Wir wollen den langen Gang der Gerichtsverhandlung nicht verfolgen. Das Auftreten Gustavs während der Unteruchung machte auf die Richter den besten Eindruck, allein sie konnten, da jeder Beweis dafür mangelte, seiner Versicherung, daß nur ein unglücklicher Zufall und keine Absicht gewaltet habe, keinen Glauben schenken. Sie nahmen zwar als bewiesen an, daß der Förster zuerst geschossen, die Narbe am Arme Richards und das Zeugnis seines Knechtes, der am Morgen nach

der verhängnisvollen Nacht, den verwundeten Arm seines Herrn gesehen und verbunden hatte, bestätigten dieses, aber sie fanden es ganz begreiflich, daß der ehemalige Soldat, durch den Angriff des Försters aufgebracht, zu seiner Verteidigung wieder geschossen, und den Unglücklichen getödet habe.

Bei der zwei Monate nach Richards Verhaftung stattfindenden Schwurgerichtsverhandlung stellte der Staatsanwalt, nach einer glänzenden Rede des Verteidigers, seinen Strafantrag nicht wie er beabsichtigte: auf vorsächlichen Todschlag, sondern auf Tötung im Affekte. Der Ausspruch der Geschworenen lautete demgemäß auch auf: Schuldig, der Tötung im Affekte.

Als das Richter-Kollegium nach längerer Beratung den Gerichtshof wieder betrat und das Urteil verkündigte: Im Namen des Königs und unter Annahme mildernder Umstände, fünf Jahre Gefängnis, da tönte von der Emporbühne ein gellender Schrei, und die mitleidigen Zuschauer drängten sich um ein ohnmächtiges, bleiches Weib, die Kornblumen-Marie.

XVI. Schlimme Zeiten.

Aber die Kornblumen-Marie hatte ein starkes Herz und eine Willenskraft, die einen Mann geizert hätte. Der furchtbare Schlag, der sie im Gerichtssaal bei Verkündung des Urtheiles traf, konnte wohl den Körper niederwerfen, ihre starke Seele vermochte er nicht zu beugen. Sie stand wieder aufrecht, sich der schweren Aufgabe, die ihrer harzte, vollkommen bewußt, und keine Stunde der Arbeit ließ sie sich rauben durch ihren Schmerz. Schmerz und Kummer waren in die Nächte verbannt, die sie ruhelos auf ihrem Lager verbrachte. Aus den Papieren ihres unglücklichen Mannes hatte sie mit tiefer Nübrung ersehen, welche Opfer Gustav gebracht, um ihren Vater vom Ruine zu retten, sie erkannte daraus aber auch mit Schreden, welche Schuldenlast durch die Erpressungen des roten Frieder erwachsen war. Der Glende hatte sich nicht mit seinem „Quartale“ begnügt, auch in der Zwischenzeit hatte er verstanden sich durch Drohungen nicht unbedeutende Summen zu erpressen. Der Schurke mußte sich ein Vermögen zusammengeraubt haben.

„O, hätte mein armer Gustav sich mir früher anvertraut!“

Doch sie verlor den Mut nicht. Der Ertrag des Gutes reichte zwar hin die fälligen Schuldzinsen zu bezahlen, und ihre sehr bescheidenen Haushaltungskosten zu decken, aber an eine Tilgung der Schulden war nicht zu denken, kaum brachte sie das bare Geld auf zum Weiterbetrieb der Landwirtschaft, und die anfangs bereitwillige Hilfe der Freunde und Nachbarn ihres Mannes hatte sich bereits auf ein mitleidiges Achselzucken beschränkt. Und es kam die Zeit, da sie einige Acker in der unglückseligen „Erbsenbreite“ verkaufen mußte, um nicht das Ganze ins Stocken geraten zu lassen, aber sie hoffte auf den Beistand des Himmels das Ubrige für Gustav und ihre Kinder zu retten.

Glückliche Augenblicke waren es, wenn sie allmonatlich einmal in die Stadt wandern durfte, ihren Mann im Gefängnisse zu besuchen. Im Sprechzimmer waren sie zwar durch ein Gitter getrennt, sie konnten sich aber in die Augen schauen, konnten sich die Hände drücken, konnten sich Mut und Hoffnung zusprechen. Eine glückliche und doch so leidvolle Viertelstunde, denn Marie vermochte es nicht ihrem unglücklichen Manne ihre Sorgen mitzutheilen, er hatte genug zu tragen, sie

mußte alles, alles allein auf sich nehmen. Und noch eine schmerzliche Freude war ihr beschieden, der Anblick ihrer Kinder, die herrlich gediehen. Nur wenn die armen Kleinen nach dem Vater fragten, ob er nicht bald von der großen Reise wiederkomme und ihnen hübsche Spielsachen mitbringe, da war es der unglücklichen Mutter, als müßte das Herz ihr brechen. „Ja, meine Kinder“ suchte sie mit thranenden Augen die Kleinen Trager zu beschwichtigen; „wenn wieder Weihnachten wird, dann kommt der Vater und bringt das Christkindchen mit!“ Ach, und das Christfest mußte ja noch so oft wiederkehren, ehe sich dem Gefangenen die Kerkerthüren für immer öffneten.

Aber der armen Dulderin waren noch weitere Qualen beschieden. Der Beistand des Himmels, den sie ersucht, auf den sie gehofft, blieb ihr versagt, und er schien im Gegentheil die ganze Schale seiner Ungnade über das Haupt der tapfern Frau auszugießen, ihren Mut zu brechen und sie der Verzweiflung in die Arme zu werfen.

Es war ein schlimmer Jahrgang: Wolfenbrüche hatten die Felder der Gemarkung verwüthet und die Erndte vernichtet, kaum konnte kümmerlich die Saatfrucht gerettet werden, und um das Glend voll zu machen, brach eine Viehsuche im Dorfe aus, und unter den Opfern der verheerenden Krankheit befand sich auch der Viehstand auf dem Schulzenhofs. Sämtliches Hornvieh, der Stolz und Hauptreichtum des Richardischen Hofes war der Seuche erlegen.

Jetzt war es zu Ende. Bleich und mit thranenlosen Augen starrte die Hofbäuerin auf die verfanbten Felder und auf die leeren Ställe, und der Winter stand vor der Thüre. Jetzt war sie hoffnungslos.

XVI. Ende gut, Alles gut!

Und es war wieder Frühling geworden, zum zweitemale seit der Verhaftung des Hofwirts Richard, und von den Befördrungen, welche im vorigen Herbst die Wut der Elemente angerichtet, war. Dank dem emsigen Fleiße der Thalbewohner, wenig mehr zu bemerken. Die Natur gut, als wolle sie ihren Zornesausbruch wieder gut machen, das Thal mit dem schönen grünen Kleide frischen Lebens geschmückt. Auf den Dächern pfliffen die Sperlinge und musizierten die Stare, Storch und Schwalbe hatten ihre alten Heimstätten wieder aufgesucht; vom bunten Wiesengrunde her erkönte der heifere Ruf des Ribitzes, jenes gebannt irrenden Geistes. und während das bescheidene Vergißmeinnicht am kleinen Bache, der vergessen zu haben schien, daß er vor wenigen Monaten noch ein tobender, alles verheerender Strom gewesen, seine milden Sternenaugen inmitten dicht verwobenen Kräutergewirres aufthaten, lugten bereits neugierig die ersten Kornblumen aus dem wogenden Meer üppig emporschwebenden Getreides.

Doch für Frau Richard brachte der Frühling keine Freude, und für die Kornblumen-Marie blieb selbst ihre Lieblingsblume unbeachtet.

Sie war in der Stadt gewesen, und bei ihrer Rückkunft sank sie mut- und hoffnungslos in einen Stuhl, und ihr sorgenschweres Haupt sank auf die Brust.

Sie hatte gebeten und gefleht: „Nur bis zur nächsten Erndte noch . . .“ doch die hartberzigen Gläubiger waren unerbittlich. Warum auch? Die Hofbäuerin konnte keine Zinsen mehr bezahlen, der Mann im Gefängnis, — der Ruin war offenbar. „Retten wir, was noch zu retten ist!“ In vierzehn Tagen sollte der Schulzenhof unter den Hammer kommen. — Und der Tag kam.

Marie, in tiefer Trauer saß in ihrer Wohnstube, die Kinder neben sich. Wie geistesabwesend starrte sie die Leute an, die ab- und zuzingen und Gerätschaften, Hausrat, Bettzeug und Kleider, die der Versteigerung ausgekelt werden sollten, herbeischleppten. Nur wenn ihr Blick auf einen Gegenstand fiel, der ihrem Manne gehörte, zuckte sie zusammen. Die Stube füllte sich mit Steigerungslustigen, die in den Sachen wühlten, sie betrachteten, bekrittelten, und dabei ihre rohen Spässe machten. Auch die Gläubiger waren erschienen; sie standen in einer Gruppe am Fenster und besprachen sich eifrig. Ihnen war es nicht um den Hausrat, ihnen war es um Hof und Feld zu thun, die sie um wohlfeilen Preis an sich zu bringen hofften. Sie machten gemeinsame Sache und zählten auf einen hübschen Proffit.

Der Beamte, der die Steigerung zu leiten hatte, trat an den Tisch vor und klingelte: „Ruhe! die Verhandlung beginnt. Frau Richard, ich habe Ihnen ein Verzeichnis derjenigen Gegenstände zustellen lassen, die Ihnen unentbehrlich sind und die Ihr Eigentum bleiben. Ich setze voraus, daß Sie diese Sachen zurückgelegt haben?“

Marie nickte schweigend mit dem Kopfe.

Nachdem der Beamte die Bedingungen vorgelesen, schritt er zur Verhandlung:

„Wir werden erst den Hausrat vornehmen und dann erst das Hofgut!“

Draußen fuhr ein Wagen vor. Es wurde jedoch in der Stube nicht bemerkt, die Leute richteten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Versteigerung:

„Eine Komode von Nußbaum,“ rief der Beamte. „Anschlag dreißig Mark! Wer bietet?“

„Zehn Mark!“ rief eine krächzende Stimme.

Die Leute lachten.

„Zwölf Mark!“

„Fünfzehn!“

„Halt!“ rief eine Stimme von der Thüre her.

Auf der Schwelle stand ein Herr in der Uniform der Justizbeamten.

Der Steigerungskommissär warf einen Blick nach der Thür: „Ah, Herr Justizrat!“

„Herr Kommissär, ich bitte die Verhandlung zu unterbrechen, ich habe mit Frau Richard eine wichtige Sache zu besprechen. Räumen Sie die Stube. Sie können bleiben.“

Nachdem die Leute sich murrend entfernt hatten, trat der Justizbeamte auf Marie zu, die sich erhoben hatte, und erstaunt und erschreckt zu dem fremden Herrn aufschaute. Sollte noch mehr Jammer auf sie warten?

Der Beamte faßte sanft ihre Hand und nötigte sie zu sitzen: „Arme Frau, wie vieles haben Sie erduldet. Sie haben ein tapferes Herz, daß Sie nicht unterlegen



Eine glückliche und doch so leidvolle Viertelstunde.

Sind, bis zu dieser Stunde, und Sie, die Sie stark genug waren so vieles Leid zu tragen, Sie werden auch stark genug sein für eine Freudenbotschaft. Bitte, liebe Frau, bleiben Sie ruhig sitzen, und hören Sie: Ihr Gemahl hatte einen Onkel, Friedrich Richard, der rote Frieder genannt. Dieser ist mit seiner Frau verschwunden an dem Tage, da sein Neffe verhaftet wurde. Er schien nicht unbedeutende Mittel zu haben, und trieb sich mit seiner Frau in den großen Städten Hollands und Belgiens herum. Vor einigen Monaten verließ er seine Frau, schiffte sich in Rotterdam nach Amerika ein und ließ sein Weib hilflos zurück. Die Frau geriet in das größte Elend. Gewissensangst schien sie erfasst zu haben, und trieb sie rabelos umher und der Heimat zu. Und so bettelte sie sich durch von Stadt zu Stadt und kam endlich vor mehreren Wochen krank und gebrochen nach Magdeburg, wo sie im Armenspital aufgenommen wurde und daselbst starb. Vor ihrem Tode legte sie, vor richterlichen Zeugen, ein Geständnis ab. Sie sei mit ihrem Manne, dem roten Frieder, Zeuge gewesen von dem Tode des Försters Eichstädt. Ihr eigener Haß gegen Sie, liebe Frau Richard und gegen Ihren Gemahl, und die Drohungen ihres Mannes hätten sie abgehalten zu Gunsten Gustav Richards ein günstiges Zeugnis abzulegen, jetzt aber wolle sie, ehe sie sterbe, ihr Gewissen erleichtern, und sie könne beschwören, daß Gustav Richard vor Gericht die Wahrheit gesagt, und daß der Tod des Försters nur durch einen unglücklichen Zufall erfolgt sei!

Bei der Erzählung des Justizrates wechselten Röthe und Blässe in dem Gesichte Mariens, sie preßte die Hände auf die wogende Brust und als er geendet hatte, entfuhr ein Schrei ihren Lippen. Sie sprang auf, und wollte nach der Thüre.

„Wohin Frau Richard?“

„Zu ihm, zu ihm! Um Gotteswillen lassen Sie mich, ich muß zu ihm!“

„Bleiben Sie, liebe Frau“, sagte der Beamte, dem tiefe Rührung die Stimme beben machte. „Fassen Sie sich. Durch die Gnade des Königs — Ihr Mann ist bereits frei. Hier ist er.“

Durch die geöffnete Seitenthüre stürzte Richard in das Zimmer zu den Füßen seiner Frau, die er umfaßte: „Marie!“

„Gustav!“

Weinend und lachend faßte sie sein Haupt zwischen ihren Händen und küßte seinen Scheitel. „Gustav! Da, da, deine Kinder! O Gott ich danke dir! O nun ist alles wieder gut! Nehmet uns alles, macht uns zu Bettlern, ich bin doch reich und glücklich, ich hab' ihn ja wieder! Der Himmel hat doch geholfen!“

Gleichzeitig mit Gustav war ein kleiner, alter Mann in fadenscheinigem Anzuge in das Zimmer getreten, und bei der rührenden Scene, die wir zu schildern versucht, hatte er mit einem alten baumwollenen Taschentuche heftig die Nase geschneuzt und die Augen gewischt: „Gott der Gerechte! Wie heißt? Bettler? Alles werd' genommen? Nichts werd' genommen!“

„Der Onkel Rosenkranz“, rief der Knabe und sprang jauchzend auf ihn zu.

„Gott, wie das Züngelche gewachsen ist! Kam ich vor drei Tage von Warschau zurück. Höre alles! Lauf aufs Gericht zum Herrn Justizrat, und da bin ich!“

Gustav hatte sich erhoben und, den Arm um seine wiedergewonnene Marie geschlungen, trat er auf den Juden zu, ihm die Hand reichend.

„Willkommen Rosenkranz, nach so langer und schwerer Zeit. Ihr kommt zu einer glücklichen und er setzte mit einem Blick auf den Steigerungs-



Wie heißt unglücklich? Meinet Ihr, ich hab's vergessen, was Ihr einem armen, mißhandelten Juden gethan?

Beine und mach dabei noch ein gut Geschäft! Gott soll's wissen.“

„Herr Kommissär, sagte der Herr Justizrat lächelnd zu dem Steigerungsbeamten: „Sie sehen Ihr Geschäft ist hier zu Ende. Es wird keine Versteigerung gehalten!“

Spricht und Eichhorn.

Silber aus dem Tierleben von Balduin Möllhausen.



er je die mächtigen Waldungen Kaliforniens besuchte, gleichviel ob in denselben Tannen von den unglücklichsten Größenverhältnissen (Pinus Lambertiana und Abies Douglasii) oder vielhundertjährige Eichen sich zusammengedrängen, dem können unmöglich zwei von deren Bewohnern entgangen sein, welche durch ihre wunderbaren Gewohnheiten und anmutigen Spiele die Aufmerksamkeit des Beobachters stundenlang zu fesseln vermögen. Es sind dies ein Buntspecht (Melanerpes formicivorus) und ein Eichhorn (Sciurus fessor). Ersterer ähnelt dem deutschen großen Buntspecht, doch erscheinen seine Farben dadurch frischer, daß das Rot auf Kopf und unterhalb des Bauches in ein leuchtendes Rosa übergeht. Von der in früheren Zeiten durchgängig spanisch sprechenden Bevölkerung Kaliforniens ist ihm der Name Carpentero, Zimmermann, beigelegt worden, eine Bezeichnung, welcher man selbst bei einem oberflächlichen Hinblick die vollkommenste Berechtigung

zusprechen muß. Zutraulich, wie diese schönen Vögel sind, findet man, unter demselben Baume auf dem Rücken liegend, auf welchem sie ihr Wesen treiben, die günstigste Gelegenheit, sie bis in ihre kleinsten Bewegungen hinein genau zu beobachten, und schwerlich dürfte es anderweitige Tierseelen geben, welche den oben angedeuteten an Lieblichkeit gleichkommen, in ähnlich hohem Grade eine gewisse geistige Beteiligung an denselben erwecken. Ich schildere sie jetzt mit denselben Empfindungen, mit welchen ich sie einst überwachte, in derselben Weise, in welcher ich sie damals aufsaß.

Diese reizenden Geschöpfe teilen ihre Zeit gleichsam zwischen Spielen und Arbeiten. In Beidem sind sie unermüdetlich; denn geraume Zeit hindurch kann man zwei oder drei von ihnen beobachten, wie sie um einen Baumstamm oder modernden Stumpfen herum im vollsten Sinne des Wortes "Suchen und Verstecken" spielen, wobei es natürlich nicht an ausgelassenem Lärm und mutwilligen Kreischen fehlt, welches mit tollem Gelächter zu vergleichen selbst Demjenigen nahe liegt, der für freundliche Naturszenen weniger empfänglich. Zierlich hüpfen sie hinauf und hinunter, bald nach der einen, bald nach der andern Seite des Stammes herum, dessen vielfach geborstene Rinde ihnen gute Stützpunkte für die steifen Schweifedern und die scharfen Krallen bietet. Vorsichtig um die Erde, vertragen durch neckischen Ruf ihre Anwesenheit und wechseln dann blitzschnell ihr Versteck; wenn sie aber, sich gegenseitig meidend, dennoch unvermutet einander in die Augen schauen, dann scheint das Gelächter und gegenseitige Verspotten und Verhöhnern kein Ende nehmen zu wollen. Doch die hochgehenden Wogen erregter Leidenschaften ebnen sich bald wieder, die friedliche



Nicht selten gestalten solche feindliche Zusammensätze sich auch zu einem munteren Spielchen

Ginigung folgt auf dem Fuße nach, und auseinander hüpfen sie lustig, um das Spiel von neuem zu beginnen. Wie bei den Menschen, so erreichen auch bei diesen Sprechern die Stunden der Muße und heiterer Geselligkeit ihr Ende. Die kleine Gesellschaft versammelt sich auf einer geeigneten Stätte der zerklüfteten Rinde, bespricht ziemlich geräuschvoll den Segen körperlicher Bewegung in harmlosen Spielen; etwas ernster wird über die Arbeit beratschlagt, bis man endlich zu einem Entschluß gelangt, und fort fliegt sie nach der nächsten Eiche oder Tanne, deren korkige Rinde schon reiche Spuren ihres Fleißes trägt, und wo sie von neuem ihre Kunstfertigkeit zu beweisen beabsichtigt. Jeder sucht sich eine passende Stelle, krallt sich daselbst fest,

stützt den Körper bedachtsam auf die stumpfen Schwanzfedern und beginnt zu hämmern und zu zimmern, daß die Spähne umherfliegen. So arbeiten die guten Kameraden lange und emsig, und allmählich entstehen unter den bildenden Schnäbeln in der Rinde Höhlen, deren Durchmesser dem einer voll ausgewachsenen Eichel gleichkommt. Immer tiefer wird gehackt und gemeißelt, jedoch ohne die Symmetrie der runden Öffnung zu verletzen. Auch gerastet wird zuweilen; dann fliegen oder hüpfen die reizenden Vögel zu einander hin, betrachten mit prüfenden Blicken einer des andern Werk, geben ihre Ansicht über dasselbe auch wohl durch einen schnarrenden Ton kund, und munter und mit erneuerter Kraft geht jeder wieder an seine Arbeit. Endlich sind die Höhlen tief genug. Mit lautem Schrei wird es verkündet, und fort fliegen die kleinen Zimmerleute nach einer andern, durch gesunde Früchte sich auszeichnenden Eiche, wo sich jeder unten auf der Erde eine aus ihrem Näpfchen gefallene, vorzüglich schöne und gesunde Eichel aussucht. Mit derselben im Schnabel febrt er zurück, um in seiner Werksatt den alten Platz wieder einzunehmen. Behutsam schiebt er das dünnere Ende der Eichel in die Höhle. Sie geht zwar schwer hinein, allein die korkförmige Rinde giebt nach, wenn die keilförmige Frucht Schlag auf Schlag von dem festen Schnabel erhält, und nach einer oder zwei Minuten wird die Arbeit für beendet und gelungen erklärt. Denn die Eichel sitzt fest und ragt nur soweit über die Oberfläche der Rinde empor, wie erforderlich, um sie im Winter, wenn der Schnee Alles deckt, mit Bequemlichkeit öffnen und verpeisen zu können.

So sorgen diese klugen Vögel für ihren Wintervorrat. — Wer nun solche Geschöpfe mit Aufmerksamkeit beobachtet, mit den Blicken ihren oft unheimbaren Bewegungen folgt, ihren Sinn zu erraten und sich zu verdeutlichen strebt, der muß hingerissen werden zu tiefer Bewunderung und andächtiger Verehrung einer gewaltigen, alles umfassenden Macht, die mit unbegreiflicher Weisheit den Millionen der verschiedenartigen lebenden Wesen verschiedene, aber entsprechende Gesetze vorzuschreiben vermochte. —

Wo alte Eichen sich in Schluchten zu Hainen zusammendrängen oder die düsteren Tannenwälder begrenzen, da findet man die Stämme dieser wie jener mehr oder minder mit Eicheln förmlich übersät und in manchen Fällen so dicht, daß es nicht schwer hält, auf der Fläche eines Quadratfußes zwanzig und mehr

solcher kleiner Magazine zu zählen. Auffallend erscheint dabei, daß die Eichel so fest eingeklemmt sind, daß es nur selten gelingt, sie ohne Hilfe eines Messers hervorzuziehen. Höhlen, welche schon mehrfach solchen Zwecken dienten und sich daher erweiterten, werden für unbrauchbar erklärt, und nicht mehr benutzt.

Die Nähe des Menschen ertragen diese reizenden Vögel mit großer Zutraulichkeit. Kommt hingegen ein mutwilliges Eichhorn oder eine räuberische Krähe in die Nachbarschaft ihrer Vorräte, so verteidigen sie ihr Eigentum mit einem Grimm und einer Tapferkeit, die man kaum in den harmlosen Tieren zu finden erwartet. Zu den ärgsten Feinden ihrer mühsam aufgespeicherten Vorräte zählt in erster Reihe das graue Eichhorn (*Sciurus fessor*). Dieser schöne, verhältnismäßig große Nagetier ist auf dem Rücken blaugrau und unten weiß gezeichnet, und gereicht ihm der buschige schwarze Schweif mit den weißen Haarspitzen zur besonderen Zierde. Über ganz Kalifornien verbreitet, bevölkert es namentlich die Tannenwäldchen, und wird es von den zerstreuten Ansiedlern seines schmackhaften Fleisches wegen gern gejagt. Seine Lieblingsspeise bilden die Samennüsse der gewaltigen Zuckertanne (*Pinus Lambertiana*). Die Zapfen dieses majestätischen Baumes erreichen eine Länge bis zu sechszehn Zoll und bergen jeder bis zu hundert Samentörner in der Größe kleiner Bohnen. Diese wären dem Eichhorn unerreichbar, folgte es nicht der Gewohnheit, des Morgens zur frühen Stunde einige fruchtreiche Zapfen von den sie tragenden Zweigen loszulassen, sich dann zu ihnen auf die Erde hinabzubeben und nach Herzenslust an den wohlschmeckenden Früchten gütlich zu thun. Doch wie es selbst seinen Tagesvorrat oft genug gegen die Diebereien der Erdeichhörner (*Tamias townsendii*) zu verteidigen hat, so sucht es andererseits wieder sich an den Eichelvorräten der Spechte schadlos zu halten, wobei es selbstverständlich niemals ohne großes Geschrei und unblutige Valgereien abgeht. Denn wie der Stößer in Pfeilschnellem Fluge auf die eingeschüchterte Taube herabschießt, so greifen die Spechte den frechen Räuber an, wenn er, an dem Stamme gleichsam klebend, sich Eingriffe in ihr Eigentum erlaubt, nur daß man hier über Schmähungen und fürchterliche Drohungen nicht hinausgelangt.

Nicht selten gestalten solche feindliche Zusammenstöße sich auch zu einem munteren Spielchen, und am leichtesten, wenn nur ein einziger Wache haltender Specht zur Hand ist. Wie zuvor bei den Spechten unter sich, so entwickelt sich jetzt zwischen Vogel und Vierfüßler ein drolliges Verstecken, Suchen und Haschen um den Stamm herum, hinauf und hinunter und wieder in den Wipfel hinein. Da giebt es dann ein Lachen und Verhöhnen, wenn die beiden Gegner sich plötzlich und zwar wo sie es am wenigsten vermuten, dicht vor einander sehen und blickschnell wieder aneinanderprallen, ein Lachen und Verhöhnen, wenn es zwischen den Zweigen und Ästen unablässig hin und hergeht und Verfolger und Verfolgter immer wieder ihre Stellen vertauschen. Der kleine Vierfüßler, auf dem Gipfel wilder Ausgelassenheit, scheint dann gleich seinem gefiederten Spielkameraden zu fliegen; seine schwarzen Augen funkeln vor Lust und Wonne, weit auf reißt er den kleinen Rachen, indem er sein kläffendes Stimmchen dem spöttischen Schnarren des Spechtes zugesellt, und wo der Eine Neigung verrät, sich zurückzuziehen und das Spiel aufzugeben, da ist der Andere sofort bei der Hand, ihn durch neue Angriffe zu neuen Anstrengungen aufzumuntern.

So bietet die Natur überall, im neckischen Verkehr zwerghafter Geschöpfe, wie in dem Donner stürzender Lawinen oder dem stillen Wirken schlummernder Vulkanen, dem Menschen reichen Stoff zur Unterhaltung und zum ersten Nachdenken. Wer im rüstigen Jugendalter liebevoll beobachtet, der sammelt sich einen Schatz an Rückerinnerungen, denen selbst der späteste Lebensabend nichts von ihrer Frische raubt.

Das Waffeleisen.

Herr Meyer, Stadtrat und Waisenrichter in Brettheim, saß mit seiner Frau beim Mittagessen. Es war ein Sonntag und da gab's stets eine Extraspise. Heute waren es gebackene Sträuble.

„Schmeckt Dir's, Männchen?“ fragte Frau Barbara ihren Gemahl, der eben ein Sträuble in den Mund schob.

„Ausgezeichnet“, sagte dieser, „aber . . .“

„Was denn aber?“

„Aber“, fuhr Herr Meyer fort, „meine Leibspeise, weißt Du Bärchen, deine delikatsten Waffeln, die sind halt doch noch besser.“



„Bärchen, ich habe etwas für Dich!“

„Ach, das ist nur Einbildung“ erwiderte die Gattin mit einem kleinen Anflug von Verlegenheit.

„Ja, und was ich sagen wollte, wir haben schon lange keine Waffeln mehr gehabt. Es ist gewiß schon vierzehn Tage her.“

„Ja, ja, so lange wird es sein“, gestand Frau Barbara etwas kleinlaut, „drum ist mir vor vierzehn Tagen das Waffeleisen zerbrochen.“

„Was? das Waffeleisen zerbrochen?“ brauste Herr Meyer auf. Er war sonst ein guter Mann aber die Zerstörung seines Lieblingssinstrumentes, des Waffeleisens, brachte ihn in Harnisch: „Ganz kaputt?“

„Ganz kaputt!“

„Man muß ein neues kaufen.“

„Mann, bedenke sechs Mark!“

„Donnerwetter!“

Herr Meyer brummte den ganzen Tag. Am folgen-

Eine Nacht im Walde.

Von Karl August Mayer in Karlsruhe.

I.

Vorwort.



Die Einigung des deutschen Vaterlandes unter der schwarz-weiß-roten Fahne und der Kriegserhebung der Jahre 1870/71 sind im Gedächtnisse aller derer, die diese Blätter lesen. Halb vergessen ist aber eine andere große Zeit, deren Augenzeugen meist schon unter dem grünen Rasen schlafen: die Befreiung Deutschlands von demselben Feinde, der 1870 erlag. Im Jahr 1813 haben wir den Raubvogel Napoleon, den Alten, der mitten in unserem Neste saß, weggejagt; im Jahr 1870 haben wir Napoleon den Jüngern im eigenen Neste aufgesucht und auf der Wilhelmshöhe in den Käfig gesteckt. Wir Alten, die wir noch übrig sind aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, können den Jubel der Deutschen aus den Jahren 13 und 70 miteinander vergleichen, und

da müssen wir bekennen, daß im Jahr 13 die Freude noch tiefer und inniger war; denn die Befreiung Deutschlands vom Feinde machte einem Zustande langen, schweren Drucks ein Ende, den wir im Jahre 70, inmitten geordneter Zustände, nicht empfinden konnten. Die Helden damaliger Zeit, diejenigen, die über dem bloßen Veruch, die Ketten zu sprengen, untergegangen waren, wie Schill und Hofer, und noch mehr die, welche die Sache glücklich zu Ende geführt hatten, wie Blücher, der alte Marschall Vorwärts, erfreuten sich außerordentlicher Beliebtheit; ihre Bilder hingen, mit Ephen und Blumen bekränzt, in Hütten und Palästen.

Eine besondere Verehrung widmete man dem Helden und Sängler Theodor Körner, der, zweiundzwanzig Jahre alt, sein Blut für die Befreiung des Vaterlandes hingegeben hatte. Eine Locke von seinem Haar würde manches Mädchen mit Gold bezahlt haben — wenn ihr anders noch Gold zur Verfügung stand: denn Deutschland und besonders Preußen war damals bis zur Erschöpfung von den Franzosen ausgezogen.

Was den Namen Körners so volkstümlich machte, war nicht nur das Schicksal dieses Jünglings, sondern auch seine von Kriegslust und Vaterlandsliebe überströmenden, warmherzigen Lieder. Ich nenne hier nur das Gebet während der Schlacht, weil es eine heilige Erinnerung für mich in sich schließt.

Meine Eltern bewohnten eine Eichenhütte in der Wald-einsamkeit des Hunsrücks. Mit fünf Jahren fiel ich, um die Zeit der Befreiungskriege, in eine schwere Krankheit, aus der ich mich nur noch das Eine erinnere, daß meine gute Mutter in der Nacht an meinem Bette saß und mit leiser Stimme das obengenannte Lied sang, aus dem mir noch heute die Worte: „Vater, ich rufe dich!“ in der Seele nachklingen. Sie sang jenes Kriegslied wie ihr eigenes Gebet — sich selbst und mir zur Beruhigung; denn ich fiel nun in einen tiefen Schlaf, der bald zur Genesung führte.

den Tag war das Gewitter vorüber und die Sonne schien wieder. Gegen Mittag trat Herr Meyer schmunzelnd in die Küche, in welcher seine Gattin am Herde beschäftigt war.

„Bärbchen, ich habe etwas für dich!“

„Was denn, Schatz?“

„Sieh her! Wir werden wieder Waffeln essen!“ Und Herr Meyer zog einen in Papier gewickelten langen Gegenstand hinter seinem Rücken vor.

„Ich hab mir's einwickeln lassen; ich, als Stadtrat konnte doch nicht so damit durch die Straßen laufen.“

„Ein Waffeleisen?!“ rief fröhlich die Frau. „Du guter Mann! Zeig' her! Ist's ein neues?“

„Noch beinahe ganz neu. Ich hab's so eben in der Steigerung erstanden. Ich hab' ein so niederes Gebot gemacht, um 3 Mark, daß Alles gelacht hat, und doch wurde mir's gleich zugestanden.“

„In der Steigerung?“ sagte Frau Meyer etwas kleinlaut. „In welcher Steigerung?“

„Ja, in dem allgemeinen Steigerungslokal, das du ja auch zuweilen besuchst.“

Mit vor Aufregung zitternden Händen riß die Frau Stadtrat die Papierhülle aus einander. Dann stieß sie einen Schrei aus: „Unglücklicher, das ist ja nur ein halbes Waffeleisen!“

„Was, ein halbes . . .?“

„Ja, ein halbes Waffeleisen. Ich hab's mit der andern zerbrochenen Hälfte in die Steigerung geschickt, um den Arger loszuhaben. Du hast dem eigenen Waffeleisen gesteigert!“

Herr Meyer machte ein nichts weniger als geistreiches Gesicht: „Drum also haben sie so gelacht!“ seufzte er trostlos. „Frau, gib mir eine Fleischbrühe, mir wird's schwach. Kann man mit dem halben Waffeleisen nicht wenigstens halbe Waffeln backen?“

Frau Meyer mußte unwillkürlich lachen: „Nein, keine halbe und keine viertels, hochweiser Herr Stadtrat, aber ganz gehörst du in den Kalender und wenn der Hinkende . . .“

„Um Gotteswillen, das wäre schrecklich, Bärbchen, ich bitte dich mit aufgehobenen Händen, halte reinen Mund. Ich will dir ein funkelagelneues Waffeleisen kaufen, und einen neuen Hut, mit toten Vögeln darauf, wie die Frau Bürgermeisterin einen hat.“

Soldaten Lockungen konnte die Frau Barbara nicht widerstehen, sie versprach feierlich zu schweigen und hat auch ihren Schwur gehalten, nur ihrer intimsten Freundin, der Frau Stadtrat Elster, hat sie es unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses mitgeteilt.

Unnötige Sorge.

Ein Kandidat der Theologie, klein und unansehnlich von Gestalt, dem seine Kandidaten-Einkünfte hatten ihm den Luxus einiger Wohlbeleibtheit nicht gestattet, bestieg schüchtern und mit Herzklopfen die Kanzel, um seine Proberpredigt zu halten. „Fürchtet Euch nicht“, begann er, und seine Stimme bebte, — „für . . . fürchtet Euch nicht!“ Nachdem er noch ein halbdutzendmal den Namen zugerufen hatte, sie sollen sich nicht fürchten, blieb er gründlich stecken.

Da rief ein Bauer aus der Gemeinde: „Mache Sie mir fort, Herr Pfarrer, wir sind nit so furchtiam, wir ferchten uns nit!“

Als ich heranwuchs, sang ich Körners Lieder, die noch heute in meinem Gedächtnis haften, mit Andacht. Erfüllt von ihrem Geiste fand ich dann als Mann die Stimmung, meine deutsche Geschichte für das deutsche Volk zu schreiben. Dieses Buch verweilt mit Vorliebe bei den Befreiungskriegen und insbesondere bei dem jungen Pützower Theodor Körner, der am 26. August 1813 in einem für sein Corps siegreichen Gefecht bei Gadebusch im Mecklenburgischen fiel. Meine Schrift war noch nicht zur Presse gewandert, als mir die Nachricht zuging, daß ein in der Nähe meiner Heimat wohnender Greis, der 1813 auf Seiten Frankreichs die Waffen hatte führen müssen, sage: Körner sei von seiner Hand gefallen. Ich schrieb an ihn und erhielt von dem Lehrer des Dorfes die Bestätigung. Jener Alte — so hieß es in der Antwort — habe eine ausführliche Beschreibung des von den Pützowern veranstalteten Überfalls bei Gadebusch gelesen und aus den näheren Umständen mit Sicherheit entnommen, daß die unglückliche Kugel aus seinem Gewehr gekommen sei.

Jahrelang trug ich mich mit dem Gedanken, was ein deutscher Patriot empfinden müsse, der das Unglück gehabt habe, einen Nationalhelden, wie Körner — freilich, ohne daß er ihn als solchen erkannt — zu töten. Daraus ist nun die hier folgende Erzählung entstanden.

Der Leser hat dabei Gelegenheit, einen Blick in die Werkstatt zu thun, wo solche Geschichten geschnitten werden. Erst ist es ein rohes Stück Holz, an dem mit Meißel und Feile so lang gearbeitet wird, bis das Bild fertig ist. Möge es den Beifall des Lesers finden!

II.

Die Köhler.

Es war im Sommer 1871, als ich meine Heimat auf dem rauhen Hunsrück nach langen Jahren wieder einmal aufsuchte. Das Hüttenwerk, dem mein Vater vorgestanden hatte, war seitdem eingegangen; ich mußte mein Nachtquartier in dem Wirtshaus eines nahen Dorfes suchen. Am folgenden Tage durchstriefe ich die nächsten Wälder — die Tummelplätze meiner Kindheit. Sie waren mir beinahe fremd geworden! Prachtige Buchen, in die ich als Knabe meinen Namen geschnitten, waren gefällt worden, dagegen der Niederwald zum Hochwald herangewachsen. Nur die Quarzittfelsen, die wie graue Burgruinen aus der Wildnis emporragen, standen noch, jedem Unwetter trotzend, unverfehrt.

Unglücklicher Weise glitt mein Fuß über einer im Laub versteckten Wurzel aus; ich stürzte heftig auf die Hüfte nieder und — vermochte nicht wieder aufzustehen. Mein Ruf verhallte unter den weiten Gallerien der Eichen und Buchen. So lag ich hilflos, und schon breitete der Abend seine schwarzen Flügel über die Gegend, so daß der dunkle Wald noch viel dunkler wurde.

Glücklicher Weise drehte sich der Wind, und plötzlich kam ein essigartiger Geruch, den ich aus alter Erfahrung als von einem Kohlenmeiler ausgehend erkannte, zu mir herüber. Noch einmal schrie ich mit vorgehaltenen Händen und angestrengter Lunge nach jener Richtung, und horch! nun kam ein Ho! ho! als Antwort: „Hierher! zu Hilfe!“ rief ich wieder, und bald sah ich von fern her, zwischen Bäumen und Gebüsch hindurch, bald verdeckt, bald wieder auftauchend, einen Lichtschimmer, der auf- und abschwankend, aus einer nahenden Laterne zu kommen schien. Warne Lebensfreude erfüllte meine Brust; ich hätte für dieses trübe Licht den schönsten Stern am Himmel gegeben.

Fest tauchte eine riesige schwarze Gestalt aus den Büschen: es war ein Köhler, der weiten, langsamen Schrittes nahte. Er führte einen Schürbaum, der reichlich so lang als er selber war, in der Rechten, vielleicht weil er dachte, daß er einen Kampf zu bestehen hätte; in seiner Linken schwebte eine Laterne, hinter deren trieben Gläsern ein kümmerliches Öllämpchen brannte.

„Ich will Sie zu unserem Alten bringen; der weiß Rat für jeden Schaden,“ sagte er, nachdem ich ihm mein Leid geklagt hatte. „Halten Sie das Licht! Ich nehme Sie auf den Arm.“ Wir sind in weniger Zeit, als man eine Pfeife stopft, bei der Hütte.

Er schwang mich, obgleich ich nicht klein und leicht bin, wie ein Kind auf den linken Arm, ohne viel nach dem Schmerzensschrei, den ich ausstieß, zu fragen, und setzte sich, den Schürbaum wie einen Stod führend, in Bewegung. Unterwegs erlosch das Lämpchen. „Geht auch ohne Licht. Ich kenn' den Wald wie meinen Hosensack,“ sagte der schwarze Riese, indem er, zu mir empvorchend, das rothe Zahnfleisch und ein tabellofes blankes Gebiß zeigte.

Der säuerliche Geruch mehrte sich und bald gewahrte ich auf einem abgerundeten Blase einen dampfenden Meiler von ansehnlicher Größe, in dessen rotglühendem Qualm eine gespenstige Gestalt hantierte. Es war ein hochgewachsener, etwa sechzehnähriger Burche, langbeinig wie ein Storch und ebenso schwarz wie mein Träger. Neben dem Meiler stand eine ganz niedrige aus Tannenstämmen und Rasenstücken aufgerichtete Hütte.

Der Köhler legte mich auf eine Rasenbank vor der Hütte und rief in dieselbe: „Großvater, Alter, kommt heraus! Da ist ein fremder Herr, der einen bösen Fall gethan hat.“

Es dauerte nicht lange, so trat ein Greis von gleich mächtigem Wuchse, wie die beiden andern, aber gebückt von hohem Alter, aus der Hütte. Sein ganzer Anzug bestand aus einem Hemd und einer Hose. Seine nackten Füße stak in Schlappen aus dickem Leder mit schweren Holzsohlen. Ein weißer, mit Kohlenstaub gemischter Bart stieß ihm die Brust hinab und mischte sich daselbst mit dem silbernen Fließ, das durch das weit offenstehende Hemde sichtbar war. Weißes Haar erhob sich buschartig in wilder Fülle auf seinem Haupte.

„Was giebt's, ihr Buben?“

Der ältere der zwei „Buben“, der riesige Köhler mit dem Schürbaum, der gut fünfzig Jahre zählen mochte, während sein Ahn jedenfalls die achtzig überschritten hatte, meldete noch einmal meinen Unfall. Ich selbst setzte nur Weniges hinzu, denn mir war elend zu Mutte.

Der Alte suchte mich zu beruhigen. „Sie müssen wissen, liebes Herrchen“ — er hatte die verwünschte Gewohnheit, mich immer Herrchen zu nennen — „daß ich Peter Dohm, der Walddoktor bin. Ja, wenn wir Köhler immer erst nach dem studierten Herrn in der Stadt schicken und warten wollten, bis er in seiner Kutsche in den Wald gefahren kommt, wir könnten zehnmal zu Grunde gehen — und die Kosten! die Kosten!“

Der Alte wandte sich zu dem sechzehnährigen Pangebein, seinem Urenkel: „Allons, Martin, mach' die Laterne zurecht; wir müssen scharfes Licht haben. Wisch' die Gläser ab und gieß' Öl auf. Und du, Konrad“ — diese Worte waren an den Riesen, seinen Enkel, gerichtet — „hol' mir meine Brille, damit ich genau nach dem Schaden sehen kann.“

Er nahm ruhig seine Pfeife aus der Hosentasche, stopfte sie und setzte sie mit einem Köhlchen, das von dem Meiler herabgerollt war, und das er glühend, wie es war — in die Hand nahm, in Brand; dann steckte er die alttümliche Hornbrille mit großen, runden Gläsern auf die mächtige Nase und begann die nicht sehr angenehme Untersuchung meiner Pfeife.

„Oui, oui, c'est ça,“ sagte Dohm, nachdem er einige Griffe gethan; „der Knochen ist außer der Pflanne. Dergleichen kommt bei uns Waldleuten oft genug vor. Aber es kann geholfen werden, mein Herrchen, und da heißt es auch: je bälde, je besser. Allons, Konrad, faß tapfer an. Ich halte hier — er bezeichnete die Stelle mit einem tüchtigen Puff aus seiner kurzen Pfeife — und du ziehst das Bein an, aber kräftig, kräftig!

Der Cyclop riß; ich glaubte, ich sollte in zwei Stücke gehn, und stieß einen lauten Schrei aus. Der aus- gewichene Knochen sprang mit hörbarem Geräusch in die Gelenkpfanne zurück.

„So, nun ist es gethan,“ sagte der Alte, und es kam über sein gefaltetes Gesicht, das sonst einen tief- ernsten Ausdruck hatte, ein kurzer Freudenchein. „Ein Schrei und ein Krach, wie beim Zahnausziehen, das ist die richtige Musik. Aber glaubt nicht!“ — setzte er hinzu, indem er eine neue Wolke aus seinem Maser- kopf zog, „daß Ihr nun gleich das Bein gebrauchten könnt. Wir müssen die Nacht durch kalte Umschläge machen. Morgen früh bringt Euch dann mein Martin nach Eurem Quartier. Wenn es Euch recht ist, bringen wir Euch jetzt auf unsere Schlafbank in die Hütte.“

Ich kannte aus meiner Knabenzeit die Köhlerhütten sehr wohl und wußte, daß sie gewöhnlich starke Besatzung von jenen kleinen Turnern haben, deren Stärke das Springen ist. Ich bat daher, mich auf die Nasen- bank vor der Hütte zu legen.

„A la bonne heure!“ sagte der Alte. „Die Nacht ist warm. Ich werd' Euch zum Überfluß mit meinem bald sechzigjährigen Soldatenmantel zudecken. Da ich die Nacht die Wache bei dem Kohlenhaufen habe, kann ich Euch bequemer die Überschläge machen, die ich in dem Brunnen dort kühl halte.“

„Welches Glück,“ sagte ich, „daß ich hier im tiefen Wald bei den Köhlern solche Pflege gefunden habe!“

„Ihr müßt wissen, daß ich viele Jahre lang Soldat war und oft in den Spitälern ausgeholfen habe. Aber Ihr werdet hungrig sein, liebes Herrchen. Wir haben unser Abendessen schon hinter uns; doch das hat nichts zu sagen, und es macht keine Umstände, Euch ein paar Grundbirnen in der heißen Asche zu braten. Martin ist unser Koch. Weiber giebt es bei uns nicht; die bleiben daheim, um das Haus, das Vieh und das Feld zu besorgen. Höchstens Sonntags kommen sie zum Besuche in den Wald und bringen Proviant.“

Martin hatte bald die Kartoffeln bereitet.

„Es ist mir nur lieb, daß wir heute Butter haben,“ sagte der Alte; den giebt es nicht alle Tage. „Voilà!“ setzte er hinzu und bot mir die mehligten Knollen, die er mit seinen schwarzen Händen aufgebroschen, mit Butter bestrichen und gesalzen hatte, auf einem halb- zerbrochenen Teller dar.

„Ganz vortrefflich!“ rief ich, nachdem ich gekostet; „so wohllichmeckende Kartoffeln habe ich mein Leben nicht gegessen.“

„Ja, ja, die pflanzt meine Entelfrau, die versteht es. Ich wollte nur, meine zwei Urenkel, die älteren Brüder des Martin, die den Feldzug gegen Frankreich mit-

machen, hätten jetzt von diesen Grundbirnen! Das gefiele ihnen wohl besser als die Erbzwart, die übrigens auch nicht schlecht sein soll. Der eine von ihnen kommt nächstens wieder nach Hause; der andere aber, der Fritz, mein Herzenskind, liegt zu Karlsruhe im Spital. Eine Granate hat ihm das Bein zerschlagen. Wir werden ihn, wenn er mit dem Leben davon kommt, als einen Krüppel wiedersehen. Ach mein guter Fritz!“ seufzte der Alte, indem er sich eine dicke Thräne aus dem Auge wischte. „Das Bißchen Reichspension wird nicht weit reichen. Aber so lange wir Brot haben, soll es ihm auch nicht fehlen. Nicht wahr, Konrad?“

Der Lange nickte beistimmend. Jetzt brachte Meister Dohm eine Flasche Zwetschgen- brandtwein.

„Da, Herrchen!“ sagte er und reichte sie mir, nach- dem er einen guten Schluck daraus genommen und sie mit der Hand abgewischt hatte. „Das hält Leib und Seel' zusammen.“

Das Feuerwasser des Alten war gar nicht übel. Da Meister Dohm Stand und Namen von mir erfahren hatte und wußte, daß ich nicht zum Forst- pöncional gehörte, trug er kein Bedenken, mit schlaudem Lächeln hinzuzufügen: „Wenn Ihr vorige Woche gekommen wäret, so hätten wir Euch ein stattiges Stück Rehbraten vorsetzen können. Sehen Sie, liebes Herrchen, das geht so zu: Dort, wo unser Brunnen nach dem Thal niedergeht, wächst reichlich Kresse, wovon die Rebe große Liebhaber sind. Da kommen sie nun, die guten Tierchen und präsentieren sich, als wollten sie sagen: Dohm, hole Deine Flinte unter der Britsche in der Hütte hervor und brenn' uns eins auf! Da thu' ich ihnen den Gefallen — nämlich, wenn die Gegend sauber ist von Grünröcken — und schieße. Puff! da purzelt es zusammen. Was kann ich dafür?“

Auf den Schluck aus der Flaiche schlief ich bald, von dem zerfetzten Mantel des Alten bedeckt, auf der Moosbank unter dem schönen Sternenhimmel ein.

III.

Kriegsgeschichten.

Nachdem ich ein Stündchen oder wenig mehr ge- schlummert hatte, wachte ich auf und sah, wie Meister Dohm beschäftigt war, mit der Schaufel Erde auf ein- zelne Stellen des Meilers zu werfen. „Wir haben Wind von rechts,“ sagte er, „da muß ich decken: sonst brennt mir der Haufen von dieser Seite zu schnell ab.“

Dann setzte er sich zu mir und stopfte sich wieder seinen Maserkopf mit Rolltabak, den er sich in die Hand geschnitten hatte. Und die Pfeife mir entgegen haltend, sagte er: „Wenn diese nicht wäre, ich würdte nicht, wie ich leben sollte. Raucht Ihr nicht auch?“

„O ja; aber jetzt hab' ich keine Lust dazu.“

„Das ist kein aufrichtiger Mensch, der nicht raucht. Ihr habt ein Stündchen geschlafen. Wie fühlt Ihr Euch?“

„Ziemlich gut.“

„Jetzt wollen wir wieder den Umschlag machen.“

Nachdem er die im Wasser gekühlte Leinwand neu aufgelegt hatte, bat ich ihn, sich in die Hütte zu seinem Entel und Urenkel zu legen.

„Das geht nicht, mein Herrchen. Erstens hab' ich für Euch zu sorgen, zweitens bin ich auf Wache bei den Kohlen. Tags thut das die zwei Buben, Nachts trifft mich die Reibe. Zum Wachen sind ja die Alten am besten zu brauchen. Ich halt' mein Schläfschen bei Tage, mon cher.“

„Seid Ihr in Frankreich gewesen?“

„Freilich, ich habe noch unter Napoleon, dem

Onkel, d. h. unter dem richtigen Napoleon gedient, zuletzt cent-cinquième régiment, premier bataillon."

Er streifte bei diesen Worten den Hemdärmel auf und wies auf eine tätowierte Zeichnung, die Napoleon mit seinem kleinen Hute darstellte.

"Erzählt mir ein wenig davon, Meister Dohm. Ich kann doch nicht mehr schlafen."

"Das kann geschehen."

Er warf noch ein paar Schaufeln Erde auf den Meiler und machte auf der andern Seite mit dem Schürbaum Löcher, um mehr Luft zu geben. Dann setzte er sich zu mir und begann, sein Pfeifchen schmauchend, folgende Erzählung.

"Ihr wißt, daß wir hier auf dem linken Rheinufer anno so und so viel zu Frankreich geschlagen wurden. Jetzt haben wir hier den Regierungsbezirk Trier, dazumal aber hieß es: Département de la Sarre. Wir waren anfangs stolz darauf, dem großen Frankreich anzugehören. Ein "Bürger der französischen Republik," das klang freilich anders als "Unterthan des Fürnen von Salm-Kyrburg." Dieser Spitzbube von Salm-Kyrburg saß in Paris und verzehrte mit seinen Maitressen das Geld, das er uns armen Teufeln ausgepreßt hatte. Dafür haben ihm die Jakobiner den Kopf von dem fetten Hals gehauen. Ja, liebes Herrchen, das waren plästerliche Zeiten unter dem Salm-Kyrburg! Da sprachen die Räuber bei uns das große Wort, die Räuber, die in unsern Wäldern einen guten Schluß hatten, mit ihrem General Schinderhannes, den ich als Bub von neun Jahren mehrmals vor mir gesehen habe, wie ich Euch hier sehe. Zehn Nächte lang könnt ich Euch von ihm und seinen Spießgesellen erzählen: von dem Schwarzen Peter, dervon Profession ein Köhler war wie ich;

von dem schlauen Pferdedieb, dem Fink, den sie den Rotkopf nannten, weil er fuchsrote Haare auf seinem spitzen Kopf hatte, von dem lahmen Schuster Leindegger, dem frommen Spielmann Benz, der morgens in die Messe ging und in der Nacht in die Häuser einbrach, und von Fülchen Blasius, der guten Freundin des Schinderhannes. Aber jetzt haben wir es mit dem Krieg zu thun.

"Also, wie ich sagte, wir waren hier zu Lande gut französisch und blieben es auch noch eine Weile, als der Napoleon der Republik den Garaus machte und sich als Kaiser aufspielte. Damals war Ruhm das große Wort oder, wie die Franzosen sagen: Gloire. Gloire war unser Herrgott. Wir Deutschen vom Rhein, vom Neckar und drüben aus Bayern hatten unser gutes Teil an der gloire und thaten die mit den Siegen, die mit deutschem Blut über unsere Landsleute drüben an der Donau und im Preußenland erfochten wurden. Ein Bruder von mir war mit bei Jena und kam als Stelzfuß zurück; ein anderer ist in Rußland elend zugrunde gegangen. Zuletzt war ich von drei Brüdern allein noch übrig. Dich holen sie nicht, sagte unser Schöffe, man nimmt dem kranken Vater nicht die einzige Stütze. Ja, proßt Mahlzeit! Auf einmal hieß es: auch der einzige Sohn muß mit. Der Napoleon hatte ein Gesetz gemacht, daß die Verheirateten nicht zur Fahne sollten. Flugs gab mir

mein Vater eine Frau, mir, einem Buben von neunzehn Jahren! Ja, da war ich wiederum gepreßt! Jetzt sollten auch die Ehemänner und Väter dran. Wißt, liebes Herrchen, der Krieg hat einen Wolfshunger; je mehr sie ihm Futter geben, desto mehr frist er. Seitdem fluchten wir auf den Menschenmetsger, der die ganze Jugend auf die Schlachtbank führte.

"Also ich hatte eine junge und auch hübsche Frau, die mir wohl gefiel, und es war nicht mehr weit davon, daß wir Kindtaufe halten sollten: da mußte ich fort in den Krieg, erst nach Spanien, dann nach Rußland. Wissen Sie, die Dohms sind alle lange Kerle und geben gute Soldaten: wir wachsen wie die Eichen im Wald auf und halten in jedem Wetter aus."

Meister Dohm stand auf, um nach seinem Meiler zu sehen; dann trank er an der nahen Quelle und brachte mir auch in einem Topfe von dem Wasser, das einen frischen, säuerlichen Geschmack hatte. Meine Hüfte hatte er während seiner Erzählung mehrmals gekühlt, so daß bald der letzte Schmerz dahin schwand; aber Schlaf wollte sich noch keiner einstellen. Da der Alte mich noch munter sah, fuhr er, immer rauchend, mit seiner Kriegsgeschichte fort.

"Also in Spanien und Rußland war ich und ich wollte, ich hätte die Schuhe noch, die ich auf diesen zwei Campagnen abgelaufen habe. In Spanien war es zu heiß, in Rußland zu kalt. Dort lag ich krank am Fieber, hier froh ich mir zwei Zehen ab. Voila!"

Er streifte einen seiner Schläppen ab, um mir den Schaden zu zeigen.

"Wie es im Jahr dreizehn ging, werdet Ihr besser wissen als ich, wenn ich Euer Alter und Euer grauen Bart richtig taxire. Wie einer, der ertrinkt, kam der

Napoleon noch einmal übers Wasser; aber die Marschälle holten sich überall Schläge, und der Kaiser mußte auf Leipzig marschieren, wo sie ihm den Laufpaß gaben.

"Oh es so weit kam, im Monat August, stand der Marschall Davoust mit 30000 Mann Franzosen, Deutschen und Dänen unten an der Elbe gegen den General Walmoden im Felde, und ich war auch mit von der Partie. Obschon sich dieser an Zahl mit uns nicht messen konnte, chitanierte er uns doch viel mit seinen leichten Truppen; besonders die Litowische Freischar machte uns viel zu schaffen, und wir hatten einen großen Bohn auf sie. Ein Transport von etlichen achtzig Wagen mit Branntwein, Zwieback und andern Lebensmitteln ging damals auf Schwerin mit einer Deckung von zirla neunzig Mann, die unser Bataillon gestellt hatte. Der lange Wagenzug ging durch einen Kieferwald; die Sonne brannte uns heiß auf die Köpfe. Unsere Offiziere gingen wie trunken auf den Gänlen. Von der Mannschaft lagen viele auf den Wagen und schliefen gleichfalls. Ich schlenderte mit einem hunsrücker Landsmann namens Frank neben den Wagen her. Auf einem der Branntweinfässer saß ein Franzose und pfiß ein Stückchen nach dem andern. Da sagte ich zu meinem Kameraden: Da pfeißt nur, ihr leichtsinnigen Franzosen! Wenn wir hier überfallen werden, geschieht es uns schon recht!"



Der lange Wagenzug ging durch einen Kieferwald.

„Kaum hatte ich dies Wort gesagt, so sprengte ein Haufe Kosaken pleine carriere mit eingelegten Lanzen und wildem Surrehgeschrei auf unsern Zug los. Tyroler Schützen fielen uns in die Flanken, und die schwarzen Pützower Jäger faßten uns im Rücken. All dies Volk hatte im Wald im Hinterhalt gelegen und war auf einmal, wie vom Himmel geschneit, da. Die Fuhrleute hieben wie toll auf die Säule, und die Wagen sausten dahin. Von den Schläfern, die erschrocken abgesprungen waren, setzten sich einige zur Wehr; andere hingen sich, nachdem sie ihre Gewehre abgeschossen, und fortgeworfen hatten, den Pferden an die Mähnen oder an die Schwänze, um schneller davon zu kommen.

„Als die Pützower ansprengten, war keine Aussicht mehr, den Transport davonzubringen; es galt nur noch, unsere Haut teuer zu verkaufen. Unser Kapitän, den wir wegen seines großen Schnurrbarts nicht anders als La Moustache hießen, schrie: Fordert Pardon und gebt Feuer, wenn sie herankommen! Diesen schlechten Befehl befolgten wir nicht, mein Kamerad und ich, aber wir thaten unsere Schuldigkeit. Wir hatten einige Deckung von einem Eichenbusch, hinter den wir, über den Chauffeegraben weg, gesprungen waren, und feuerten zwei-, dreimal.“

Hier stockte der Alte in seiner Erzählung; er legte die Pfeife, die noch nicht zu Ende geraucht war, bei Seite und seufzte schwer. Dann fuhr er fort, wie folgt:

„Auf einmal sprengt ein schöner junger Offizier in der schwarzen Uniform der Pützower auf einem Schimmel daher. Ich lege an und gebe Feuer. Da liegt er mit seinem Gaul mitten auf der Straße! Ich sehe deutlich, nachdem sich der Rauch verzogen hat, wie das rote Blut an dem weißen Hals des Schimmels, der wütig um sich schlägt, niederrieselt. Der Reiter, dem einige Kameraden beisprangen, war von derselben Kugel getroffen und suchte nicht mehr. Andere Pützower stürmten herbei und suchten unter heftigen Verwünschungen das Gebüsch ab. Alles mußte über die Klinge springen; nur Frank und ich erhielten als Deutsche Pardon und wurden gefangen hinweggeführt.

„Darnach kam die große Völkerschlacht von Leipzig,

und die Franzosen wiesen Deutschland den Buckel auf Nimmerwiedersehen. Die linksrheinischen Deutschen, die unter Frankreich gedient hatten, wurden nun ins preußische Heer gesteckt, und ich marschierte unter Blücher in Frankreich hinein, mit dem leinernen Brotbeutel an der Seite, wie ihn die Preußen damals tragen mit dem gesträubten Adler auf dem Czako.



Da liegt er mit seinem Gaul mitten auf der Straße. Andere Pützower stürmten herbei.

Wir waren erst noch halbe Franzosen und nannten den Brotbeutel spottweise den Bettelsack und den Adler den preussischen Kuckuck. Aber das kam bald anders. Der alte Marschall Vorwärts mit seinem weißen Schnauzbart war uns bald lieber als der finstere Napoleon. Gottlob wir Deutschen waren wirklich deutsch geworden; dies Wort war zu Ehren gekommen. Wenn wir Abends im Quartier lagen, oder auch auf dem Marsche, sangen wir: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los.“ „Pützow's wilde Jagd“, am liebsten aber: „Du Schwert an meiner Linken“. Die Welt hatte sich umgekehrt: wir, die wir uns mit den Pützowern herum geschossen hatten, sangen nun ihre Lieder.“

„Was anno vierzehn und fünfzehn geschehen, habt Ihr selbst erlebt. Wir rückten in Paris ein, und der Kaiser von Frankreich erhielt die Insel Elba als Cachot angewiesen. Er brannte durch und zog wieder den Säbel: da festten wir ihn ins weite Meer hinaus. Ich hab' auch mein Teil daran: ich war mit bei Waterloo. Auf der heißen Insel bei Afrika ist er von dem Gift, das in ihm war, verzehrt worden und in noch kräftigen Jahren jämmerlich gestorben. Ich kehrte mit ehrenvollem Abschied nach Hause zurück und nahm wieder, statt des Schießprügels, den Schürbaum in die Hand.

„Aber es war noch nicht zu Ende mit dem Kriegswesen in der Familie Dohm, wenn ich auch selber mit meinen acht Zehen bei Seite gestellt war. Meine Frau geborenen. Wißt, liebes Herrchen, wenn man, wie wir beide, mit neunzehn und achtzehn Jahren anfängt, kann man's weit bringen. Unter den zehn waren neun Buben — alles lange Kerle wie die Heubäume. In den Kriegsjahren, sagt die Gebamme, giebt es mehr Manns- als Weibskleute. Zwei davon sind am Nervenfieber, das damals wie eine Pest von Haus zu Haus ging, gestorben, bleiben



Der alte Marschall Vorwärts war uns bald lieber als der finstere Napoleon.

selig hat mir zehn Kinder geboren, bleiben

noch achte, von denen ich dreißig Enkel und bis jetzt sechzehn Urenkel bekam, die teils auf dem Hunsrück, teils in Amerika ihr Brot gefunden haben. Nicht wahr, das ist ein ganzes Volk zusammen? Davon haben viele gebient, aber Pulver haben sie nur auf dem Schießplatz und auf den Manövern gerochen, die zwei Vuben des Konrad da drinnen ausgenommen. Seine zwei ältesten, der Philipp und der Fritz, haben, wie ich Euch, glaub' ich, schon sagte, den letzten Feldzug gegen Frankreich in der Garde mitgemacht und den Franzosen noch besser den Wamms ausgeklopft, als wir anno dreizehn und fünfzehn. Von meinen Nachkommen, so weit sie in der Heimat und am Leben geblieben sind, brennen alle Kohlen oder sind Holzhauer bis auf Einen, der Tabak spinnet, und Einer, der leider Gottes Schneider ist."

IV.

Theodor Körner.

Der Alte steckte wieder seine Pfeife in Brand, rauchte aber nicht und starre, einen schmerzlichen Seufzer ausstossend, in den Wald hinaus, dessen nächste Bäume von dem Meiler phantastisch beleuchtet waren. Ich konnte nicht umhin zu fragen, ob ihn ein Kummer drückte.

"Gott seiß geklagt, ja!" erwiderte er, ein schwerer Kummer, den ich wohl nicht verwinden werde, so lang ich lebe. Seht, liebes Herrchen, wenn mein Kohlenhaufe bei stillem Wetter ruhig brennt, hab' ich freie Zeit genug. Da häng' ich denn in stillen Nächten meinen Gedanken nach und lasse, was mir in meinem langen, unruhigen Leben widerfahren ist, Stück für Stück die Revue passieren. Bei Tag, wenn ich nicht schlafe, les' ich auch Bücher, worin die Kriege, die ich mitgemacht habe, genau beschrieben sind. Mit der Brille, die ich vorhin gebraucht habe, kann ich ganz gut lesen. Da ist aber eins, was mich quält. Es ist keine Mißthat, nichts Kriminelles, aber es liegt mir schwer auf der Seele."

"Ich errate, was Ihr meint, Alter. Der schwarze Reiter auf dem weißen Pferde, der mit dem Schimmel zugleich in dem mecklenburgischen Walde von Eurer Kugel gefallen ist, es war Theodor Körner, der Dichter und Held."

"So ist's, ja so ist's. Ich habe eine genaue Beschreibung von seinem Tode gelesen, und ein ehemaliger Litgower, der über dem Rhein an der Bergstraße wohnt, hat mir alles genau bestätigt. Ich habe, um ihn zu befragen, den weiten Weg dahin teils auf meinen achtzigjährigen Beinen, teils neimodisch auf der Eisenbahn gemacht. Es ist nur allzu sicher, Herr. Kein anderer von den schwarzen Reitern hatte einen Schimmel. Ich, der Köhlermeister Dohm, habe den Theodor Körner, den Dichter und Helden, wie Ihr sagt, am 26. August, d. h. am Tage der Schlacht bei Katzbach, wie ein Stück Wild niedergeschossen; von einer deutschen Kugel ist der deutsche Mann gefallen!"

"Das ist freilich sehr schmerzlich für Euch, Meister Dohm, und die traurige Zerrissenheit des damaligen Deutschlands kann uns nicht besser vor Augen gestellt

werden, als durch dies unglückliche Zusammentreffen. Aber Niemand darf und kann Euch darum einen Vorwurf machen, guter Alter. Ihr thatet einfach Eure Pflicht, indem Ihr dem Feinde, der Euch gänzlich unbekannt war, die Kugel sandtet."

"So viele Kugeln treffen nicht, und gerade diese mußte in das edelste Herz schlagen! Sie ließ sich nicht von dem Halse des Pferdes aufhalten, sondern bohrte sich durch. Der böse Feind führte mir die Hand, als ich zielte. Ich mußte ihn treffen, ich mußte! Zweieundzwanzig Jahre war er alt, kaum ein Mann! Er hätte gewiß noch viele herrliche Pieder gemacht, die das Herz erfruehen, den Mut erwecken und die Liebe zum Vaterland warm halten. Wenn die Nachtigall dort im Busch sich hören läßt, nicht wahr, lieber Herr, dann hören Sie mit Vergnügen zu? Kommt nun ein böser Vube und wirft sie mit einem Stein vom Ast, nicht wahr, dann sagt Ihr: das ist niederträchtig? Solch einen Vuben sollte man hauen, daß es ihm schwarz vor den Augen wird. In dem Buche, das ich gelesen habe, war der Körner die deutsche Nachtigall genannt. Eh bien, dieser böse Vub', dieser niederträchtige Mensch bin ich; denn ich habe den Stein aufgehoben, der die deutsche Nachtigall zerschmetterte hat."

Ihr seid ein Grillenfänger, Meister Dohm."

"Da kommt noch Eins hinzu. Es ist in der Gegend durch meine Schuld und durch die des Litgowers von der Bergstraße bekannt geworden, daß ich den Körner geliebert habe. Da kommen nun die neugierigen Menschen von weit her in den Wald zu mir, um den Mörder der deutschen Nachtigall zu sehen. Sie begucken mich wie ein Wunderthier und forschen mich aus, daß mir dieser Eis hier manchmal wie eine Armeisünderbank vorkommt. Wenn sie doch nur wüßten, daß mir jede Frage ein Stich ins Herz ist! Euch, Herr, hab' ich mich offenbart, weil Ihr mich nicht ausgeforscht habt; weil



Wenn ich da im stillen dunkeln Walde sitze und der Dunst des Kohlenhaufens steigt wie ein roter Nebel vor mir auf, dann seh' ich manchmal den Theodor Körner auf seinem Schimmel daraus aufsteigen.

es mir eine Erleichterung war, in der stillen Nacht vor Euch zu beichten."

"Man beichtet nur, wenn man etwas verbrochen hat. Wirklich, guter Dohm, Ihr quält Euch ganz unnötiger Weise."

"Ich quäle mich, sagt Ihr? Ja, das thu' ich und ein guter Dohm bin ich ganz und gar nicht. Bei Tage, sehen Sie, kann ich ganz wohlgenut, ja sogar munter sein; aber die Nacht ist mein Feind. Wenn ich da im stillen, dunklen Walde sitze, und der Dunst des Kohlenhaufens steigt wie ein roter Nebel vor mir auf, dann seh' ich manchmal den Theodor Körner auf seinem Schimmel daraus aufsteigen. Er schwebt auf und ab und deutet auf sein Herz, das meine Kugel zerschmetterte hat! Raim erschlug seinen Bruder Abel, ruft er mir zu, und du hast deinen deutschen Bruder Körner erschlagen!"

"Das sind böse Träume, Dohm, wie sie die Nacht und der wilde Wald gebären, wenn das Herz unruhig ist."

"Mein Enkel, der Konrad, sagt, ich werde mich

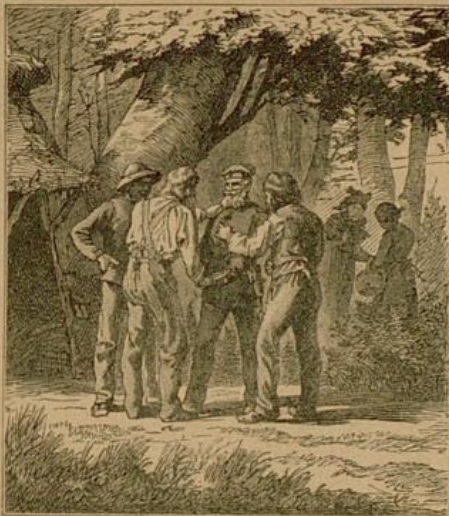
noch hinterfinnen. Aber kann ich meine Gedanken vor die Thür werfen? Erst wann der Tag kommt, laufen die Geipenster davon. Einmal hat mir der Konrad den Pfarrer über den Hals geschickt; der sollte mir „den Teufel austreiben.“ Der gute Herr auf seinen wackeligen siebenzigjährigen Beinen ist hier im Wald bei mir gewesen. Aber er hat mir das Gewissen nicht erleichtert; er hat nichts Anderes vorgebracht, als was alle die Tröster sagen. Mir kann Niemand helfen als der Tod, und der wird nicht lange mehr auf sich warten lassen. Wenn ich den Körner drüben treffe, will ich ihm sagen: Verzeiht mir! es ist nicht gern geschehen.“

Über solchen Gesprächen kam der Morgen heran und tauchte die Wipfel der sanftbewegten Bäume in roten Schimmer; dagegen erblaßte der Feuerchein des Meilers. Die erwachenden Vögelein begannen ein liebliches Konzert; dazwischen hämmerte ein Spedat auf einer alten Eiche.

Aus dem nahen Dorfe hörte man die Glocken. „Es ist heute Sonntag,“ sagte der Alte, die rauben Hände faltend. „Ich kann nicht in die Kirche; aber Gott nimmt auch das Gebet des Köhlers, der in diesem grünen Tempel seine Andacht verrichtet, gnädig an.“ Jetzt kamen auch Konrad und Martin aus der Hütte und boten freundlich guten Morgen. Alle drei wuschen sich in der nahen Quelle und legten dann in der Hütte frische Hemden an. Der Junge kochte Milch, ein Sonntagsessen, und schnitt vorzügliches Brot hinein. Es fand sich auch ein Blechlöffel für mich, und wir aßen gemeinschaftlich die Suppe als Frühstück aus der Schüssel.

Darnach sollte sich der Alte zum Schlafe nieder legen, und ich schickte mich an, unter Martins Begleitung den Rückweg anzutreten. Da erschallte von fern ein Schrei, wie von einem Raubvogel. „Das ist der Philipp!“ riefen die drei Köhler freudigerregt. Der Schrei wiederholte sich aus größerer Nähe. Es war wirklich Philipp, Martins älterer Bruder, der aus dem Feldzug heimkehrte. In stattlicher Uniform, mit der Borte des Unteroffiziers

am Kragen, das eiserne Kreuz auf der Brust kam er, von seiner Mutter und einer Schwester begleitet, als ein schmucker Kriegermann daher. Herzliche Handschläge wurden getauscht und das Ehrenzeichen bewundert. In seinen frischweißen Handschuhen sah er wirklich unendlich sauber unter diesen Köhlern aus.



Herzliche Handschläge wurden getauscht und das Ehrenzeichen bewundert.

„Ohne den Habichtskruif hätt' ich dich nicht wiedererkannt,“ sagte Martin lachend. „Dein Gesicht ist Dir ja zugewachsen mit dem Kapuzinerbart.“

Inmitten des Jubels standen die Mutter und Schwester zur Seite und weinten.

„Na, was greint Ihr so?“ fragte Konrad.

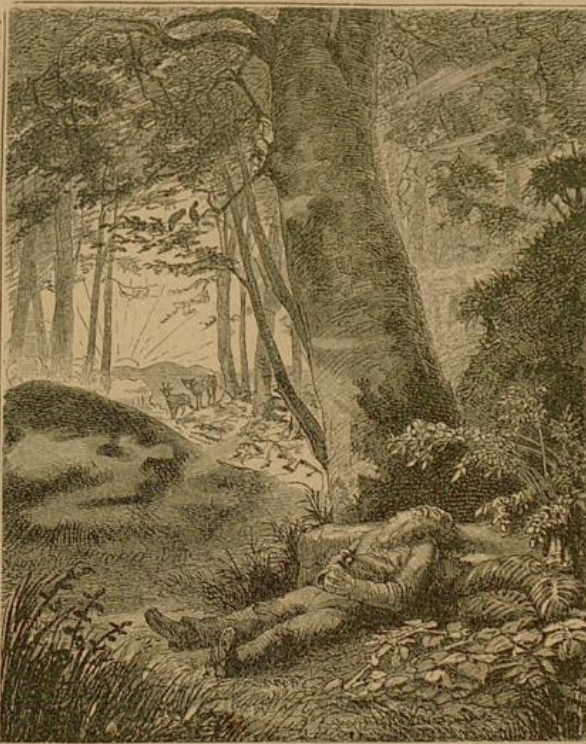
„Schilt nicht, lieber Vater!“ nahm der Unteroffizier das Wort.

„Ich freilich komme frisch und gesund aus dem Feldzug; aber einen andern werdet Ihr nicht wiedersehn.“

„Red'st du von meinem Frick?“ rief der Alte erschrocken. „Ist er im Spital gestorben? Ja, er ist tot, tot!“

Die Mutter bedeckte sich das Gesicht mit der Schürze und schluchzte laut.

„Ich habe meinen Weg hierher,“ sagte Philipp, „mit



Man fand ihn eines Morgens tot vor dem Meiler, den er in der Nacht besorgt hatte.

einer kleinen Veränderung meiner Marschroute über Karlsruhe genommen, um nach dem schwer bleffierten Bruder zu sehen. An geschickten Ärzten und gewissenhaften Wärterinnen fehltes dort nicht. Statt des Doktors traf ich den Pfarrer an seinem Bett: da wußt' ich, was die Glocke geschlagen hatte. Er kannte mich noch und trug mir Grüße an Euch alle auf, besonders an den Urgroßvater. Als er dies bestellt hatte, wandte er sich plötzlich nach der Wand und verschied in meinem Arm.“

Der Unteroffizier machte eine Pause, weil er sich nicht weich zeigen wollte, und fuhr dann fort:

„Ich hab' ihn auch begleitet, als ihn die Kameraden mit zwei andern auf dem Gottesacker hinter Karlsruhe, wo ein besonderes Feld für die Soldaten hergerichtet war, begruben. Nachdem sie ihm mit einem Schuß über das Grab den richtigen Abschied gegeben hatten, machte ich mich auf den Weg hierher

und bin nur froh, Euch alle in guter Gesundheit getroffen zu haben."

Martin, der Knabe, stimmte in die laute Klage der Weiber um den verstorbenen Bruder ein; Konrad der Vater stand ernst und schweigend. Der Alte zerdrückte eine Thräne im Auge und sagte: „Fris, mein Herzblatt, leb' wohl! bald sehen wir uns wieder!"

Und zu mir gewendet, feste er nach einer Weile in feierlichem Ton hinzu: „Ich habe vor Zeiten dort im Walde bei Gadebusch ein kostbares Blut vergossen; ein anderes kostbares Blut, mein Fris, ist nun als Opfer dafür geflossen. Eine zentnerschwere Last fällt von meinem Herzen."

Der Greis stand mit im Gebet emporgestreckten Händen, die Augen zum Himmel erhoben, welcher sich blau über den Kronen der mächtigen Bäume wölbte. „Indem Du mich geschlagen, mein Gott," rief er, „hast Du mich aufgerichtet. Ich danke Dir, mein Gott!"

Wir standen gerührt umher. Von Neuem vernahm man vom Dorfe her den heiligen Ruf der Glocken.

Nachwort.

Ich habe einige Jahre später eine Gelegenheit benutzt, um über die weiteren Schicksale des alten Köhlermeisters Erkundigungen einzuziehen. Der Verlust seines Urentels Fris galt ihm fortan in der That als Sühne für Rörners Tod und er lebte von quälenden Gedanken befreit, bis an sein nicht mehr fernes Ende. Ein Jahr nach dem oben erzählten Zusammentreffen mit mir fand man ihn eines Morgens tot auf der Rasenbank vor dem Weiler, den er in der Nacht besorgt hatte.

Ein Moloch!



Der Moloch war ein Göze, einst in hohem Ansehen bei den alten Ammonitern, ein Fratzenbild in Menschengestalt, einen Stierkopf auf den Schultern und auf dem Stierkopfe eine Krone, — ein geheizter Ofen von Erz, der seine glühenden Arme ausstreckte um Opfer zu empfangen, die ihm denn auch die frommen „Kinder Ammon“ auf Gebot ihrer Priester darbrachten: lebendige Menschenleiber, die auf den glühenden Armen des Scheusals geröstet wurden, auf daß der Duft von gebratenem Menschenfleisch die Nase des ohsentöpfigen Gottes kitzle.

Ähnlich wie diese karnibalische Fraze gab es noch andere menschenfressende Gözen: darunter der scheußlichste von allen, der seinen Kollegen, den Moloch der Ammoniten an Gefräßigkeit noch weit übertraf, der Scheiterhaufen, in dessen Flammen auf Gebot sogenannter „christlicher“ Priester lebendige Menschen gebraten wurden, zur höheren Ehre eines Gözen, den damals die Priester ihren Gott nannten.

Aber selbst diese beiden gefräßigen Scheusale, und was sonst noch die verkommenste Phantastie von Priesterverrücktheit jemals wahnsinniges ausgesonnen: die Selbstverbrennung der indischen Witwen, das freiwillige Gerädertwerden unter dem Wagen des Gottes Dschagernaut, die Fütterung heiliger Krotodile mit lebendigen Menschen, — nichts ist so unsinnig und schauderhaft, daß es nicht auf gleicher Stufe stehe mit einem Gözen, dem wir heute noch huldigen, den wir heute noch anbeten:

„Das Duell“

„dieser Moloch der „Ehre“, und insbesondere „dieser Moloch der sogenannten militärischen Ehre!“ Auch diesem karnibalischen Moloch werden noch jährlich lebendige Menschen in die glühenden Arme geworfen.

Die wahre Ehre soll sein ein Fels von Erz, an welchem der bössartige Angreifer allenfalls seinen Schädel einrennen, den er aber nicht erschüttern kann. Die echte Ehre kann nur verletzt werden durch den Mann selbst, indem er unehrenhafte Handlungen begeht, und vor brutalen Angriffen ist der Ehrenmann geschützt durch die Gesetze. Die falsche Ehre aber ist wie ein ausgeblasenes Ei, jeder Potterbube kann die dünne Schale verletzen oder zerbrechen, und diese Eierchalen-Ehre ist der Moloch unserer heutigen Civilisation, der frassenhafte Göze, dem heute noch Menschenopfer gebracht werden. —

Hauptmann Emmerich in Würzburg umarmte eines Morgens seine junge Gattin und küßte sein kleines Kind, und eine Stunde nachher legte man den Leichnam ihres Gatten, mit durchschossenen Schläfen, zu den Füßen der verzweifelnden Witwe nieder.

Ein Pistolenduell auf fünf Schritte Entfernung — ein Mord!

Und die Veranlassung?

Eine Ohrfeige, die der heißblütige Hauptmann dem Studenten Dauth gegeben, von dem er glaubte, er habe seine Frau frech angesehen.

Eine schwere Beleidigung, aber — sie war durch das Gesetz zu sühnen.

Die „studentische Ehre“ aber verlangte, daß Dauth seinen Beleidiger fordere und ein Ehrenrat der Offiziere hatte es, nach den Gesetzen der „militärischen Ehre“, für geboten erachtet, daß der unglückliche Hauptmann sich vor die Mündung einer Pistole stelle um, — zur Wahrung seiner Ehre, — tot zu schießen oder totgeschossen zu werden. Der Hauptmann kam gar nicht zum Schusse und die Kugel seines Gegners zerschmetterte ihm den Kopf. Hätte dieser in die Luft geschossen, so wäre die Ehre auch befriedigt gewesen. So aber konnte „die Ehre“ noch zufriedener sein, denn die Opfer, die ihr gebracht wurden, sind: Ein toter Mann, ein unglücklicher flüchtiger Mörder mit dem Klains-Zeichen an der Stirn und eine verzweifelte Familie! —

Und nun noch ein weiteres Opfer:

— In Köln wurde ein Landwehroffizier aus dem

Dienste entlassen, weil er erklärte, eine etwaige Auf- forderung zum Zweikampf, aus Gewissensrücksichten, nicht annehmen zu können. Vor den Ehrenrat der Offiziere gestellt, erklärte er: daß er aus religiösen Gründen den Zweikampf, der ein wahnsinniges Ver- brechen sei, verwerfe, und daß er unter keinen Um- ständen und unter keinen Verhältnissen auf einen Zweikampf eingehen werde. In seiner schriftlichen Verteidigung sagte er:

„Zu meiner Verteidigung führe ich lediglich an, daß ich weder durch den bei meinem Eintritte in das Heer geschworenen Eid, noch durch einen andern Akt bei meiner Ernennung zum Offizier die Verpflichtung übernommen habe,

„den von Sr. Majestät sanktionierten Staats- gesetzen entgegen zu handeln, die den Zwei- kampf und die Aufforderung dazu unter strengen Strafen verbieten.“

Das Ehrengericht entschied aber, daß der gewissen- hafte und pflichttreue Mann aus dem Heere zu ent- lassen sei, weil er nicht das „richtige Ehrgefühl“ gezeigt und seine „Pflicht als Offizier“ unter erschwerenden Umständen verletzt habe.

Das „richtige Ehrgefühl“ und „seine Pflicht“ befiehlt also dem Offizier, unter Androhung der Dienstentlassung, dem Gebote der Gesetze und der Religion Hohn zu sprechen.

Der Hintende kennt nicht den Namen des Ehren- mannes, der dieser Ungeheuerlichkeit zum Opfer ge- fallen ist, weil er den moralischen Mut hatte, diesem mörderischen Gößen Trost zu bieten und dem Gesetze und der Religion treu zu bleiben, aber er versichert ihn an dieser Stelle seiner größten Hochachtung und wünscht nur, daß dieses mutige Beispiel viele Nach- ahmer finde.

Der Civilist, der Beamte, macht doch auch darauf Anspruch ein Ehrenmann zu sein, aber ihm wird nicht zugemutet ein Rebell zu sein gegen Gesetz und Religion, seine Ehre ist von soliderem Stoff und zerbricht nicht wie eine Eierschale in der Faust eines Kaufholdes, und kein Gericht der Welt wird ihn seines Amtes entsetzen, weil er nicht Lust hat, einem Menschen, der ihn beleidigt, auch noch das Recht zu geben ihn tot zu schießen.

Und welche Strafe trifft die Freveler gegen das Staatsgesetz?!

Welch' ein gewaltiger Unterchied ist denn zwischen den Messer-Affairen der Bauernbursche und zwischen den Zweikämpfen der Kaufholde der gebildeten Klasse? Die Bauern fechten ihre Händel, kurzer Hand, im ersten Kaufch der Leidenschaft, mit Messer oder Stuhl- beim aus, die Kavaliere nach verrauchter Leidenschaft, kämpfen in kalter Überlegung mit Pistole und Degen. Ja, Bauer, das ist ganz was anderes. Der unge- bildete Bursche kommt als Mörder ins Zuchthaus, und der hochgebildete Kavaliere wird, liebenswürdig genug, mit ein bißchen Festung bestraft.

Ist das Gleichheit vor dem Gesetze?

Und welch' ein unsinniger Widerspruch! Der Offizier wird bestraft, wenn er sich nicht duelliert, und duelliert er sich, so wird er ebenfalls bestraft!

Man möchte sich an den Kopf greifen und fragen: Leben wir in einem Narrenhaus?

Aber was thun?

An den Wahnsinn, daß der Zweikampf ein Gottes- urteil sei, glaubt kein vernünftiger Mensch mehr, denn häufig bleibt der Schurke Sieger, und der Ehrenmann fällt als Opfer, aber — der Wahnsinn selbst bleibt

unausrottbar, wenn nicht ein Machtgebot von Oben, oder das Gesetz ihm Halt gebietet.

Kurfürst Joachim I. von Brandenburg hat seiner Zeit die adeligen Raubritter und Klopffechter schock- weise, wie die Krammetsvögel, aufhängen lassen, und von einem alten Schwedenkönig erzählt man sich, er habe den Zweikampf, der in seinem Heere wie eine Seuche wütete, schließlich zwar gestatter, aber neben den Duellanten stand der Henker, um den Überlebenden um einen Kopf kürzer zu machen.

Das half.

Solche „barbarische“ Mittel sind freilich nicht mehr zeitgemäß. Wenn aber ein Gesetz bestände, welches die Duellanten, anstatt mit der milden Festungsbast, mit dem Zuchthaus und mit der Todesstrafe bedrohte, mit solches in dem freien Nordamerika wirklich der Fall ist, so würde dem menschenmordenden Moloch bald das Handwerk gelegt sein.

Leider ist in unsern „aufgeklärten“ Zeiten an Ein- führung eines solchen Gesetzes noch nicht zu denken, — aber uns bleibt ein anderes Mittel: Selbsthülfe, eine Art Lynchjustiz.

Wenden wir dem brutalen Klopffechter, — wenden wir dem „glücklichen“ Duellanten, der mit seinem Kainszeichen prunkt, verächtlich den Rücken, und be- zeugen wir jedem Ehrenmann, dem die Gebote des Gesetzes und der Religion höher stehen, als die an- genommene Gesetze dieses abscheulichen Molochs, unsere Hochachtung — und machen wir uns selbst zum eigenen Grundsatz:

„Keines Unrechtes bewußt auch vor keiner Beschuldigung zu erbleichen.“

dann werden wir Aussicht haben, statt dieser Eierschalen- Ehre wieder zu jener alten echten Ehre zu gelangen, die der Mann vor Gott und vor sich selbst im Herzen trägt, und die kein Raufbold anzutasten vermag.

Denket an den toten Hauptmann, an seine ver- zweifelte Familie und an den unglücklichen jungen Mann, der ein Menschenleben auf dem Gewissen hat, und —

Nieder mit dem menschenmordenden Gößen!

Quittung in Versen.

Zur Zeit, da die geistlichen Herren einen Teil ihrer Besoldung noch in Früchten erhielten, gab ein geiziger Kirchenpatron seinem Pfarrherrn den Zehnten stets in dem schlechtesten Getreide. Endlich verlor der Herr Pfarrer die Geduld und schrieb dem adeligen Knauser statt der Quittung folgenden Reim:

„Raden, Trespen und Vogelwiden,
Soll man mir nicht zum Zehnten schicken.
Ach lehre das Wort Gottes sauber und rein,
„Und so soll auch immer mein Zehnten sein.“

Rätsel.

Du siehst als seine Frühjahrspeise
Mich auf dem Tisch beim reichen Mann;
Ein D daran und der ist weise,
Der in der Not mich haben kann.

ⓂⓂⓂⓂⓂ

ⓂⓂⓂⓂⓂ

Ein Sedans-Tag.



Kanzleirat Ihr müsst ins Salz!

Der Herr Kanzleirat machte ein erstauntes Gesicht: „Was fällt Euch ein, Doktor? Wollt Ihr mich zu einer Salzsäule machen?“

Der Doktor lachte: „Nein, Alterchen, eine Salzsäule, wie Pot's Weib, wird man bekanntlich nur wenn man rückwärts schaut. Ihr aber, — für einen Kanzleirat wunderbar genug, — Ihr seid ja ein Vorwärtsschauer, sogar ein wenig Fortschrittler, Euch kann das Einsalzen nur nützen, nicht schaden.“

„Doktor, Ihr werdet mich noch in Ungelegenheit bringen: Ich, ein Fortschrittler, und mit so einem Bein?“ sagte der Herr Kanzleirat und warf einen schmerzlichen Blick auf seinen linken Fuß, der in einem dicken Wollpantoffel steckte. „Autsch! Donnerwetter! Wie das sticht! Erklärt mir, Doktor, wie, zum Henker, kommt mein bürgerliches Bein zu diesem aristokratischen Zwischen?“

„Meint Ihr der Adel habe das Zipperlein allein für sich gepachtet?“ erwiderte der Doktor. „Drum, wenn Ihr nicht wollt ein Hintender werden wie Guer guter Freund in Pahr, so müsst Ihr in ein Salzbad! und damit Basta!“

„Der Hintende?“ sagte der Herr Kanzleirat mit einem wehmütigen Lächeln, „der hat's gut, mit seinem hölzernen; dem sein Bein hat ausgezwickt. Aber das meinige, von Fleisch und Bein! Autsch! Nun meinethalben in ein Salzbad. Ich bin froh, daß Ihr mich nur einsalzen und nicht auch einräuchern wollt.“

„D, was das betrifft“, meinte der Doktor mit komischem Ernste, „so ist noch nicht aller Tage Abend, und wer weiß, bei dem gewaltigen Fortschritt der Wissenschaft kann es noch kommen, daß wir unsere Patienten in den Rauch hängen müssen. Vorerst freilich, ha, ha, ha! vorerst ist mir ein geräucherter Schinken lieber. — Also Kanzleirat, marich mit Euch in ein Salzbad.“

So ist es gekommen, daß der Herr Kanzleirat eines Tages sich bei Herrn Reichert im Gasthaus zur Saline zu Rappenaue einquartierte. Die Bäder dort sind so sehr mit Sole gefalzen, daß die Leute die Saline sogar Salz=Saline nennen. Der Herr Kanzleirat fühlte sich dort ungeheuer behaglich: Keine Alten, dagegen guter Tisch, reiner Wein, angenehme Gesellschaft und

gefalzene Unterhaltung und, was ihm besonders imponierte, an dem gefährdeten Ende der ersten Woche unter seinem Teller, eine kleine Rechnung. Um seine Kur besonders wirksam zu machen, hatte der alte Herr sogar versucht die Sole innerlich zu nehmen; die Wirkung war jedoch zu stark und er zog es sehr bald wieder vor den „Markgräfler“ turmässig zu trinken. So waren drei Wochen vergangen und die Kur: Baden, Essen, Trinken, Spazierengehen und Schlafen — hatte so günstig gewirkt, daß der Herr Kanzleirat nicht mehr wußte, ob sein linkes oder sein rechtes Bein mit dem Zipperlein behaftet war, und an einem schönen Abend geschah das Ungeheuerliche, daß ihm die „schöne blaue Donau“ in die Beine fuhr, und er mit seiner Tischnachbarin, der Frau Finanzrat, ein Tänzelein wagte.

Eine Schattenseite aber hatte der Kurort, nämlich einen ganz in der Nähe gelegenen prächtigen Eichenwald „Einsiedel“ genannt.

Der Schatten, den die herrlichen Eichen spendeten, wäre nun, bei der großen Hitze des Spätsommers, für die Badegäste eine ganz angenehme Schattenseite gewesen, aber der Schatten hatte die Schattenseite, daß er nicht Badisch, sondern Hessisch war, denn der „Einsiedel“ stand im „Auslande“, im Hessischen. Ein grimmer heffischer Waldhüter bewachte mit Argusaugen jedes Blatt des ihm anvertrauten Waldes, und täglich fanden kleine Scharmüchel statt zwischen der heffischen bewaffneten Macht und den Kindern der Badegäste, die mit Verletzung des Grenzgebietes Einfälle machten, um sich mit dem heffischen Eichenlaub, mit Blumen und Farrenkraut, badische Kränze zu flechten.

So kam der 2. September heran, der Sedans-Tag. Der Herr Kanzleirat saß an der heute besonders zahlreich besetzten und reichgeschmückten Tafel. Aber der alte Herr war in einer sonderbaren Festsimmung. Er war außergewöhnlich still und zerstreut, starrte auf seinen Teller, und vergaß die ledere Krebssuppe zu essen, die sonst, trotz ihres reaktionären Charakters seine Leibspeise war. Dem Herrn Finanzrat zu seiner Linken, gab er gar keine, und der lebenswürdigen Frau Finanzrätin zu seiner Rechten verkehrte Antworten. Dann schaute er plötzlich wieder auf seinen Schoß, wo er unter dem Telleruch ein Papier verborgen hatte, und fuhr erschrocken wieder auf, wurde feuerrot, und blickte sich ängstlich um, ob es Jemand bemerkt habe. Die Frau Finanzrätin lächelte verständnisvoll und warf ihrem Gemahl einen Blick zu. So ging es weiter: Platte um Platte gingen an ihm vorüber, und die feinsten Lederbissen behandelte er mit ungewöhnlicher Verachtung. Nur dem Wein sprach der sonst so mäßige alte Herr fleißig zu. Jetzt aber trugen die Kellner gewichtige Platten mit Nebhühnern auf, und bei deren Anblick schien der Herr Kanzleirat einen kühnen Entschluß zu fassen. Nebhühner waren sein Leibgericht, aber nur in der Phantastie, denn an seinem häuslichen Tische waren es für ihn stets unerreichbare Ideale geblieben.

Jetzt standen sie vor ihm und ihr Duft kitzelte seine Nase. Sollte er auch jetzt seinem Ideale, so greifbar nahe, entsagen? Nein, das Unvermeidliche mußte geschehen. Mit männlicher Entschlossenheit blickte er noch einmal auf sein Telleruch nieder, erhob sich, wurde blaß und wieder rot, ergriff sein Messer, und — klingelte an dem Glase. Feierliche Stille, allgemeine Spannung. Der Herr Kanzleirat hatte eine sehr

weise Nase, aber — der Bann war gebrochen, noch ein Blick auf die Rebhühner und — er hatte seine ganze Mannheit wieder.

„Hochansehnliche Versammlung! Liebenswürdige Damen! Geehrte Herren!“ Nach dieser nicht mehr ganz ungewöhnlichen Einleitung warf der Redner einen siegreichen Blick über die Tafel, denn er fühlte es, jetzt war er seiner Sache gewiß. Dann fuhr er fort:

„Wo an dem heutigen Tage eine Gesellschaft deutscher Männer und Frauen sich zusammenfindet, sei es in den Wellenbädern der Nordsee, oder in den Luftkurorten unseres Schwarzwaldes, oder wie hier, in einer Saline lieblicher Sole, — da werden Männer und Frauen den 2. September, den Tag von Sedan festlich begehen in patriotischer Begeisterung; — einen Tag, so strahlend von Ruhm und Ehre, daß jeder

Deutsche sich glücklich schätzen muß, ihn erlebt zu haben. Und in allen Ecken Deutschlands wird dieser Tag gefeiert mit Glockengeläute und Kanonendonner, und wo keine Glocken sind und keine Kanonen, wie auf dieser friedlichen Saline, da donnern begeisterte Festreden, und, natürlich, auch hier durfte es an einer solchen nicht fehlen. (Bravo! Hört! Hört!)

Ich habe mich deshalb auch gestern schon darauf gefreut, heute bei einer patriotischen Festrede entzückter Zuhörer und begeisterten Hochrufer zu sein!

„Doch mit des Geschickes Mächten
„Ist kein ew'ger Bund zu flechten
„Und das Unglück schreitet schnell!“

Ich habe mich umsonst gefreut, denn gestern, bei der Tafel, nahte sich mir das Verhängnis in Gestalt meines geehrten Nachbarn zur Linken, und brachte mir die erschütternde Nachricht, es sei der allgemeine Wunsch der Damen, daß ich heute die Festrede halte! (Bravo!) Der Wunsch der Damen war mir in meinen langen Leben stets Befehl — (stürmisches Bravo!) aber, o Ich! Ich glücklicher Unglücklicher! Ich, eine Festrede halten, Ich, der Ich niemals Redner und stets nur Publikum war! Im ersten Schrecken dachte ich an Flucht in das nahe Ausland, ins Hessische, oder ins Württembergische, (Heiterkeit), aber am 2. September, am Sedanstage, flieht kein deutscher Mann, (Bravo!) und so beugte ich denn ergebungsvoll mein Haupt unter das unerbittliche Geschick.

Und gestern am Abend wandelte ich hinauf in die stille Waldesinsamkeit des „Einsiedel“, um mich als Einsiedler ungehört, würdig vorbereiten zu können auf das mir auferlegte schwere Werk. Und ich war sehr eunst gestimmt, — ich hatte ja auch zwei Söhne im

Felde stehen gegen die Franzosen — und meine Gedanken flogen zurück in jene ernste große Zeit, wo unsere Söhne gekämpft und geblutet für das Vaterland. Und von einer jungen Eiche pflückte ich Blätter und wand sie zum Kranze, als könne ich im Geiste ihn niederlegen auf die Gräber unserer gefallenen Soldaten. (Bravo!)

Da scholl hinter mir eine raube Stimme:
„He da! Sie! Was mache' denn Sie da?“
Ich wandte mich um und vor mir stand der hessische Waldbüter.

„Sie herwe do was abgeropft?! Des kostet Straf!“
„Eichenlaub von einer deutschen Eiche!“ erwiderte ich entrüstet.

„Was, deutsche Eiche!“ brummte der Mann. „Der Wald da isch nit deutsch, der isch gut hessisch, und das Abropfe kostet fünf Mark Straf. — Wie hoisse Sie?“
Ich nannte meinen Namen.



„He da! Sie! Was mache' denn Sie da?“

der Waldbüter ganz verblüfft an:

„Bi Gott, was so Herreleut nit alles wisse! Freit hab ich Morge e absonderliche Freud, denn“ — und dabei verzog er seinen breiten Mund zu einem Lachen: „denn morge täufst mei ältest Tochter, die Mariann, ihren vierte Bub. Lauter Mordskerl. Gebe stramme Soldate!“

Unwillkürlich mußte auch ich lachen: „Fest, Alter, seid Ihr auf der richtigen Spur. Ja, morgen ist ein Soldatentag, denn — jetzt passet auf — denn morgen sind es zwölf Jahre, daß unsere deutschen Soldaten bei Sedan die Franzosen in einer blutigen Schlacht besiegt und ihren Kaiser, den Napoleon, gefangen haben!“

„Und jetzt, meine Herrschaften, hätten Sie sehen sollen, wie dem Waldbüter seine Augen immer größer wurden; dann schlug er die Hände zusammen und rief: „Herr Gott, und so was hab' ich vergesse könne! Hab' ja auch meine Buben dabei gehadt im Franzosentrieg.“

„Und Ihr Charakter?“
„Gewöhnlich sanftmütig, gegenwärtig aber etwa: melancholisch aufgereg.“
„Was maulhanghollisch! Bei uns im Hessischen sagt man: Charakter, Handwert, Metier! Was herwet Sie for e Metier?“

„Festredner,“ erwiderte ich mit Entschlossenheit.
Der Mann sah mich erstaunt an.

„Ja Festredner! Wisset Ihr denn nicht, edler Hüter des Waldes, was morgen für ein Tag ist?“

„Ja,“ sagte der andere, „was soll ich des net wisse? Morgen isch Samstag!“

„Und ist Euch wirklich unbekannt, was dieser Samstag für eine Bedeutung hat?“

„Natürlich weiß ich's. Der Samstag isch der schönst' Tag in der Woche, der Samstag isch ja unser Zahltag!“

„Und sonst bringt dieser Samstag für Euch keine besondere Freude?“ fragte ich erstaunt.

Jetzt schaute mich auch

Mein Heiner, — hat eine Franzosentugel im Bein, und hint ein wenig, ist aber sonst gesund geblieben. Herr Gott von Darmstadt, also morgen. Ja lieber Herr, jetzt isch's ganz was anders! Jetzt roppe Sie mir zu und wär's e ganze Eich! Den Kranz da, den schenke Sie aber mir, der wird konfisziert, ha, ha, ha! den häng ich morg vor mein Fenster, und der Mehner muß mit der Glocke läute, und unser Dorfmuſikant, der Kuhhirt, muß bloſe, und . . . Na, Adies, ich muß heim, ins Dorf, denn die Esel dabeim denke au net dran!" Und mein neu gewonnener Freund riß mir den Kranz aus der Hand und rannte spornstreich durch den Wald seiner Heimat zu."

Das Abenteuer des Herrn Kanzleirat mit dem Waldhüter hatte große Heiterkeit erregt und seine Rede wurde öfters unterbrochen durch ganze Salven von Gelächter und Bravos. Nachdem die Ruhe wieder hergestellt war, fuhr der Redner mit ernster Würde fort:

"Und nun, meine Herrschaften, zum Sedans-Tag! Es wäre von mir eine Vermessenheit, ja es wäre fast eine Beleidigung, wollte ich Ihnen die großen, welterschütternden Ereignisse schildern, die wir vor 12 Jahren erlebt haben, und deren Andenken wir heute feiern! Ist doch das Bild jener großen Zeit in jedes deutsche Herz gegraben, wie in Marmor und Erz! (Bravo.)

Es ist schon von verschiedenen Seiten die Meinung aufgetaucht: man solle den blutigen Gedenktag „Sedan“, aus der Reihe unserer nationalen Volksfeste streichen, man solle mit dieser Feier nicht stets unsere besiegten Nachbarn reizen, und einer gefährlichen militärischen Großthuerie der Sieger Nahrung geben. Ich aber sage, und ich hoffe den Beifall meiner verehrten Zuhörer zu erhalten, ich sage:

Die Veranlassung, den Sedanstag als allgemeines Volksfest zu feiern, ist heute ebenso, ja noch in höherem Maße vorhanden, wie in den ersten Jahren unserer Siege! (Hört, hört!)

Wir wollen ja auch nicht die blutigen Siege feiern, zu denen ein brutaler, übermütiger Feind zu unserer Selbstverteidigung uns gezwungen hat, wir gedenken ja mit Schmerz und Behmut der Opfer dieser Siege auf beiden Seiten, und unsern gefallenen Helden weihen wir eine Thräne, aber mit Jubel feiern wir das Ergebnis dieser Siege; haben sie uns doch ein einiges, großes, mächtiges, geliebtes und — gefürchtetes Deutschland geschaffen, unser heutiges Vaterland! (Stürmisches Bravo!)

Dieser Jubel und dieser Schmerz, die Erinnerung und die Dankbarkeit dürfen in unserem Volke nicht erlöschen, sie müssen auch in unsern Kindern wach erhalten werden und die Erinnerung an die Heldenthaten ihrer Väter soll in ihre jungen Herzen den Samen streuen, der den ächten Mannesmut, die ächte Mannesehre zur Reife bringt. Sedan hat uns gezeigt, welche Macht die Einheit, die Einigkeit ist, und jedes Jahr soll es uns zurufen, wie der sterbende Bannerherr Alttinghausen seinen Schweigern: „Seid einig! einig! einig!“ Seid einig gegen die inneren Feinde, die in der Reaktion, die in Parteipaltungen, die in pfäfflichem Übermut, wie giftige Wespen die Früchte unserer Siege benagen, seid einig gegen unsere äußeren Feinde, die im Westen und Osten die Zähne gegen uns fleischen, die in Deutschen-Haß rasen und den Augenblick erwähen, um wieder räuberisch über uns herzufallen. (Hört, hört! Begeistertes Bravo.)

Darum muß der Sedanstag uns ein heiliges Volksfest bleiben! Haben wir doch auch die Tage von Leipzig und Waterloo Jahrzehnte lang gefeiert,

obgleich wir um den Preis jener blutigen Siege betrogen worden sind, — die Früchte des Sedanstages werden wir uns nicht rauben lassen! (Sehr gut! Bravo!)

Unsere Feinde haben gesehen, was ein geeinigtes, begeistertes Volk in Waffen vermag, wenn ein fremder Eindringling unser Heiligstes, unser Vaterland, unsern Herd anzutasten wagt, und unsere Feinde mögen sich eine Lehre daraus ziehen. Und wenn nicht, — dann in Gottes Namen, dann möge es jedem Feinde Deutschlands ergehen, wie diesem unglücklichen Vogel, dem ich das Herz durchbohrte!"

Damit wies die der Herr Kanzleirat von der vor ihm stehenden Platte ein Rebhuhn auf seine Gabel, hielt es hoch empor, und ließ es dann auf seinen Teller fallen. „Lieb Vaterland magst ruhig sein!"

„Ein donnerndes Hoch: Deutschland, unserem teuren Vaterlande!"

Großer Jubel. Bravo! Hoch hoch! Gläserklingen! Allgemeines Händeschütteln!

Das war das Sedansfest am 2. September 1882 in dem kleinen Kurort Kappenan.

Am andern Morgen, beim Feinigen des Speisesaales, fand das Zimmermädchen die Rede des Herrn Kanzleirat bei seinem Plaze unter dem Tische. Sie lieferte es ihrem Herrn ab und durch diesen hat's der Sinkende erhalten.

Der Herr Kanzleirat wird Augen machen, wenn er sich im Kalender liest.

Die goldene Henne.



„enn es draußen nicht so nasskaltes Wetter wäre, so möchte man aus der Haut fahren!

Deutschland, diese große, mächtige Nation, gefürchtet und natürlich auch gehäßt von ihren Feinden und beneidet von ihren „Freunden?“ — die das stolze, übermütige Frankreich zu seinen Füßen niedergeworfen hat, — Deutschland erniedrigt sich selbst, indem es sich zum Affen dieser Franzosen macht. Die Pariser „Demi-monde“, wie der höfliche Franzose die feilen Dirnen nennt, wenn sie Seide und Samt auf dem geschändeten Leibe tragen, diese Pariser „Salbwelt“ ist vorzugsweise tonangebend für die Pariser Mode, und unsere deutsche feine „Ganzwelt“ schämt sich nicht, diese schon durch ihren Ursprung verwerfliche Mode nachzuäffen.

Und noch bei vielen anderen deutschen Erzeugnissen, auch wenn sie ebenso gut, ja noch besser sind als die fremdländischen, wird in Deutschland, bis in die höchsten Kreise hinauf, den letztern der Vorzug gegeben,

nur weil sie fremd sind. Viele unserer deutschen Fabrikanten sind deshalb auch durch diese unpatriotische Schwäche des deutschen Publikums, wenn sie nicht zu Grunde gehen wollen, gezwungen ihre Erzeugnisse erst ins Ausland zu schicken, um sie dann mit gefälschtem Stempel wieder in Deutschland einzuschmuggeln und verkäuflich zu machen. Dies aber ist einer großen Nation unwürdig, und Deutschland brauchte sich wahrhaftig keines Geschmacks und seiner Industrie nicht zu schämen.

Am schlimmsten geben aber die Deutschen mit ihrer schönen und ehrwürdigen Muttersprache um, die sie förmlich mißhandeln. In unsern deutschen Zeitungen wimmeln die Fremdwörter wie die Schaben in einem alten Pelze, und mancher fade Geiz sucht seinem leichten Geschwätz durch dieses Ungeziefer einen gelehrten Anstrich zu geben. Viele patriotische Männer, — der Hinkende gehört auch dazu — haben schon gegen dieses Verbrechen an unserer Muttersprache geeifert, leider bis heute umsonst, und viel besser wird es auch nicht werden, solange nicht von oben herunter: bei der Militärverwaltung, in den Unterrichtsanstalten, bei den Behörden, entschieden zur Ausrottung dieser schmählischen Unsitte gewirkt wird. — Namentlich die Sprache bei der Militärverwaltung froßt von Fremdwörtern, und wenn man in einen amtlichen, kriegsgeschichtlichen Werke lesen muß:

„Während in diesem Momente die Tete der Avantgarde die Pisiere des Waldes erreichte, debouschirte aus dem rechts gelegenen Desfile eine Eskadron, welche alsbald attakirte, sollte man da nicht meinen, man habe es nicht mit einer deutschen, sondern mit einer französischen Armee zu thun? Was werden die Franzosen über dieses Kauderwelsch lachen.

„Während in diesem Augenblicke die Spitze der Vorhut den Saum des Waldes erreichte, brach aus dem rechts gelegenen Hohlweg eine Schwadron hervor, welche alsbald angriff. Lautet das nicht auch gut? und deutsch, ausgenommen die „Schwadron“, für die man auch „Reiterschaar“ sagen könnte, die man aber begnadigen kann, weil sie sich eingebürgert hat; denn alle Fremdwörter wollen wir ja nicht hinauswerfen, wenn sich nicht ein ganz gutes deutsches Wort für den Eindringling finden läßt. Wenn ein französischer General in seinem Schlachtberichte schreiben wollte:

„Pendant dans ce Augenblick la Spitze de la Vorhut atteignant le Saum de la forêt, brack hervordu Hohlweg une Schwadron, qui angriff aussitôt.“

Wenn ein französischer General so schreiben wollte, so hätte er ja gar nichts anderes gethan, als was der deutsche auch, er hätte sich deutscher Fremdwörter bedient, wie der Deutsche sich französischer Fremdwörter bedient hat. Die französischen Soldaten aber — würden ihrem fremdwortwütigen General ins Gesicht lachen und die Pariser würden ihm die Fenster einwerfen. Der Himmel bessere es!

Doch selber ist der Mann und wenn von oben herab man dem Unfuge nicht steuern will oder kann, wir selbst, ein jeder in seinem bescheidenen Kreise kann für die gute Sache wirken. Und Ehre jedem Manne, der in dieser Beziehung seine patriotische Pflicht thut. Der Hinkende kennt so einen Mann, und von diesem will er jetzt eine kleine Geschichte erzählen:

Die goldene Henne.

Als der hinkende Vöte vor einigen Jahren, es war im Sommer, im Thüringer Walde herumstelte, da

kam er an einem heißen Nachmittage in das freundliche Städtchen Arnstadt.

Arnstadt hat zwar eine sehr schöne Kirche, aber hungrig und durstig wie er war, wird man dem Hinkenden nicht verübeln, daß er diesmal die Kirche links liegen ließ und sich nach einem braven Wirtshause umsah. Und siehe, da glänzte ihm an einem stattlichen Hause der Wirtshild:

Zur goldenen Henne

entgegen.

„Willst doch einmal sehen, ob die goldene Henne auch gute Eier legt,“ dachte er und betrat die freundliche Wirtsstube.

In dieser war bereits ein langer Tisch gedeckt, und die Gäste standen in Erwartung des Reichens zum Angriff plaudernd in den Fensternischen.

Da der Hinkende aber heute noch frühzeitig in Friedrichroda eintreffen wollte, so widerstand er den Lockungen der Gasttisch, und nach einem kurzen Gruße an den Gastwirt, der mit Feldherrnblick die Tafel musterte, setzte er sich an einen Seitentisch und bestellte eine Flasche Wein und Schinken mit Eier. Natürlich, wo soll man Eier essen, wenn nicht bei der goldenen Henne?

Eben trug der Kellner die Suppe auf, und die Gäste eilten an ihre Plätze, — da stürzte noch ein junger Mann ins Zimmer, der eine bedenkliche Abulichkeit mit einem Weinreisenden hatte: „Gott sei Dank, eine Table d’hote! Immensen Appetit! Schon Suppe serviert? Garçon, ein Couvert! — Pardon!“ sagte er zu seinem Nachbar, indem er sich in einen Sessel fallen ließ.

„Jetzt noch eine Serviette, eine Bouteille Wein und das Menu — Merci!“

Der Gastwirt lächelte: „Mein Herr, Sie sollen aufs beste bedient werden. Sie kommen aus Paris, wie es scheint?“

„Aus Paris? Jott, wie kommen Sie mich auf diesen Gedanken?“

„Nun, weil Sie so gebrochen deutsch sprechen!“

„Gebrochen deutsch? Ha, ha, ha! In Berlin spricht man doch nicht gebrochen deutsch? Ich bin ein Berliner“, erwiderte der Fremde und warf sich in die Brust.

„Dann bitte ich um Entschuldigung“, sagte mit einer leichten Verbeugung der Gastgeber: „Zur Erklärung meines Irrthums erlaube ich mir aber zu bemerken, daß meine Gäste stets gewohnt sind in diesen Räumen nur deutsch zu sprechen, weil in der goldenen Henne überhaupt alles deutsch ist.“

„Ja,“ rief der Reisende und ließ erstaunt den Köffel sinken, „ja, habe ich denn nicht deutsch gesprochen?“

„Gestatten Sie mir,“ antwortete der Gastgeber lächelnd, „daß ich Ihre Rede von vorhin ins Deutsche übersehe?“

„Ah! Sie sind der Propriétaire des Hotels? Gewiß, mein Herr, bin ich begierig. Schießen Sie los!“

„Vor allem, mein Herr, bin ich nicht Propriétaire des Hotels, sondern Eigentümer des Gasthofes; in der goldenen Henne gibt es keine Table d’hote, sondern nur einen Gastisch: meine Gäste haben keinen immensen Appetit, sondern meistens großen Hunger; die Suppe wird bei mir nicht serviert, sondern aufgetragen; ich halte mir keinen Garçon, sondern einen Kellner; auf meinem Tische giebt es keine Couverts, sondern Gedecke; Pardon heißt bei uns Verzeihung, den Mund wischt man in der goldenen Henne nicht mit einer Serviette, sondern mit einem Tellertuch, die Bouteillen habe ich schon

längst abgeschafft und führe nur noch Flaschen, und ich denke meine deutsche Speisefarte wird Ihnen so gut munden, wie ein französisches Menu. Sie entschuldigen meinen deutschen Freimut?"

"Merci, für die Belehrung," erwiderte der Berliner und stimmte herzlich in das Gelächter der Tischgesellschaft ein. "Sie haben recht, 's ist eine schlechte Gewohnheit. Aber ich will mir's merken, und heute habe ich den letzten französischen Brocken in den Mund genommen. Parole d'honneur! Bardou! Donnerwetter, es ist doch nicht so leicht! — Darf ich um die Platte mit den Coteletts bitten?"

"Fris, dem Herrn die Hammelsripchen!" Der Hinkende hatte mit einer wahren Herzensfreude dem Zwiegespräche des deutschen Thüringers mit dem französischen Berliner gelauscht:

"Herr Gastgeber, auf ein Wort."

"Sie wünschen, mein Herr?"

"Sie haben mir soeben durch die deutsche Lehre, die Sie dem welschen Berliner gegeben, eine große Freundegemacht."

"Habe ich? Nun, dann freut mich's doppelt. Es ist ein Glend, wie uniere schöne, deutsche Sprache von Menschen verunstaltet wird, die sich gute Deutsche nennen, und die es im Grunde genommen auch sind. Es ist eben eine Unart, die man ihnen abgewöhnen muß."

"Und Sie führen es in Ihrem Hause wirklich konsequent durch?"

Der Mann lachte: „Konsequent? Nein. Aber unbeirrt, unerbittlich, in und außer dem Hause. Und es hat auch schon gute Früchte getragen."

An meinem Tische wird nur deutsch gesprochen, und entwischt einem der Gäste einmal ein welsches Fremdwort, so zahlt er in die Büchse dort einen Fünfer. Die beste Art, ihm ein reines Deutsch beizubringen und den Armen kommt es auch zu gute, wenn sich

einer verschnappt. Den Inhalt der Büchse schicken wir an den Hinkenden nach Lahr, fürs deutsche Reichswaisenhaus."

Der Hinkende zog rasch seinen Stelzfuß zurück, auch wurde er ein wenig rot, daß er sich selber mit seinem „konsequent" verschnappt hatte:

"Herr Kugelbrett, Sie sind ein wackerer Mann, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Hand schüttle. Und hier ist auch mein Fünfer für das Reichswaisenhaus, ich habe ja soeben auch gegen Ihr Hausgesetz gesündigt."

Herr Kugelbrett erwiderte den Händedruck, machte aber ein etwas erstauntes Gesicht dazu:

"Kugelbrett? Ei, mein Herr, wie kommen Sie dazu mich Kugelbrett zu nennen!"

"Nun, draußen in der Einfahrt steht auf einer Tafel „Kugelbrett". Ist das nicht Ihr Name?"

Der Gastgeber lachte herzlich: „Ha, ha, ha! Das ist sehr gut! „Kugelbrett", das ist der deutsche Geschlechtsname für mein „Billard", ich aber heiße Mämpel." —

Nach einer Weile und in reinem Deutsch verplauderten Viertelstunde verabschiedete sich der Hinkende:

"Leben Sie wohl, Herr Mämpel. Sie werden noch von mir hören. Guten Tag meine Herren!"

Und Herr Mämpel und der Hinkende schüttelten sich herzlich die Hände.

"Gute Reise," sagte die Tischgesellschaft.

"Adieu!" rief der unverbesserliche Berliner.

Wenn einer der geneigten Leser in den Thüringer Wald kommt, sei ihm „die goldene Henne" in Arnstadt bestens empfohlen. Sie legt ausgezeichnete und echt deutsche Eier.

Dem Herrn Mämpel aber verleiht der Hinkende für sein Verdienst um Reinhaltung unserer edeln deutschen Sprache den Verdienstorden *

Das Eichenlaub dazu mag Herr Mämpel * von einer Thüringer Eiche nehmen.

Die Heingelmännchen.

1. Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heingelmännchen so bequem!
Denn, war man faul, man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:

Da kamen bei Nacht,
Ehe man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und ruyften und zuyften
Und hüpfen und trabten
Und putzten und schabten, —
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht, —
War all' sein Tagewerk bereits
gemacht!

2. Die Zimmerleute streckten sich
Hin auf die Spän' und reckten sich.
Indessen kam die Geisterschar
Und sah, was da zu zimmern war.
Nahm Meißel und Beil
Und die Säg' in Eil:
Sie sägten und stachen
Und hieben und brachen,
Verappten und klappten,
Bisferten wie Falken
Und setzten die Balken, —
Eh' sich's der Zimmermann versah, —
Klapp, stand das ganze Haus schon
fertig da!

3. Beim Bäckermeister war nicht Not,
Die Heingelmännchen backten Brot.

Die faulen Burschen legten sich —
Die Heingelmännchen regten sich —
Und ächzten daher

Mit den Säcken schwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig,
Und hoben und schoben
Und fegten und backten
Und klopfen und hackten.

Die Burschen schnarchten noch im
Chor:

Darückte schon das Brot, das neue, vor!

4. Beim Fleischer ging es just so zu:
Gesell und Bursche lag in Ruh';
Indessen kamen die Männlein her,
Und hackten das Schwein die Kreuz
und Quer.

Das ging so geschwind,
Wie die Mühl' im Wind!
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten, die wühlten,
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst da schon im
Ausverkauf!

5. Beim Schenken war es so: es
trank
Der Küfer, bis er niedersank:

Am hohlen Fasse schlief er ein.
Die Männlein sorgten um den Wein.
Und schwefelten fein

Alle Fässer ein,
Und rollten und hoben
Mit Binden und Kloben,
Und schwenkten und senkten
Und gossen und pauschten
Und mengten und manschten.
Und eh' der Küfer noch erwacht,
War schon der Wein geschönt und
fein gemacht!

6. Einst hatt' ein Schneider große
Pein:

Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und vflachte sich.
Da schlüpfen sie frisch
In den Schneidertisch,
Da schnitten mit Beilen
Und nähten und stücten
Und fasten und paßten
Und strichen und gukten
Und zuyften und rücten;
Und eh' mein Schneiderlein erwacht,
War Bürgermeister's Rock bereits
gemacht!

7. Neugierig war des Schneiders
Weib

Und macht sich diesen Zeitvertreib:

Streut Erbsen hin die andre Nacht;
 Die Heitzelmännchen kommen sacht;
 Eins fährt nun aus,
 Schlägt hin im Haus,
 Die gleiten von Stufen
 Und plumpen in Kufen,
 Die fallen mit Schallen,
 Die lärmen und schreien
 Und vermaledeien!

Sie springt hinunter auf den Schall
 Mit Licht: husch husch husch husch! —
 verschwinden all!
 8. O weh; nun sind sie alle fort
 Und keines ist mehr hier am Ort!
 Man kann nicht mehr wie sonst ruhn,
 Man muß nun alles selber thun!
 Ein jeder muß sein
 Selbst fleißig sein

Und krazen und schaben
 Und rennen und traben
 Und schniegeln und biegeeln
 Und klopfen und baden
 Und kochen und backen.
 Ach, daß es noch wie damals wär!
 Doch kommt die schöne Zeit nicht
 wieder her!
 Kopisch.



Weinprobe.

Wasser allein thut's freilich nicht,
 So denkt der Fälscher, der schlimme Wicht.



In der Küche.

Es sind genug hier ihrer zwei
 Zu viel Köche verderben den Brei.

Weinprobe!

Wasser allein thut's freilich nicht,
So denkt der Fälscher, der schlimme Wicht.

Mit vollem Rechte sang der Verherrlichter der Gnomen
und Erdmännlein, der alte Kopisch, dem sie zum Dank
die blaue Grotte bei Capri zeigten:

Wie war zu Köln es doch vordem
Mit Heinzelmännchen so bequem!

Ja, ja, es wäre recht wünschenswert, wenn sie noch
da wären und dem geplagten Menschengeschlecht Hilfe
leisteten in Stall und Scheune — in Keller und
Küche.

Ach Gott, sie sind nicht mehr da, das ist eine
unleugbare Thatsache. Daß aber die neugierige
Schneidersfrau, die ihnen nächtlicher Weile Erbsen
auf die Stiege gestreut, an ihrem Verschwinden allein
Schuld sein soll — das glaub ich nun und nimmer
mehr. Aus dem Keller haben sie sicherlich ganz andre
Leute vertrieben. Seht euch einmal die putzige Gesell-
schaft auf dem Bilde da an — dem einen Männlein das
den Stechheber in der Hand trägt, ist es gar jämmer-
lich zu Mute auf seinem Fasse, und das andere, das
vor ihm hoch, schneidet ein Gesicht wie „die Ratt' im
Kellernest“, als ihr die Köchin Gift gestellt. Mit
vollem Rechte lassen die Männlein das mit Weinsäure-
und Gerbsäure, Kartoffelzucker und Glycerin zusam-
mengepanzerte Hüllengebräu in die Rinnen laufen,
nachdem der geschworene Chemikus der Gesellschaft
durch Entzündung des Spritz zur Unumstößlichkeit
bewiesen, daß Fuzeldust die einzige Blume des edeln
Getränkes sei.

Ja, es ist richtig, wie ein hervorragender Wein-
fabrikant selbst sagte: „Der Weinhandel ist jetzt e
gefährliches Geschäft — mer weiß nie ob mer nit in
der Luft fliegt, wenn so en Herr Untersuchungsrichter
mit der brennende Cigarr' in de Keller kommt — es
is e sehr gefährliches Geschäft, Gott der Gerechte.“

Drum sind die Wichtelmännchen fort — es ging
ihnen wie dem armen Gymnasiasten, die Überbürdung
mit Arbeiten hat ihre Gesundheit zerstört. Die
Kellerarbeit hielten sie nimmer aus — besonders aber
das Weinkosten, was sonst ihr größtes Vergnügen.
Prrr! Ubelnehmen kann man ihnen das nicht, den
kleinen Leuten — fort sind sie und ob sie je wieder-
kommen, das weiß der Allmächtige!

In der Küche!

Es sind genug hier ihrer zwei
Zuwiele Küche verderben den Brei!

In der Küche da saßen die Heinzelmännchen unter
dem warmen Herde, hinter Kisten und Kästen, kurzum,
wo ein behagliches Plätzlein war — ja vielleicht, wenn
man recht suchen wollte, vielleicht sitzen sie heute noch
dort. Wenn auch, leider Gottes, in der Küche die
Fälschung Einzug gehalten hat, wenn unter das Mehl
Schwerspath, unter den Zimmt gestohene Cigarren-
stischen und unter den Pfeffer geriebene alte Brot-
krusten gemischt sind, so schlimm wie im Keller sieht
es doch noch nicht aus. Freilich ist es jetzt nicht mehr
wie in der guten, alten Zeit, wo die Häfen voll
Schmalz waren, wo in dem weitbauchigen Schorn-
steine riesige Speckseiten und ellenlange Würste hingen
— o nein, heute ist so ziemlich der Schmalhans
Küchenmeister. Ja, wenn nur ihrer zwei da wären,
die um den Kessel sitzen, da ging es noch. Aber wo
die Familie auch nur aus Mann und Frau besteht,
sitzt noch ein dritter dabei und verlangt sein redlich
Teil an dem Mahle.

Dieser begehrlische Gast ist der bunte, zweifarbige
europäische Kriegskater, der sich in jeder Küche,
sei es in der Hütte, sei es im Palast, einfindet und
laut sein „Halbpart“ miaut. Und dabei wird das
Lugetium stets größer, wächst, wenn es ausgewachsen
ist, wie Nantes Parribal, immer noch fort und zeigt
einen unerfättlichen Hunger.

Das Merkwürdigste an dem grimmen Tier ist aber
der traurige Umstand, daß das Futter nicht einmal
recht anschlägt. Wenn es 6 Pfund Speck verschluckt
hat, wiegt der Teufelskater im ganzen nur 5 Pfund
und behauptet hart und fest, er habe nichts im
Magen.

Ja der buntscheckige Kriegskater wird in den
europäischen Küchen noch manche Speckseite aufzehren,
die friedlichen, bescheidenen Bürgerleuten recht wohl
zu gönnen wäre. Aber was ist zu thun? Da ist
eben nur die eine Antwort möglich, wie die, auf die
Frage, warum die Frösche keine Schwänze haben —
es ist halt einmal so.

Wenn die zwei hiedern Wichtelmännlein auf
unserm Bilde, der „Chef“, welcher seinen Heerd so
tapfer mit der Dfengabel verteidigt und sein waderer
Gehülfe, der als seiner Strategie den Feind „an der
Queue“ anpackt, mit dem vielkräftigen Tausendmagen
einmal zu Streiche kämen und ihn vom Kessel weg-
brächten — die Welt würde wiederhallen von
ihrem Ruhm und bei Gott sie hätten es um uns
verdient.

Kaiser Alexander von Rußland als Richter.

Ein russischer Reisender nahm in einem Peters-
burger Hotel Quartier und übergab dem Besitzer seine
Reisetasche, welche mehrere tausend Rubel enthielt. Als
der Reisende seine Tasche wieder verlangte, ver-
sicherte der Hotelbesitzer, dieselbe gar nicht erhalten zu
haben.

Es kam vor den Friedensrichter und der Gastwirt
beschwor, daß er nichts erhalten habe und der Reisende
verlor den Prozeß, weil er keine Zeugen hatte.

In seiner Verzweiflung wagte der Reisende den
letzten Schritt. Beim Vorüberfahren des Kaisers warf
er sich auf die Erde und flehte die Gnade des Kaisers
an. Dieser hörte ihm huldreich und aufmerksam zu
und befahl ihm, vor jenem selben Friedensgericht zu
erscheinen. Das geschah. Der Gastwirt ward sofort
herbeigeholt. Der Kaiser nahm die Amtskette des
Friedensrichters um den Hals und verrichtete selbst
das Amt des Richters. Der Reisende trug seine Klage
vor, auf Ehre versichernd, die volle Wahrheit gesagt
zu haben. Der Gastwirt bezog sich auf seinen Eid
und blieb dabei, weder Tasche noch Geld erhalten zu
haben.

Der Kaiser befahl dem Gastwirt, sofort niederzu-
schreiben, was er ihm vortage: „Liebe Frau, sende mir
durch diesen Boten alsogleich die bewußte Reisetasche
mit dem Gelde, welche mir von dem bewußten Reisen-
den eingehändigt wurde.“

Der Kaiser sandte diesen Brief durch einen zuver-
lässigen Boten an des Gastwirts Ehefrau und in kurzer
Zeit kamen Bote, Reisetasche und Geld an.

Der Kaiser überlieferte letztere dem hoch erfreuten und
dankbaren Reisenden und sandte den meineidigen Gast-
wirt nach Sibirien.

In Sibirien ist noch mehr Platz für meineidige
Strolche, wenn sie auch vornehmere Leute sind als
dieser Gastwirt.

Aus wilder Zeit.

Nach geschichtlichen Quellen von C. Veres.

Kapitel I.

Wie Herr Mathis v. Blumnegk ein seltsames Abenteuer auf offener Heerstraße hatte, und wie Fräulein Anna von Blumnegk eher wert gewesen eine Klinge an der Seite zu tragen als der kaiserliche Rat, Herr Ulrichus Zafius.

An einem schönen Juliabend des Jahres 1524 ritt eine kleine Gesellschaft auf der Straße, welche von Emmendingen nach Freiburg im Breisgau führt. Freilich war das keine Straße, wie wir solche heutzutage in Deutschland sehen; wir würden dieselbe kaum mit dem Namen „Vicinalweg“ beehren, denn, krumm und winklig, war sie tief ausgefahren und zeigte gar mancherlei Unebenheiten und Böcher. Gebüsch und mächtig belaubte Nußbäume traten oft bis an das Sträßlein heran und warfen ihre Schatten auf dasselbe. Die Sonne war am Untergehen, die Bergspitzen grell beleuchtend, und drüben, über dem Rhein, hinter den Vogesen flammte glühendes Rot, während über der Ebene des Rheinhals schon der bläuliche Abenddunst lag und aus den Thälern heraus der kühle Bergwind strich. Der Reitertrupp bestand aus zwei Herren und einer Dame, einem Knechte und einer Frauenmagd. Der vornehmste der Gesellschaft, auch durch seine ganze Erscheinung hervorragend, war der „edle, feste, fürsichtige, ehrsame“ Herr Mathis von Blumnegk, der Stadt Freiburg im Breisgau Bürgermeister.

Breitschultrig und grobknochig, von etwas weingrünem Antlitz, war er ein stattlicher Herr, in seinen besten Jahren. Nur wenige graue Strähne zeigten Haar und Bart, und wer ihn sicher seinen schweren Eisenschimmel lenken sah, aufrecht im hochgebauchten Sattel, die Absätze scharf in die Bügel hinunter getreten, der mußte zugestehen, daß der Mann wohl geeignet sein durfte, der Stadt Regiment in so schwerer Zeit zu führen.

Und doch war der bescheidene Reiter zu seiner Linken, ein dünnes Männlein, schon in den Sechzigern, in dunkeln Mantel, auf dem Haupte das vierkantig ausgeweitete Professorenbarett, ein viel gewaltigerer Mann, dessen Macht weit über Freiburg hinausragte, obgleich er in dieser Stadt seine Laufbahn als Stadtschreiber und Schulvorstand begonnen hatte.

Herr Ulrich Zafius, der kaiserliche Rat und Professor, hochgeehrt von Karl des V. Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, stand zu der Zeit auf der Höhe seiner Macht, — denn er hatte sich von Luther, für den er früher geschwärmt, abgewendet und war aus einem Freunde der neuen Lehre ein Feind, aus einem Nachfolger Luthers ein Verfolger von dessen Anhängern geworden. Zwischen beiden ritt das fröhliche Töchterlein des Blumnegkers, welches kaum das jungfräuliche Alter erreicht hatte und so keck aus der steifen Halskrause und der hohen Sammethaube heraus in die sonnige Welt sah, als gäbe es keine schlimmen Zeitläufe und böse Praktiken, wovon der Herr Bürgermeister mit dem Räte den ganzen Weg her sich schon unterhielten. Für Fräulein Anna war der Ritt ein Vergnügen, welches sie dem strengen Vater abgebetelt, — für die beiden Herren ein ernstes Geschäft. Früh waren sie in Freiburg abgeritten, um im Auftrage der Stadt mit dem neuen Kommandanten der Hochburg bei Emmendingen, dem Markgraf Ernst von Baden eingesetzt hatte, dem Maltheiser Georg von Hohenheim, genannt Bombast, gemeinschaftlich zu beraten; denn der Mark-

graf wollte Frau und Kind der Stadt Freiburg zur Obhut überlassen. Georg von Hohenheim hatte aber eine Schwester, die Annas Herzensfreundin war, und diese hatte ihre Bitte mit der Annas vereint, so daß Herr Mathis endlich „ja“ sagte, trotz seinem oft ausgesprochenen Grundsatz: „Wo Männerarbeit geschafft wird, soll man die Weiber ab dem Wege lassen.“

„Ich sag' euch, Herr Ulrich,“ begann der Bürgermeister, als sie durch den holperigen Weg zum Schritte gezwungen wurden, „wenn des Bombast Nachrichten wahr, so haben wir den Bundschuh hier, ehe die Trauben reif sind, und da ist niemand schuld daran als die Prädikanten. Veit Sutter, der Römisch Kaiserl. Majestät Sekretarius, schreibt ja selbst, daß wegen des lutherischen Pfaffen, des Hans Schlin, die von Stein die Karthaus Ittingen verheert und verbrennt, das hl. Sacrament ausgegüßet und dabei gerufen haben: „Du bist der, davon alle Ketzerei herkommt!“

Herr Zafius schüttelte das Haupt, und weil er früher es selbst nicht wenig mit den Prädikanten, besonders dem Capito gehalten, meinte er, es seien eher alte eidgehörliche Praktiken, denn von dort her sei immer der gemeine Mann aufgelistet worden, und das Andenken an die Niederlagen des Abels wolle nicht erlöschen und reize die Bauern zur Nachahmung.

„Nein, nein, die Eidgenossen handeln recht und billig und wollen nichts von den Buben wissen. Sind doch die von Zürich selbst mit etlich hundert Knechten in Stein eingefallen und haben ihnen alle ihre Privilegien, Briefe und Barschaften weggenommen, auch Geseln nach Zürich geführt mit samt dem Vogt und zwei Pfaffen von Stammheim.“

„Nein Herr Rat, da seid ihr auf dem Holzweg,“ rief Herr Mathis erregt, „das ist die Frucht, die aus der lutherischen Lehre kommt!“

„Kann wohl sein, aber wollet nicht vergessen, daß auch der Adel seinen Teil trägt, und wenn die Geschichte mit den Schneckenhäuschen der Lupfener Gräfin im Schlosse zu Stühlingen wahr ist, — so ist das toller Übermut, der nie zum guten führt. Seht acht, Herr Mathis, dort bricht's zuerst los!“

„Oder bei uns, wo der alte Lehener Bund noch spukt. Habt ihr schon gehört, daß man den Jos Fritz wieder gesehen haben will? Man war zu mild mit der Bauerjame, man hat nicht genug Köpfe und Schwurfinger abgehakt. Wenn der Körper in zwei Teile gehauen wird, so daß der Kopf der kleinere, da steht jedes böse Maul still. Doch — bei unseres Herren Guld — was giebt's denn dort drüben?“

Nabe bei dem Dorfe Gundelfingen trat ein tiefer, im trockenen Hochsommer wasserleerer Graben, dessen Rand mit Haselnuß und Erlengebüsch dicht bewachsen war, bis an die Straße heran. Die Dämmerung war allmählich hereingebrochen, und lichter Feuerchein und sprühende Funken leuchteten weit in das Dunkel aus diesem Graben, wohl einen Büchschuß von der Straße. Der grelle Ton einer Querpfeife schritt von dort durch den stillen Abend, eine tiefe Bassstimme begleitend, die ein Lied sang, von welchem einzelne Worte sogar auf der Straße verständlich wurden.

„Stille, haltet an,“ — befahl der Bürgermeister, — „ich will doch hören, was die dort drüben treiben!“ Er legte die Hand ans Ohr, und deutlich hörte er die Strophe:

„Wenn wir nicht bessere Christen wären,
„Als es uns die Pfaffen lehren,
„Der Teufel hätt' uns längst schon hin,
„Wir säßen in der Hölle drin.“

„Drum wollen wir mit Mönch und Pfaffen
Nimmer haben was zu schaffen.“

Herr Mathis kannte nun dieses Lied gar wohl, denn es war 1522 nächstlicher Weile zum Hohne unter die Erlasse des Bischofs von Konstanz an die Hauptthüre des Freiburger Münsters angeschlagen worden, und der Verfasser konnte trotz aller Mühe nicht entdeckt werden.

„Herr Rat, bleibt bei der Anna, ich will hinüber zu den Schandbuben; Clewi, mit mir!“ so rief der Bürgermeister, lockerte die Klinge von seinem langen Reiterdegen und setzte ehe Herr Basius sich recht bestimmen konnte, mit seinem Knechte in das Feld.

In ein paar Minuten hielt er am Grabenrande und war kaum weniger erstaunt über das, was er dort sah, als die seltsame Gesellschaft, die er dort traf, über seine unerwartete Ankunft.

Um das helle Feuer, über welchem ein kupferner Kessel an einem Bengelkreuze hing, saßen drei abenteuerliche Gestalten. Der Säger, der hauptsächlich den Zorn des Herrn Mathis erregt hatte, trug die Tracht eines Landsknechts, grün und darüber ziegelroth zerschnitten. Es war ein kräftiger, kühn aussehender Mann, dessen wettergebräuntes Gesicht und gewaltiger Spisbart den gedienten Kriegsmann hätten erkennen lassen, wenn nicht schon die breite Plempe am ledernen Gurt deutlich genug sein Gewerbe gekennzeichnet hätte.

Ein kurzer dider Bursche, in grauem Rocke ohne Ärmel, schwarzen Hosen und breitem grauen Hute, — halb Pflaffe, halb Duacksalber — hatte den Topf unter seine Aufsicht genommen und rührte mit einem hölzernen Spahne in dem wohlbluftenden Inhalt. Der Dritte aber im Bunde war ein zwerghafter, buckliger, verkümmter und zerlumpter Bettelmann, der mit großer Virtuosität die Saupfeife blies und das Spottlied des gardierenden Landsknechtes begleitete.

Der Bürgermeister schien gar nicht im Zweifel zu sein, wen er da vor sich habe; denn kaum war die Müst bei seinem Erscheinen verstummt, so herrschte er das Kleeblatt mit gewaltiger Stimme an:

„So! da finde ich euch beisammen, ihr Bundschuhler und Strolche, — schöner hätte sie der Reiber nicht zusammenbringen können! Ihr habt gewildert in fremder Banne und sitzt nun um das Brühfleisch im Kessel und singt dazu sträfliche Schand- und Spottlieder. Daß euch Gott schände, — ich will's euch salzen, ihr Leut-

verderber und Rädelsführer! Ich nehme euch gefänglich an, dich Hans Zilern, den Landsknecht, dich Zündauf, den Karsthans, und endlich dich, Thoman Lurli, den fahrenden Mann, gebt euch willig, oder wir reiten euch nieder, daß euch die Knochen brechen.

„Oho,“ rief der Ziler, „oho Mathis! Siebs billiger, solcher Ritter, wie du einer, hab ich schon viele von der Gurte gestochen; reit heim, Blumnegler, hinter deine Mauern und laß uns ungehoren.“

Damit riß der Landsknecht seine Wehr heraus und sprang auf den Grabenrand.

Aber auch Herr Mathis und sein Knecht Clewi hatten blank gezogen und schickten sich an auf den festen Burschen einzureiten, als plötzlich ein neuer Kampf auf den Wahlplatz trat, welcher die Partei sehr zu Ungunsten der Reiter stellte.



„Oho Mathis! Siebs billiger, solcher Ritter, wie du einer, hab ich schon viele von der Gurte gestochen!“

Aus dem Erlensbusch des Grabenrandes, welcher vom Feuer nicht beleuchtet war, sprang mit der Behendigkeit einer Wildkatze ein junger, waidmännisch gekleideter Mann, stieß den Lurli zur Seite, riß einen Brand vom Feuer, entzündete den Linten eines langen Handrohres, schob den Pfanddeckel zurück und legte auf Herrn von Blumnegl an.

„Güt' dich, Blumnegler! und laß die Sporen vom Gaul, denn bei meiner armen Seel, beim ersten Sprung hast mein Blei im Leibe. Zurück, oder ich gebe Feuer!“

Der Bürgermeister von Freiburg war jedoch der Mann nicht, der sich so schnell schrecken ließ, er nahm sein Pferd an, um überzufahren, ohne weiter darauf zu achten, daß sich die Lunte des neuen Gegners nach der Pfanne senkte.

Der Handel nahm einen Verlauf, der vermuthen ließ, es dürfe bald stille Männer geben; da kam wieder ein scharfer

Hufschlag über das Feld, wie vorhin als Herr Mathis eingeritten war, — dieses Mal war es aber eine Friedensvoß.

Der harte Wortwechsel, den die erbitterten Männer mit erhobenen Stimmen geführt hatten, war auf der Straße vernehmbar geworden, und Fräulein Anna ließ sich weder durch die Vernunftgründe des Herrn Ulrich, noch durch das Flehnen ihrer Magd abhalten, zu ihrem Vater zu eilen. Sie gab ihrem Falben die Gerte und kam gerade an, als Herr Mathis, trotz der Todesgefahr, auf den Hans Ziler einzuweichen wollte. Ein Blick auf die vom Feuer grell beleuchtete Szene zeigte ihr deutlich, wie die Sache stand. Mit einigen Gertenhieben drängte sie ihr Pferd neben das ihres Vaters,

griff diesem in die Zügel und stellte sich in die Schutzlinie, indem sie halb flehentlich, halb befehlend dem im Anschlag liegenden Manne zurief:

„Nicht schießen — um Gotteswillen — nicht schießen!“
Der Jäger brachte langsam das Handrohr aus dem Anschlag und sagte in munterm Tone:

„Ihr seid das echte Kind eures higköpfigen Vaters, frisch bei der Hand — aber er will uns zu Leib, nicht wir ihm. Wegen eines Schimpfliedleins will er Mord und Todschlag anfangen. Laßt's gelten, Herr Mathis, wir haben nicht gewildert, der Has im Kraut ist ehrlich erworben.“

Herr Mathis hatte im Anfange wohl keine sonderliche Freude an der Intervention seines Töchterleins, — aber jetzt war sein Blut etwas ruhiger geworden, und die Klugheit überwog die Tapferkeit, zumal der Knecht Clevi nicht von allzugroßem Eifer erfüllt war.

„Schweig Gränling, ich brauche euren Rat nicht!“
„Euch aber sage ich Hans Ziler, euch Zündauf und euch Thoman Luzli, wir treffen uns wieder zu gelegener Zeit. Laßt eure Praktiken, oder ich sage euch, ihr ersauft nur dann, wenn das Wasser über den Galgen geht!“

Damit wandte er den Gaul und trabte, begleitet von seiner Tochter, der Straße zu, wo Herr Zastus, der kaiserliche Rat, mit der Jungmagd sich beriet, was zu machen sei.

„Bei Gott's Tod,“ — meinte der Bürgermeister, als er auf die Straße kam — „zu was ihr ein Stück Eisen an der Seite hängen habt, Herr Rat, das weiß der Kuckuck, — da gehört es noch eher der Anna, obgleich zu Flederwisch klüger gethan hättest, wenn du oben geblieben. Aber jetzt wollen wir uns spüten, daß wir zum Stadthor kommen, — ich lechze nach dem Abendtrunk, der Streit mit dem Gesindel hat mich durstig gemacht.“

Nach einem scharfen Trabe hatten sie in einer starken Halbstunde das Thor erreicht, und bald tönte der Hufschlag ihrer Pferde durch die dunklen Straßen der Stadt.

Die da draus am Graben aber hielten ihre Mahlzeit und trennten sich dann nach verschiedenen Richtungen. Der Hans Ziler ging Amoltern zu, wo seine Mutter wohnte; Zündauf der Karsthans schlug sich in das Waldkircherthal. Der Luzli begleitete den Mann, welchen der Bürgermeister einen Gränling genannt, und weit noch konnte man die Pfeife des Zwergen hören, als beide dem Wildthal zu schritten, um von dort, mit Umgehung Freiburgs, an dem Roßkopf vorbei, Ebnet zu erreichen.

Kapitel II.

Wie der Ordinarius der Poetik, Herr Philipp von Engen, Urfehde schwören muß, und wie auf Wunsch des Regiments in Ensisheim auf den Karsthans gefahndet wird.

Schon zu früher Morgenstunde schritt der Blumnegler am nächsten Tage zur Ratsitzung. In seiner Begleitung befanden sich Max Hof, der Obermeister, und Ulrich Wirtner, ein Ratsverwandter der Stadt Freiburg. Die drei Männer waren im ersten Gespräche begriffen, denn der Bürgermeister hatte ihnen die Nachrichten, welche er von dem Hohenheimer erhalten, sowie sein gestriges Abenteuer mitgeteilt. Zudem war auch der Anlaß ein ernster, der sie zur Ratsversammlung berief. Es waren in den letzten Tagen zwei Schreiben eingelaufen, das eine von Straßburg, das andere von Ensisheim, welche beide für die Stadt unliebsame Dinge enthielten und dem wohlweisen Räte

viel zu denken gaben. In Freiburg war der Karmelitermönch Pater Christoph sowohl, als auch zwei Kapellane offen für die Reformation aufgetreten. Pater Christoph war aus der Stadt vertrieben worden; der eine der Kapellane, Diebold Kempf, freilich zu Kreuze gekrochen, der andere aber, Ludwig Ohler, war zu Gefängnis verurteilt, hatte sich flüchtig gemacht und war Bürger zu Straßburg und Geistlicher am St. Thomastift dort geworden. Ohler hatte nun eine bitterböse Druckschrift gegen Freiburg ausgehen lassen, und der Straßburger Stadtrat hatte ihn deshalb auf Verlangen der Freiburger eingetümt. Die Straßburger Bürgerschaft hatte nun Partei für Ohler genommen, ein paar Mönchsklöster gestürmt und die Stadtregierung so eingeschüchtern, daß diese das Ansinnen, den Ohler zur Nennung seiner Mitschuldigen zu zwingen, rüdweg und nicht in den höflichsten Worten abgeschlagen, dabei aber bemerkt hatte, der Professor der Poetik, Meister Philipp zu Freiburg, möchte wohl mehr davon wissen, da er während der Ferien in Straßburg gewesen.

Heute nun galt es, diesen vermeintlichen Mitschuldigen, den Dichter Philipp von Engen, in Gegenwart der Stadtbehörden durch den Senat der Universität zur Verantwortung und Strafe ziehen zu lassen. Das war die eine der Ursachen, warum das Ratsglöcklein geläutet wurde; die andere, der Ensisheimer Brief, betraf einen unserer Bekannten vom Abende vorher, den Zündauf, genannt Karsthans. —

Auf der Ratsstube war schon eine ziemliche Gesellschaft beisammen, als der Herr Bürgermeister mit seiner Begleitung ankam. Der Rektor der Universität und zugleich Dekan der theologischen Fakultät, Johannes Calceatoris, genannt Brisoicus, erwartete hier mit mehreren Professoren und Magistern die Herren von der Stadt, und man begrüßte sich gegenseitig auf's Freundlichste, denn so wenig die beiden Behörden sonst einig gingen, dieses Mal galt es einen armen Poeten zu maßregeln, und da zogen sie am selben Strange. Auch Zastus, der sich von den Schrecken des vergangenen Abends wieder erholt hatte, war zugegen und drückte bald einem Professoren, bald einem Beigeordneten süßlächelnd die Hand, — er war ein kluger und vollendeter Hofmann, der Herr kaiserliche Rat. —

Nachdem die Herren Platz genommen, wurde Philipp v. Engen (eigentlich Philipp Engelbrecht v. Engen) durch den Stadtdiener und einen Bedellen zitiert. Meister Philipp, der kränkliche Ordinarius der Poetik, trat herein. Es war nicht das erstemal, daß er vor den Herren erscheinen mußte, denn obgleich Zastus selbst von ihm geschrieben hatte, die Universität schätze Meister Philipps treffliche Gedichte sehr hoch, so stand dieser nicht mit Unrecht im Geruche des Luthertums. Schon vor mehreren Jahren hatte er ein Lobgedicht auf Luther angeschlagen und war deshalb ernstlich verwahrt worden. Sein äußeres Erscheinen erregte schon bei seinem Eintreten einen Sturm des Unwillens. Unter einem kurzen Rocke trug der Meister einen langen Stohbegen, und ein feder, dunkler Spitzbart ließ sein blaßes, scharf geschnittenes Gesicht um so markierter hervortreten.

„Gott zum Grube, meine Herren, was wollt ihr von mir?“ so redete er bei seinem Eintritt die Versammlung an, indem er sich fragend umblickte.

„Schämt euch, Meister Philipp,“ rief ihm gleich der alte Rektor zu, „ist das wieder ein Aufzug für einen Magister. Ein Köcklein wie ein Badergesell und ein Bart wie ein reißiger Knecht. — Ist euch doch schon

übel aufgestoßen, und ihr könntet das Gugelwejen einmal bleiben lassen. — Doch wartet, diesmal habt ihr Anderes auf dem Reß, was euch schon klein machen wird. Von Straßburg ist ein Schreiben angelangt, besagend, daß ihr, Magister Philipp, ein Mitverfasser sein sollt an des Ohler Schandschrift, daß ihr während der Ferien in Straßburg gewesen und dort mit dem Ohler und anderen Sektierern zusammen gekommen und konspiriert: — was habt ihr darauf zu antworten?"

„Daß ich in Straßburg war, läugne ich in keinem Wege, habe dort alte Bekannte besucht und auch des Ohler Schrift gelesen. Wenn euch aber die von Straßburg recht berichtet hätten, so hätten sie euch schreiben müssen, daß gerade ich die schärfsten Stellen durchgestrichen und von Ohlern das Wort genommen, die Schrift nicht im Druck zu veröffentlichen. Drum war ich über das Erscheinen des Büchleins selbst überrascht.“

„Daß euch Gott's Marter schände“, schrie der Stadtschreiber Ulrich Fischer, „ihr lutherischen, verräterischen Böhewichte, daß ihr Viedermänner schmähel! Wie könnt ihr nicht suspekt sein, ihr seid in Straßburg in Meister Mathysen Kaisersbergs Haus gewesen, ihr beherbergt auch hier die Lutherischen, die alle zu euch Einfuhr halten. Wo die Lutherischen zusammen kommen, da seid ihr dabei!“

„Herr Rektor“, sprach Meister Philipp, „ich bin der Universität, wollt ihr mich also beschimpfen lassen, so beschimpft ihr euch selbst. Ubrigens berufe ich mich auf Herrn Zafius, den kaiserlichen Rat, dem ich lange vor der einfältigen Anklage mein Bedauern und Leid darüber ausgesprochen, daß das Büchlein erschien. Sprecht selbst, Herr Ulrich, und gebt der Wahrheit die Ehre.“

Alle Augen waren auf Herrn Ulrich gerichtet, denn was er sagte galt so ziemlich immer als Nichts. „Was hier Meister Philipp sagt, ist wahr“, bestätigte Zafius, „er hat zweimal mit mir gesprochen, einmal als er von Straßburg kam, und dann als ihm bekannt wurde, daß das Libell gedruckt. Wollt ihr meine Meinung hören?“

Alle winkten, nur der Stadtschreiber schaute verbissen drein und konnte sich nicht enthalten dem Bürgermeister zuzulüftern: „Jetzt wird's wieder verzäfelt mit dem lutherischen Kezer, der Rat hilft immer den Sektischen.“ Aber der Blumnegler winkte ihm zu schweigen, denn Herr Ulrich begann:

„Wenn Meister Philipp in unserer Gegenwart, dem Herrn Rektor und den Abgeordneten des Senates das Handgelübde ablegt: Er habe wirklich keinen Anteil, weder der Aufforderung, noch der Ernunterung, des Rats, der Hilfe oder Förderung, weder durch sich, noch durch andere, weder mündlich noch schriftlich, direkt oder indirekt an dem Büchlein Ohlers genommen; er werde ferner keine Lutherischen mehr bewirten, auch weder an Luther noch seine Anhänger schreiben, und selbst die Briefe, die er etwa von solchen empfinde, gleich nachdem er sie gelesen, verbrennen oder dem Rektor übergeben, — wenn, sage ich, er dieses durch Handschlag an Eidesstatt beschwört, dann laßt ihn unbehelligt von dannen ziehen und der Universität fürder seine unschätzbaren Dienste leisten.“

Der Rektor nickte beifällig und sagte: „Nun, Meister Philipp, könnt ihr das leisten?“

Der arme Dichter blickte auf zur gewölbten Saaldecke, dann betrachtete er seine Peiniger. Nur Einer sah ihn freundlich und ermutigend an — es war Herr Zafius. —

Mit unterdrücktem Seufzer sprach der Ordinarius der Poetik:

„Ich kann's und will's leisten.“

Zafius übergab dem Rektor das schon geschriebene, von ihm mitgebrachte Dokument, dieser fragte die Professoren und Räte, ob sie damit einverstanden. Sie waren es. — So gab der Ordinarius dem Rektor die Hand, gelobte die Wahrheit und Einhaltung der vorgelesenen Urkunde, mit den Worten: „So wahr mir Gott in meiner letzten Stund zu Hilf sei“ — und — das Opfer war gebracht. — Er konnte abtreten. — Bald folgten ihm Rektor und Professoren, da der zweite Fall sie nicht bestimmte, nur Herr Zafius, — der Peterling auf allen Suppen — blieb da.

„Stadtschreiber“, — begann der Bürgermeister, nachdem der letzte die Thüre zugemacht, — „Stadtschreiber, lest das Schreiben, das vom Regimente in Ensisheim an uns gelangt, damit es seine Erledigung finde.“

Der Stadtschreiber begann:

Wir Römisch Kaiserlicher und Hispanisch Königlich Majestät Landvogt, Regenten und Räte im obern Elsaß an die Stadt Freiburg im Breisgau:

„Wie zu unserer und unseres gnädigsten Herrn, des Erzherzogs Ferdinand v. Osterreich, fürstlicher Durchlaucht Kenntnis gekommen, hält sich zu Freiburg der Karsthans auf, der durch schändliche, ketzerische Schriften und Pieder sich straffällig gemacht. Es ist nun unser Meinung und Befehl, ihr sollt den einfangen und über seine Konspiration und Meuterei peinlich befragen.“

Befände sich nun solcher Karsthans wirklich in Freiburg, so werde es die Stadt Fürstlicher Durchlaucht nicht verhalten, sondern der Länge nach klar und lanter berichten, auch stracks zwei aus ihrem Räte nach Ensisheim schicken.“

Gezeichnet: W. z. Rappolzstein, Landvogt.

„Nun, ihr Herren“, sagte der Bürgermeister als der Brief verlesen, „die in Ensisheim sind wohl berichtet, der Karsthans, d. h. des Maurer Sohn, der Blindauf, ist hier in der Gegend und treibt sein Unwesen.“

„Er hat, wie ich sicher weiß, wieder hier in der Stadt gearztet, er ist jetzt evangelisch und will in der letzten Zeit in der Türkei und Böhmen gewesen sein. Ich denke, wir thuen dieses dem Regiment in Ensisheim zu wissen, und greifen wir ihn, so legen wir ihn gefänglich in den Martinsturm.“

„Sollte denn der Bube wirklich so frech sein, daß er sich wieder hier herumtreibe, — ich sollte es nicht denken“, meinte Ulrich Fischer, der Stadtschreiber.

„Daran ist kein Zweifel, weißer Stadtschreiber“, sagte Herr Mathis, „ich habe gestern mit ihm gesprochen und denke noch mehr mit ihm und seinen Spießgesellen zu sprechen.“ — Und er erzählte den Herren seine Erlebnisse, worauf sie beschlossen, die oberelsässische Regierung in Kenntnis zu setzen, einstweilen aber Still-schweigen zu halten, da vielerlei Parteiung und schon genug Unruhe in der Stadt.

Kapitel III.

Wie Fräulein Anna eine Martinsgans gescholten ward; wie der Grünling dem Vibra die Wange zerflicht, und Herr Mathis neugierig wurde, wer der Grünling sei.

Wenige Wochen nach diesen Vorgängen hatte Anna v. Blumnegl einen Besuch ihrer Freundin Mathilde von Hohenheim, eines Bombasten Schwester, erhalten. Da die Hohenheimerin verschiedene Einkäufe zu machen hatte, so blieb sie etliche Tage, und die beiden Mädchen

zogen nun, von einer Dienerin begleitet, von Laube zu Laube, prüften und feilschten, bis endlich das Notwendige erstanden war. So verging unter fröhlicher Arbeit eine Septemberwoche, und als der Sonntag herankam und die glühende Herbstsonne die Weinberge auf dem Schloßberg und den dunkeln Sternewald beleuchtete, da zogen die zwei miteinander, wohlgeputzt mit Sengelhaube und silberdurchzogenem gefältem Brusttuch und Hemde, wie es die Kleiderordnung der Stadt vom Jahre 1498 adligen Jungfrauen gestattete, zu unserer lieben Frauen Münster. Vor dem Portale drängte sich, wie immer an schönen Sonntagen, ein großer Schwarm Einheimischer und Fremder, welche teils den Gottesdienst zu besuchen gekommen, teils aber auch die Andächtigen mustern, und — sich dabei in ihrem Sonntagsstaate mustern lassen wollten. Als nun die beiden Jungfrauen, begleitet von einer Frauenmagd, langsam durch die schmale Gasse, welche die Menge gelassen, zur Münsterhalle schritten, drängte sich durch einen Trupp Studenten, der sich gleichfalls da postiert, ein junger Mann in geschlitztem Wams, den ritterlichen Federhut led auf dem Ohre und einen langen Korbdegen an der Seite, bis in die erste Reihe. Durch das Murren und die Drohungen der Studenten aufmerksam gemacht, blickte Anna auf und war nicht wenig überrascht, in dem jungen Edelknecht den ledigen Burschen wieder zu erkennen, der ihrem Vater das Faustrohr entgegen gestreckt und von diesem ein Grünling genannt wurde.

Ein Grünling war er freilich noch, denn er konnte das zwanzigste Lebensjahr nicht lange überschritten haben, aber ein häßlicher Grünling, — nein das war er nicht.

Tiefbraunes Haar hing, wie es der Zeit Sitte war, in Ringeln bis zum Kragen herab, aus einem frischen, starkgebräunten Gesicht schauten über eine leicht gebogene Nase hinweg ein paar lebendige, scharfe Schwarzaugen, und der weiche, noch etwas flaumige Schnurr- und Knebelbart gaben dem Antlitz etwas Ritterliches, Männliches. Dabei stand der Mann seine 6 Fuß hoch über den Sohlen, und seine kräftigen Gliedmaßen schienen aus dem Gewande drängen zu wollen. Schön Anna errödete unwillkürlich, als sie den Wildfang erblickte, und als dieser gar den Hut löstete und ihr halblaut zurief: „Gott zum Gruß, Fräulein, wollt mir sehen, wie euch der Schreck an der Denzlinger Straße bekommen“, war ihre Verlegenheit wahrlich

keine geringe, um so mehr als sie auf die neugierige Frage ihrer Freundin, wer der flotte Geselle wohl sei, der Wahrheit gemäß antworten mußte, sie wisse es nicht. Während des Gottesdienstes flogen die Gedanken des Fräuleins manchmal über das Gebetbuch hinaus, so daß sie ordentlich froh war, als derselbe zu Ende, denn ein recht Gebet war es doch nicht, und ein anderes ist eine Sünde.

Ehe wir in unserm Berichte weiter schreiten, ist es notwendig, von den Vorgängen, die damals in Freiburg spielten, etwas Näheres zu berichten.

Rektor und Senat der Universität hatten mit der wilden Studentenschaft Kämpfe ähnlicher Art, wie mit dem Magister Philipp von Eugen, wegen der Kleidertracht nämlich. Nur waren die Herren Studiosen nicht so friedlich, wie der arme Dichter; — es setzte

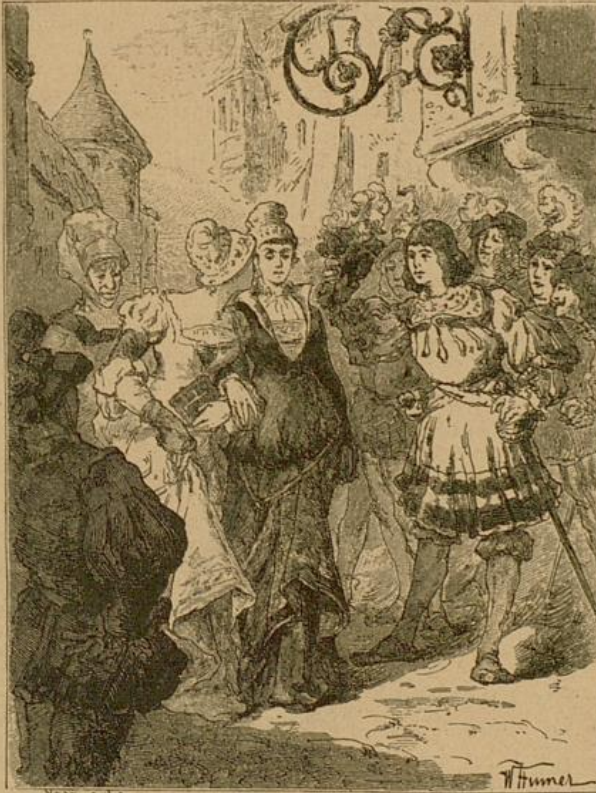
harte Stöße. Trotzdem, daß viele „inarcerieret“, ihnen die Feder verboten und ihnen widrigenfalls mit Abschaffung gedrohet, gedieh die Sache immer weiter.

Ein frecher Adliger, Caspar von Trient, hatte dem Rektor Dr. Martin Kügler, angethan mit Federhut und kurzem Rock, die Hand an der Plempe, erklärt, die Universität sei seiner nicht würdig, da er keinen ordentlichen Lehrer der Philosophie und Medizin finde, und er kenne viele Adelige, die deren Befehle über den Anzug nicht ferner dulden, sondern sich sofort weggeben würden.

Dem Magister Sutor war es gar begegnet, daß er von den Studenten ein „Milch- oder Kuhmaul“ genannt und ein Basquill an seinem Haupte angeschlagen worden, obgleich Sonntags zuvor die Verfasser eines andern, unter brennenden Kerzen und Glockenschall extommuniziert worden waren.

Auch mit der Stadt waren die unbändigen Burschen in vielfachen Konflikt gekommen; der Führer der Stadtscharwache war erstochen, der Bürgermeister, Herr Mathis, von einem Studenten, von Birra, selbst thätlich angegriffen worden; die Studenten führten statt Hundes Wölfe (Wolfsbunde) mit sich, und vor ihren Raufdegen war niemand sicher.

Ein Student nun — von Marschall — war der Sprecher einer Deputation, welche vom Rektor das Recht verlangte, ritterlich Gewand zu tragen. Er wurde, da er sich ungebührlich benahm, vor den Senat gefordert und erhielt einen strengen Verweis. Trotzig hatte Marschall der Universität entsagt, war mit einem Studententrupp im Federschnuck durch



„Gott zum Gruß, Fräulein, wollt mir sehen, wie euch der Schreck an der Denzlinger Straße bekommen.“

is
re,
die
n.
or
er
ir
—
ite
er
ch-
er,
im
“
ig-
rn
des
ch-
der
if-
un
gen
be-
in
ch-
lar
ate
t.
Der
tet,
nd-
n.
adt
ten
Jah
im
ge-
er
n“,
gte
ben
ge-
me
sche
ill-
jon
rd;
leb,
ing
ma
ilbe
ten.
hen
gen

die Strafen gezogen, und als die Pärmen den auf Anforderung zur Ruhe höhnisch antworteten und auf die Scharwache Wolfshunde hekten, ließ der Blumnegler den Marschall trotz seiner Gegenwehr niederwerfen und gefänglich einziehen. Darüber war nun unter der ganzen Studentenschaft große Erbitterung gegen den Bürgermeister.

Von allen diesen Vorgängen hatte nun Fräulein Anna kaum etwas erfahren, denn Herr Mathis war in Geschäftssachen nicht mittheilbar und hatte vor allem den Grundsatz, jeden Ärger draußen vor der Schwelle seines Hauses abzuschütteln. Dieses Mal aber sollte des Bürgermeisters Tochterlein ohne eigne Schuld in die städtischen Wirren verwickelt werden.

Als sie nach vollendetem Gottesdienste mit ihrer Freundin aus der Kirche trat, war das Portal wieder von einem Studentenhaufen besetzt, unter dem die zwei Hauptthüren, der lange Vibra und sein Freund, Johann von Stein, hervorragten. Vibra, obgleich Würzburger Kanonikus, trug, wie alle andern, trotz des Verbots weltliche Kleidung, und man konnte dem Gebahren der wilden Gesellen wohl anmerken, daß sie einen besondern Streich beabsichtigten, — und so war es auch.

„Brüder“, redete der von Stein seine Genossen an, „Brüder, in der Kirche ist er, darum muß er auch dort wieder heraus. Wer er auch sei, wir wollen ihn das Gasthütlein abziehen, und wenn die Oberger kommen, des Mathis Ehergen, so klopfst ihnen auf die Schustersdaumen, daß sie die Spieße fallen lassen.“

Mit Jubel wurde diese Anforderung begrüßt, und immer näher drängte sich der Schwarm gegen die Vorhalle des Münsters.

Auf wen sie warteten ist leicht zu erraten — es war der Grünling, der durch sein Vordrängen ihren Unwillen erregt, aber sich ihrer Rache dadurch entzogen hatte, daß er hinter den Frauen in das Münster getreten war.

Die beiden ahnungslosen Mädchen kamen nun gerade in dem Moment aus der Münsterpforte, als die Studenten den Eingang fast versperrt hatten, so daß die Austretenden sich förmlich durchdrängen mußten, und der Unwille der Bürger sich über die Ungebühr laut Luft machte.

Der von Stein nun, ein Busenfreund des inhabierten Marschall, ersah kaum Anna, als er laut aufjohlte und rief:

„Da kommt des alten Mathissen tugendsame Martinsgans, mit der vorhin der fremde Lecker kourtoisiert hat.“

„Se, Mädels, wie heißt dein Galan, damit wir ihm nach Würde hofieren können. Heraus damit, antworte, sonst geht dir's übel, deines Vaters Spieße sind fern.“

Ohne ein Wort dem Frechen zu antworten, schritt Anna weiter, und einige Bürger drängten herbei, sie zu schützen, aber mit einem Satze war der Stein an ihrer Seite und faßte sie am Arme, daß sie fast ausschrie und wiederholte die Frage:

„Wie heißt der Wicht, wo ist er?“

Da plötzlich kam die Antwort von einer Seite, von wo er sie nicht erwartete. Neben ihm stand der redenshafte Edelknecht, den er gesucht.

„Der Wicht ist hier, du Bube, und da seine Antwort!“

Die mit wildledernen Handschuhen bewehrte Faust des Fremden schlug den Stein mit solcher Gewalt ins Antlitz, daß aus Nase und Mund das Blut entströmte, und er umtaumelte. Im Nu waren die Klängen blank,

und im weiten Kreise mit seinem langen Korbdegen um sich schlagend, machte Annas Beschützer Raum, daß sie sich unter die Bürger flüchten konnte, dann traf seine Klinge die Wange Vibra's so, daß sie von den Schläfen bis zum Kinn aufklappte. Mit wildem Geschrei drangen die Studenten auf ihn ein. Vor allem ein Burgunder, Graf Montigny, einer der wildesten Käufer seiner Zeit, und es wäre um den Grünling geschehen gewesen, wenn nicht Succurs zur rechten Zeit gekommen wäre. Gerade als Montigny zu einem gewaltigen Hieb ausholte, sprang ihm ein verkrüppelter Zwerg zwischen die Beine und brachte ihn zu Falle, daß er bröhnend zu Boden schlug. Auch die Bürger drangen auf die Studenten ein, und in dem Durcheinander und Gedränge mußte sich Luzli, denn er war der Zwerg, an den Fremden zu machen.

„Fort, fort, die Scharwache kommt, und mit der dürft ihr nichts zu schaffen haben!“

Im Nu waren beide verschwunden, und als die Scharwache kam, und mit ihr der Bürgermeister, waren nur noch Studenten und Bürger aneinander; der „Grünling“ aber und Luzli waren wie in den Boden gesunken.

Anna von Blumnegl war wahrlich nicht aus dem Stoffe wie ein zartes Fräulein heutzutage; die raube Zeit erzog ihre Kinder hart und schaffte starke Nerven.

Als sie mit ihrer Freundin rasch über den Kirchhof eilte, welcher damals das Münster umgab, sah sie doch etwas bleich aus, und nachdem sie das Thörlein der Umfassungsmauer erreicht, blieb sie tief aufatmend stehen und warf einen besorgten Blick nach dem Münsterportal, wo gerade die Bürger sich in den Kampf gemischt. Ihre Freundin zog sie an dem Tapphart und drängte zur Eile, aber nicht eher wich sie vom Platze, bis sie sich überzeugt, daß ihr Beschützer aus dem Getümmel entkommen, und, was allerdings ihr Erstaunen erregte, in der kleinen Grabkapelle, welche auf dem Kirchhofe stand, verschwunden war.

In dem Hause Herrn Mathissens wurde, sobald die Glocke zu unserer lieben Frauen elf Uhr läutete, die Suppenküchle auf den Tisch gestellt, und so geschah es auch heute. Er hatte mit der Scharwache Ruhe gestiftet, diese hatte den wilden Studenten die Degen und Mäntel abgenommen, aber Herr Mathis befahl, ihnen dieselben wieder zuzustellen, indem er in bitterem Hohne sagte:

„Gebt ihnen ihre langen Messer und Kleider wieder. Wenn sie aber nochmals so antommen, schlägt auf sie, wie auf Hunde, und wenn ihr schon einen oder mehr totschlagt, so schadet es nichts, sie bleiben ein andermal daheim.“

Jetzt hatte aber der Bürgermeister seine linnene Hausjacke an, die schweren Stiefel abgezogen und war in seinem behaglichen Heim.

Anna erwartete mit einiger Unruhe, über die heutigen Vorkommnisse befragt zu werden, aber das Tischgebet war gesprochen, der zimmerne Napf mit Haberjuppe abgetragen, der Vater hatte mit seinem Girtelmesser das Brot vorgeschnitten, und kein Wort war noch über seine Lippen gekommen. Endlich nahm er das weiße Steinkrüglein, das Schimmele, füllte sein mit dem Blumnegl'schen Wappen geschmücktes Mundglas mit selbst gefelertem Längeharder, that einen tiefen Zug, wischte den Bart, sah sein Tochterlein scharf an und sagte:

„Nun, Annele, wie kamst du heute in die Studentengeschichte, und wie fing sie an?“

Anna berichtete alles der Wahrheit gemäß, selbst

von des Bürgermeisters Martinsgans, was den Alten zur Auferung veranlaßte, er wolle den Laffen gelegentlich Kraut und Kesten dazu liefern, — bis zu ihrer Rettung durch den Grünling.

„Und wer ist denn der Geselle, der die Frechheit hatte des Plumnegkers Tochter beim Kirchgang anzureden?“

Auf diese Frage ihres Vaters wußte Anna nur die Antwort: „Derselbe, der dir am Gundelfinger Graben das Faustrohr entgegenhielt.“

„Bei Gottes Tod — die Sache kommt mir wunderbar vor. Im ritterlichen Gewand und mit dem Luxli, dem Ziler und dem Karsthans im Bunde! Da muß ich klar sehen; — ich bin dem Gesellen heute Dank schuldig geworden und muß wissen, wem ich verbunden.

Für Dich, Annel, wird am besten sein, Du reitest morgen mit Matilde auf ein paar Tage nach der Hochburg, dann bist du aus dem Weg und sicher vor Sündenten und Grünlingen.“

Kapitel IV.



Handelt von der Bauern Aufruhr, von dem Gewerbe des Grünlings und von den Geheimnissen des Kellers im Schneden.

Gegenüber dem Münster, außerhalb der Kirchhofmauer, war das Logierhaus zum „Schneden“, das damals, besonders an Markttagen von Bauern und Frachtfuhrleuten stark besucht war. Der Wirt, Clewi Wohlgenuth, war von Kenzingen, hatte in die Stadt geheiratet und war bürgerlich geworden. Er war ein magerer, finsterner Mann, schon in reiferen Jahren, war in seiner Jugend als Landsknecht weit umhergezogen und hatte ein schön Stück Geld mit anheim gebracht. Trotzdem er nun ein angeessener und vermögender Mann war, genoß er in der Stadt nicht des besten Ansehens, doch mochte das wohl die Schuld tragen, daß er kein gebürtiger Freiburger, und daß über seine Vergangenheit nichts bekannt war. Er selbst kümmerte sich wenig darum, was man in der Stadt von ihm dachte, hielt sich um so besser mit den Bauern und fand dabei seine gute Zehrung.

Am Tage nach der blutigen Kauferei vor unserer lieben Frauen Münster saß Clewi auf einer hölzernen Bank vor dem Schneden und fütterte die wilden Münstertauern, welche von der Umfassungsmauer des Kirchhofs und dem Dache der Grabkapelle ab und zuslogen. Bei dieser friedlichen Beschäftigung vergaß der wackere Clewi keineswegs, alles was vor seiner Herberge vorging scharf zu beobachten, und dazu war ihm die Stellung seiner grauen Augen besonders dienlich, — sie lugten

nämlich unter buschigen Brauen schielend nach verschiedenen Richtungen hervor. So war ihm nicht entgangen, daß von der Pfaffengasse her längs der Mauer ein ziemlich verklumpter Bauer im Wälderhäs langsam an einem langen Stecken einherhinkte und auf sein Haus lossteuerte. Der Antönnling war schon ein beharter Mann mit grauem Barte und trug auf dem Rücken ein schwer Gehänge mit allerlei Holzware, wie sie auf dem Wald gefertigt wird. Der Alte kam heran und redete Clewi im Wälderdialekt an:

„Gotts wilche! Sinn Ihr der Clewi zum Schnecke?“

„He ja“ — antwortete der Gefragte — „was wemt Er?“

„Lofet was isch jeket für e Wese?“ kam die leise geprüchene Gegenfrage, und ebenso leise gab Clewi ohne sich zu rühren das Gegewort:

„Wir können nit vor Adel und Pfaffe genes.“ Laut fügte er hinzu:

„Ganget ni zu miner Frau, sie wird Löffel bruche, i komm gli nach.“

Clewi fuhr in seiner Beschäftigung, die Tauben zu füttern, ruhig fort, und erst nach längerer Zeit folgte er dem Alten ins Haus, den er in der Küche auf einem Schemel sitzend fand, lebhaft in ein Stück rauhen Speck einbauend, den ihm die Wirtin vorgelegt.

Clewi that, selbst vor seiner Frau, gar nicht dergleichen, als habe er besondere Beziehung zu dem alten Wälderbauer, sondern sagte demselben gleich beim Eintritt:

„Wie i seh, kennt Ihr au Fasshabne, Mann; — Sell kann i bruche. — Kommet mit in Keller.“

Der Alte folgte ruhig dem Wirte, der ohne eine Silbe zu sprechen voranging. Erst als sie den weiten Weinkeller betraten, Clewi vorsichtig Licht gemacht und überall mit der Ampel herumgezündet, blieb er stehen und schaute dem Gefährten scharf ins Gesicht.

„Nu Mann, wie isch die Farb?“

„Schwarz wie der Tod — rot wie es Bluet — und gelb wie es Gold!“

Da bot ihm der Wirt die Hand: „So seid willkommen bi unserer lieben Frau und St. Johann, dem Evangelist. Folget mir.“

Clewi ging voran bis in die Ecke des Kellers, wo ein großes Fuderfaß stand, schraubte von dem leeren Faß das Thürlein ab und schlüpfte voraus, ihm folgte auf dem engen Wege der Wälder, nachdem er seine Holzwaren sorgfältig zur Seite gelegt. Als der Wirt mit seiner Lampe das Innere des Fasses beleuchtete, sah der Fremde, daß auch der hintere, an der Wand befindliche Teil des Fasses ein Faßthürlein hatte. Beide schlüpfen auch durch dieses und befanden sich in einem ziemlich großen, gewölbten Raume. Clewi zündete einen Buchenspahn an, der an eisernem Arme an der Wand befestigt war, trat vor seinen Gast und fragte mit einer Hast, welche gewaltig mit seiner seitherigen Ruhe kontrastierte:

„Und nu — bi unserer Frau — Brueder, wer bist du?“

Stolz richtete sich der Gefragte auf, er schien an Körperlänge zu gewinnen und nicht demüthig, wie vorher, sondern mit männlichem Selbstgefühl gab er Bescheid:

„Ich bin Jos Frits, der Bumschuber von Lehen.“

Da neigte sich Clewi tief und wollte ihm sogar die Hand küssen, doch Jos wehrte: „Laß ab, wir haben mehr zu thun. Komm ich zu rechter Stund, und kannst Du mich beherbergen?“

„Du könntest gelegener mit kommen. Wenns dunkelt, und die Thore geschlossen, sind sie hier. Nimm vorlieb mit dem, was ich dir bring und bleib hier, Du bist so sicher, wie in Abrahams Schoß.“

Jos dankte für das gastfreundliche Anerbieten und bat nur um einen Trunk, da ihm der Speck zur Sättigung genügt habe. Clewi besorgte aus dem nahen Keller das Gewünschte, brachte auch die zurückgelassenen Holzwaren mit und entfernte sich, als Jos Frits selbst ihn bat, um kein Aufsehen zu erregen, seines Gewerbes zu warten.

Jos Frits war ein Brubraimer von Untergrombach bei Bruchsal, war wie der Clewi lange Landsknecht gewesen und hatte schon im Jahre 1505 bei dem Speier'schen Bauernaufstand eine Rolle gespielt. Als dieser blutig unterdrückt war, wurde Jos flüchtig, trieb sich am Bodensee und auf dem Walde umher, hatte sich mit Else Schmidt in Lenzkirch verehelicht und nahm 1512 die Stelle eines Bannwarts in Lehen bei Freiburg an. Er war der Abgott der Bauern, und wenn er in seiner rot und gelb zer schnittenen Landsknechts-tracht erschien und in gewandter Rede von der Not des armen Mannes, dem Übermut der Pfaffen und dem Frevel des Abels sprach, da gewann er alle Herzen. Er hatte im Jahre 1513 auf der Hartmatte an der Dreifam bei Lehen die Bundesartikel annehmen und die Bauernsahne mit dem Bundschuh (der Bauernschuh entgegen dem Ritterstiefel) fliegen lassen. Freilich war die Sache vor der Zeit ausgekommen, und blutig, durch Vierteilen, Köpfn, Foltern und Handabhaben hatten Adel und Städte sich an den armen Leuten, deren Forderungen in vielem nur billig waren, gerächt. Der Jos aber war der Wut der Machthaber entronnen, hatte sich weit umhergetrieben, und jetzt nach elf Jahren war er wieder erschienen. Schon das Gerücht, daß er an der Schweizergrenze wieder aufgetaucht, hatte die Herren erschreckt und den armen Mann zum Widerstand ermutigt.

Jos war lange in dem verborgenen Raume allein geblieben, und seine ganze Beschäftigung bestand darin, die Buchenspähne brennend zu erhalten. Doch als es drüben auf dem Münster zum Abendgebet läutete, kniete er demütig nieder und verrichtete sein Gebet. Dem obgleich er die Pfaffen bitter haßte, war er ein frommer Mann und vertraute fest auf Gottes Schutz, der ihn aus manch schwerer Gefahr errettet.

Kaum war der letzte Glockenton verklungen, so schlüpfte auch schon Clewi durch das Faß herein. Er brachte Zinnbecher und Weintrüge und verteilte dieselben auf dem langen Tische, der in dem Gemache stand, samt schwarzem Bauernbrot und grobem Salz, rückte dann die schweren Holzschemel bei und wendete sich zu Jos.

„Es ist Zeit — sie kommen, und daß du da bist wird allen e Freud sein. Wird mancherlei neues geben Jos — Jos, ich sag euch, — 'screifet, ihr erlebt noch, daß es zu guetem End kommt!“

„Das walt Gott,“ sagte Jos, „ich kann nit sterben, der Bundschuh hab' denn zuvor seinen Fortgang erlangt.“

Clewi holte nun ein schweres Stemmeisen und trat in den Hintergrund des Gemaches, wo es fast dunkel war, schaffte tief atmend dicke Versatzhölzer aus den in der Mauer eingelassenen Ninnen und legte eine schwere eisenbeschlagene Thür frei, ohne dieselbe jedoch selbst zu öffnen. Dann setzte er sich zu Jos, der ohne Verwunderung der ganzen Prozedur zusah, und schenkte sich einen Becher Wein ein. Beide warteten schweigend der Dinge, die da kommen sollten.

Zu lange dauerte die Geduldsprobe nicht. Es mochte kaum eine Viertelstunde vergangen sein, da klopfte es in gemessenen Absätzen drei Mal an die von Clewi freigemachte Eichenthüre, und der Wirt sprang auf von seinem Schemmel, trat an die Pforte und fragte: „In weß Namen verlangt ihr Einlaß?“

„Im Namen unserer lieben Frau und St. Johann des Evangelisten,“ tönte es dumpf zurück, und Clewi schob die schweren Eisenriegel weg.

Die abenteuerliche Gesellschaft, die nun hereintrat, bestand aus etwa einem Duzend Männer in den verschiedensten Lebensaltern. Voraus kam der verküppelte Thoman Luxli, welcher gleichsam den Wegweiser und Einführer abgab. Ihm folgte ein stattlicher, kräftiger Mann von kriegerischem Aussehen, in rotem Mantel und Barett, an der Seite ein breites Schlachtschwert. Es war Hans Müller von Vulgenbach, der Führer der lustfischen Bauern, und mit ihm Pfarrer Hubmaier von Waldshut, der Stifter der evangelischen Bruderschaft. Der uns bekannte Karsthans — der Zündauf — hatte, seinem Verufe als Pfluscharzt entsprechend, keine Waffe und war in dunklem Gewand. Auch Hans Ziler von Amoltern erschien, und mit ihm die Hauptbahnen des überall ausloodernden Bauernaufstandes, der Ratschreiber Georg Müller von Staufen, Kunz Zehle aus dem Hauenstein, Clewi Rüdi von Hochberg und endlich zuletzt der Pfarrer Andreas Metzger von Niederrimsingen.

Als auf die Frage des Zilers, wer der schon anwesende Fremde sei, der Wirt den Jos Frits mit Namen nannte, da begann ein Jubel ohne Ende, und alle drängten sich um den alten Bundschuh, drückten ihm die Hände, küßten sein Antlitz und selbst seine Kleider, so daß er sich kaum erwehren konnte.

Endlich als etwas Ruhe geworden, und alle sich um den Tisch gesetzt, ergriff der Ratschreiber von Staufen das Wort:

„Ihr Mannen und Brüder; alle wißt ihr, daß der arme Mann nit mehr bestehen kann und von Adel und Pfaffen und leider auch von den Städtern abgezogen und geschunden wird. Vieler Orten hat sich das arme Volk erhoben und den Bundschuh wieder aufgerichtet, denn nur durch diesen kann Gerechtigkeit werden, und Gott will ihn. Ja, fromme Männer haben in der Schrift erfunden, daß er seinen Fortgang haben müsse. Heut nun sind wir aus den obern Landesteilen breisgauischen Gestades zusammengekommen, um die Bundesartikel anzunehmen, wie es die Bundesbrüder elsässischen Gestades schon gethan. Es sind die alten Artikel, wie sie in den dreizehner Läufern schon durch den, Gott sei Dank, heut hier anwesenden Jos Frits auf der Hartmatte in Lehen aufgerichtet worden. Ich will sie euch lesen.“

Damit zog der Ratschreiber ein Pergament hervor, das er küßte und dann entrollte. Er las:

„Wir wollen:

- 1) Keinen andern Herrn als Gott, den Kaiser und den Papst erkennen,
- 2) Nirgends anders, als an dem Ort, wo jeder gesehen, vor Gericht stehen und das geistlich Gericht auf Geistliches beschränken,
- 3) Zinsen nur so lange entrichten, bis sie dem Hauptgut gleichkommen,
- 4) Fisch- und Vogelzug, Holz und Weide frei und allgemein machen.
- 5) Alle unbilligen Steuern und Zölle abthun,
- 6) Geistlichen nur eine Priünde zutommen lassen, Klöster und Stifter an Zahl beschränken, ihre

überflüssigen Güter zur Hand nehmen und daraus eine Kriegsstärke für den Bund bilden,

- 7) Aus eigenen Mitteln das Mögliche zur Ausführung beisteuern,
- 8) Eine gute Stadt und Festung, vorab Freiburg, als Mittelpunkt und Halt einnehmen,
- 9) Jedem, der dem Bund anhängt, sein Leben und Eigentum sicher stellen, die Widerspenstigen aber strafen,
- 10) In der Christenheit einen allgemeinen und beständigen Frieden herstellen, die, so aber kämpfen, die wollen wir mit Handgeld gegen die Türken schicken.
- 11) Das Vornehmen des Bundes, sobald die Haufen beisammen, Sr. Kaiserl. Majestät zu schreiben und
- 12) Wenn der Kaiser nicht darauf eingeht, uns an die Eidgenossen um ein Bündnis wenden."

„Das, Brüder, sind die Lehener Artikel, wie sie der Bundschuh aufgerichtet. Ich frage euch, wollt ihr sie annehmen als rechte Richtung, oder hat einer etwas dagegen, so spreche er!“

Alles schwieg einige Augenblicke, um zu warten, ob einer rede, dann aber erscholl von allen Seiten der Ruf der Zustimmung.

„So schwöret,“ — sprach der Ratschreiber, „auf das Kreuzfix, das der Pfaffe von Rimplingen Euch hier vorhält, treu dem Bund und seinen Artikeln zu sein bis zum Tode. Sprechet mir nach:“

„Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe in meinem Sterbestündlein.“

Alle standen auf, reckten die Schwurfinger in die Höhe und sprachen nach. Dann küßten alle das Kreuzfix, das der Parrer vorhielt.

Nun ergriff der Hans von Vulgenbach das Wort: „Wir haben unser Sach kaiserlicher Majestät unterstellt, und so können wir die Bundschuhfabne, worauf Christus am Kreuz, Maria und Johannes samt der kaiserlichen und päpstlichen Krone nit wohl gebrauchen. Ich schlag euch vor, ihr Mannen, wir nehmen des Kaisers Farb: Schwarz, rot und gelb und darein den Bundschuh. So mög die Fahne fliegen zu des Reiches Ehr! Stoßt darauf an, ihr Mannen!“

Alle thaten, was der Hans beehrte, und Brot und Salz wurde am Tische verteilt.

„Noch eins,“ sprach der Ziler, „wenns euch recht ist, kommen wir heute über einen Monat zu Weisweil zusammen auf der Steinlinge.“

Als alle ihr Einverständnis erklärt, wendete sich der Ziler an Thoman den Lurli:

„Gang Thomäunle und hol jekt den Herren, damit die Brüder sein Gewerbe hören.“

Der Thoman verschwand durch die Thüre, welche während der Verhandlung verschlossen war, und kehrte nach einiger Zeit zurück, — mit dem Grünling, der jekt wieder sein unscheinbares Jagdgewand angelegt hatte. Als der Grünling bei den Verschworenen erschien, war er wohl erwartet, denn nur der Jos Frits fragte seine Nebenleute nach dem Fremdling, wurde aber bedeutet, daß seine Neugier bald gestillt werde.

„Ihr Mannen,“ sprach der Ziler, „wißt alle, wie not uns thut, wenn wir gegen die Großhaufen raufen und ihre tyrannische Gewalt abthun wollen, daß wir mit gutem Gewehr und Waffen versehen sind, denn die Zeiten sind nit mehr wie vordem, da man mit den langen Spießen und Morgensternen ausgelangt. Jekt bedarf es der Handrohre und Hackenbüchsen, der Schlangen

und Kartauen, vorab, wenn wir gegen die Thüren und Mauern der Städte reimen wollen. Da hat sich mit Günst Gott des Herrn gefügt, daß unserm Fürnehmen ein rechter Nothhelfer erwachsen. Es ist der durchlauchtig Herzog Ulrich von Württemberg, den sie vor fünf Jahren seines Landes beraubt. Der will sich uns verbünden, und wollen ihm die Eidgenossen behülflich sein. Die von Basel haben schon Geld dazu geschossen, und hier der junge Herr ist des Herzogs Bot und Ambassad. Wir haben seine Briefe und Vollmachten eingesehen, sie sind echt und gültig. Es ist der . . .“

„Halt,“ sprach der Grünling, — „wenn ihr die Nichtigkeit meiner Sendung anerkennt, so thut der Name nichts zur Sache. Ich habe gute Gründe denselben für jekt noch nicht preiszugeben. Dagegen bin ich bereit, auch hier mitzuteilen, was mein gnädigster Herr zu thun gedenkt.“

„So redet,“ sprach der Vulgenbacher, „um Guern Namen ist es uns nicht. — Was will der Herzog?“

„Herr Ulrich hat auf seinem festen Stein Hohentwiel 500 zu Ross und zu Fuß, mit denen er im Hegau streift. Die will er dem hellen Haufen zuführen, ebenso Stück und Rohre vom Twiel und von Schaffhausen, die er gen Hülzingen schaffen will, dazu auch Proviant und Munition, so in Zürich bereit liegt.“ —

„Und was will der Herzog dafür von uns?“ fragte der vorsichtige Staufener Ratschreiber.

„Ihr wißt, daß Herr Ulrich dem Verlichingen schon gefolgt. Er will dem armen Manne wohl und will den Bundschuh aufrichten.“

„Ist das alles, was er will?“ meinte der Ratschreiber, „dann ist's ein sehr bescheidener Herr, was ich doch sonst nit von ihm gehört. Heraus mit der Sprache, Junker, wenn Ihr uns haben wollt!“

„Nun gut. Bund gegen Bund. Die Eidgenossen wollen dem Herrn wieder zu seinem Lande verhelfen, und die Basler haben ihm schon 10,000 Gulden vorgezessen. Da sollt Ihr mithelfen, und dafür ist des Herzogs Macht die Sure.“

Die Bauernführer sahen sich vergnügt an und nickten zustimmend, verlangten aber doch sich zu beraten, und der Lurli mußte den herzoglichen Boten wieder zurückführen. Es dauerte ziemlich lange, bis er wieder gerufen wurde.

„Herr“, sprach der Vulgenbacher, „wir haben, wie billig, uns beraten und alles erwogen hin und her. Hört unsre Antwort: „Bringt Herr Ulrich sein Geschütz zu Handen des Hegauer Haufens nach Hülzingen, stellt er seine Knechte und Reiter, sowie die Eidgenossen zu einem Zuge nach Billingen, das ja auf dem Wege zu seinem Lande liegt, und thut er uns im Nothfalle den Twiel auf, — so sind wir seine Bündner. Wollt Ihr das berichten?“

„Das will ich!“ antwortete der Grünling.

„Wollt ihr's schriftlich?“

„Nein, — die Absprache genügt. Zu schreiben wäre für beide gefährlich. Doch sagt, — wo kann ich von Euch Botschaft erhalten, — mit euch weiter paktieren?“

„Für gewöhnliche Dinge durch den Ziler, den Ihr und der Euch ja kennt. Giebt's wichtigeres, so gebt dem Mesner in der Grabkapelle, der Euch ja auch schon einmal vor den Studenten Unterstand gegeben, die Lösung: „Ich verlange Einlaß im Namen unserer lieben Frau und St. Johann des Evangelisten,“ — und ihr werdet des rechten Wegs geleitet, und nun gehabt euch wohl.“ Der Lurli nahm seinen Grünling

wieder in Empfang und führte ihn von dannen, wie er gekommen.

Ein Teil der Bauernführer folgte bald, ein anderer legte sich, da die Nacht schon vorgerückt, in dem Gewölbe nieder, um erst in der folgenden Nacht die für sie so gefährlichen Mauern Freiburgs zu verlassen.

Kapitel V.

Wer der Grünling eigentlich ist, wie er seine Werbung anbringt, und wie dieselbe aufgenommen wird.

Der Pfarrhof in Niederrimsingen im Kaiserstuhl war ein ärmlich Gebäude, einstöckig, von Fachwänden und mit moosbedecktem Strohdach. Dort hauste der Herr Andreas Metzger, der Pfarrer, dessen Bekanntschaft wir schon im „Schnecken“ gemacht haben, mit seiner alten Mutter. Er war ein mageres Pfäfflein, dem man Hunger und Kummer zur Genüge ansah; aus seinen Augen blühte jedoch ein energischer Geist, — er war ein Anhänger der neuen Lehre und ein Freund der Bauern. Sein armes Pfarrhaus hatte nur zwei bewohnbare Gemache und ein Kämmerlein nach dem Krautgarten hinaus, dessen kleines Fenster durch einen mächtigen Lehmbackofen fast verdeckt und überdies durch eine alte Wolljacke verhängt war. In diesem Kämmerlein nun saß auf dem einzigen Schemel, den es enthielt, der Anbassade des Herzogs Ulrich in tiefem Nachdenken. Heute schaute der kecke Grünling fast trübselig drein, und sein Gesicht passte gut zu der jämmerlichen Umgebung und dem grauen Regenhimmel des unfreundlichen Herbsttages. Allein weder die dumpfe Kammerluft, noch der düstere Nebel hatten Einfluß auf das jugendfrische Gemüt, — es war etwas anderes.

Mit aller Blut ritterlicher Treue hing er an seinem Herrn, und für dessen Pläne sein Leben hinzugeben, hätte er keine Sekunde gezögert. Der Herzog hatte ihm eine gefährvolle und schwierige Mission anvertraut, trotz seiner Jugend, und er wollte und mußte dieselbe vollführen, darenin setzte er seine Ehre, und jetzt — war sein ritterliches Ehrgefühl, seine Pflicht in Zweifelpalt geraten mit einem ebenso mächtigen Triebe — mit der Liebe. Ihn, der sich seither um Weiber nie und nirgends gekümmert, ihm hatten es die braunen Augen von des gestrengen Bürgermeisters Tochterlein angethan, und der arme Junge saß da in des Bettelpfarrers Hintergaden, und es war ihm recht schwer ums Herz. So oft er sich auch sagte, er müsse nach Basel reiten, wo der Herzog ihn und seine Botschaft erwartete, und zwar heute noch, — so oft trat das Bild Schön-Annas dazwischen und flüsterte ihm ins Ohr: „Du, Grünling, wir passen zusammen, uns hat Gott für einander geschaffen, ich hoffe auf deine Reckheit und Thatkraft, an mir soll's — will's Gott — nicht fehlen.“ Das sagte das Schattenbild Annas so deutlich und so wahr, obgleich die wirkliche Anna noch kein Wort von Liebe mit dem Schwaben-Junker gesprochen. Es war aber auch zum verzweifeln; — er hatte den Luxli mit Geld und guten Worten vermocht nach Freiburg zu schleichen, um Nachricht zu bringen, ob das Fräulein noch dort, denn ihm war Kunde geworden, sie sei abgeritten, und wenn die Kunde richtig, wo sie sich jetzt befände. Es hatte den Edelknecht die größte Überwindung gekostet, so delikate Sendung dem Luxli anzuvertrauen, aber es blieb keine Wahl, — er durfte die Sache seines Herzogs nicht auf's Spiel setzen durch die Möglichkeit seiner Gefangennahme. Luxli war treu und schlau wie keiner, und vor allem, auch er riskierte in Freiburg seinen

dicken Zwergetopf und mußte sich daher selbst hüten nach bester Art. Zwei Tage war der Luxli fort, der versprochen in einem Tage zurückzukehren, zwei Tage schon lag der Junker in dem unwirtlichen Pfarrhaus und wußte, daß sein Herzog in Basel seiner harre. Es war zum verzweifeln.

Es dunkelte schon, der Wind heulte und blies durch das morsche Strohdach, und dicke Regentropfen klatzten gegen die einzige Scheibe des Fensterleins, da trat Herr Andreas mit einem kleinen Klämpchen herein und setzte dasselbe an die Wand in eine dazu angebrachte Nische.

„Muß Euch doch in Euerm Gesängnis besuchen, damit Ihr nicht ganz verkümmert, Junker. Wollt Ihr einen Schluck Kaiserstühler? Ist er auch sauer und dünn, immer besser als Gänsesein!“

„Dank Euch, Herr! Sagt doch, was glaubt Ihr, warum der Luxli nicht kommt. — Sollten sie ihn erwischen haben?“

„Nein,“ lachte der Leutpriester, „er fängt ein Dachs ein Eichhorn auf dem Baum, da könnt Ihr sicher sein; wenn er nicht erkrankt, oder ihm sonst ein Unglück zugestoßen — mit dem Fangen hat es gute Wege. Wenn er kommt, dann ist es nur bei Nacht, er macht seine Fahrten wie der Waldkauz. Doch sagt, wo soll Euer Knecht mit den Pferden hin, wir haben sie von Neuenburg durch einen Badenweilerer Landsmann von mir nach Oberrothweil bringen lassen, wie Ihr gewünscht. Doch jetzt, — ich kann in meinem Pfarrstall keinen Hund beherbergen, da ich selbst kaum Raum drin habe — Ihr seht's ja selbst!“

Der Junker war aufgestanden und schritt in der engen Kammer hin und her, der Entschluß wurde ihm schwer.

„Wenn der Luxli heut Nacht nicht kommt, so muß ich morgen gen Basel. Habt Ihr in der Nähe einen Döbel oder eine Höhle oder ein Waldversteck, so schafft mir Knecht und Pferde heute Nacht herüber.“

„Um —“ meinte der Pfarrer, — „das ginge schon, — der Bartle hat ein Berghaus, da können sie nächtigen. Ich will's besorgen. Also wollt Ihr keinen Trunk und ein Stück Haferebrot?“

„Ich danke, — besorgt die Pferde, Leutpriester, ich will's Euch lohnen!“

Der Pfaffe ging, und der verliebte Schwabe blieb wieder mit seinen traurigen Gedanken allein. Der Regen rauschte nieder, das kleine Klämpchen drohte zu erlöschen, da der Wind durch das Strohdach hindurchfuhr — er achtete es nicht. Plötzlich sprang er auf, — er hörte den Ton einer Sackpfeife.

„Dem Herrn sei Dank,“ entfuhr es wie ein schwerer Seufzer seiner Brust, „dem Herrn sei Dank, der Luxli ist da!“

Benige Augenblicke darauf trat der längst Erwartete ein.

„Bei Gottes Tod — Luxli, wo bist du so lange geblieben, ich komm's fast nicht erwarten. Was bringst du, sprich!“

„Herr,“ sagte der fahrende Mann, — „gut Ding will Weil haben und schlechtes leider auch. Ob's Euch recht, was ich bring', weiß ich nicht, aber klare Botschaft bring' ich.“

„Also sag an und laß mich nicht lange zappeln!“ Luxli setzte sich in Ermangelung eines andern Gerätes auf den Laubstuck, der dem Junker als Lager diente, und begann seinen Bericht:

„Auf dem Euch bekannten Wege kam ich nach Freiburg und zum Schnecken-Clewi. Dort mußte ich das

Dunkel abwarten, bis ich mich an des Blumneglers Haus wagen konnte, denn von den Herren sind mir dort manche unhold, und des Seilers Tochter ist mir kein schätziges Vieh. — Gehalten sind arme Leute, und arm Volk hält zusammen, und so hatte ich bald von dem Clausli, dem Stallhub erfahren, daß des Bürgermeisters Anna mit der Hohenheimerin schon seit mehreren Tagen auf die Hochburg abgeritten. Damit wäre nun eigentlich mein Gewerbe bestellt gewesen, und ich hätte Euch aussuchen können, aber von dem Clevi hört ich was, dem ich Euch zu lieb auf den Grund kommen mußte.

„Und was ist das — sprich?“
„In der Stadt geht die Mähr, daß der alte, schlib-öbrige Hässli, des Kaisers Rat, für seinen blatternarbigen Bubin aus der ersten Ehe, für den Jerg, von dem Blumnegler sein Töchterlein verlangt habe.“

„Bei Gottes Tod — ist das wahr?“ — schrie der Junker und faste den Alten bei der Schulter. —

„Wahr ist, daß es die Späßen von den Freiburger Siebeldächern pfeifen, ob aber Herr Mathis, der doch von altem Adel, den Hässli, der ein armer Konstanzer Bürgerbub gewesen, seinem Fräulein zum Schwiegervater geben will, ist eine andre Frage. Freilich munkelt man von absonderlichen Praktiken, die den Alten doch zulezt niederdrücken könnten. Nun — das könnt Ihr selbst herausfinden. Mein Geschäft war, für Euch noch anderes zu besorgen.“

„Und was hast du besorgt,“ fragte der arme Grünling, dem beinahe die Thränen bei Lurli's Bericht in die Augen traten, — „was hast du besorgt, Mann?“

„Nun — ich war auf der Hochburg, um mich umzusehen, ob es keinen Weg gäbe, daß Ihr mit dem Fräulein selber reden könnt.“

„Und hast du den Weg gefunden?“

„Ich hab ihn, Herr, hört mich an. Unten an der Hochburg, auf dem Wege nach Emmendingen, liegt das Dörflein Windenreuth, dort wohnt die Mutter von Fräulein Annas Gürtelmagd, die selbst lange im Blumnegl'schen Hause gedient. Die Alte ist nun schwach und preshaft, und wenn das Fräulein auf der Hochburg ist, steigt sie oft herab mit ihrer Magd und bringt dem Mütterle Zehrung und Labial. Ich hab's nun heredet, daß die Alte sie bitten lasse, sie möge morgen herabkommen. Nun habt Ihr Gelegenheit Euer Gewerbe anzubringen, d. h. wenn der Himmel morgen nicht mit Kamen gießt wie heute. Schickt er gut Wetter, so könnt Ihr darans ersehen, daß der Herrgott Euch günstig ist.“

„Lurli,“ schrie der Schwabe, indem er seinen Hirschlederbeutel zog, „Lurli, du bist ein Goldkerl; ich habe noch vier Goldgulden, davon sind zwei dein, der Rest langt mir bis Basel.“

„Mein Herr, ich kann das Geld zwar gut brauchen, aber Ihr habt's jetzt nötiger. Es kommt vielleicht bald die Zeit, wo Ihr dem armen Lurli entgelten könnt. Zudem hab ich's auch mehr aus Freundschaft für Euch gethan, als um Erwerb. — Behaltet Euer Geld!“

„Du bist ein ehrlicher Bruder, wenn du auch nur ein fahrender Mann, — besser denn mancher, der die Rittersporen trägt. Bei meiner Mutter, ich will dir's gedenken. Aber nun sag, wie und wann soll ich zur Hochburg?“

„Heute Nacht. Wie mir der Leutpriester sagt, hat er Eure Pferde mit dem Knecht in des Vartles Berghaus.“

„So ist es.“

„Gut, so kann Euer Knecht mich hinter sich nehmen,

daß ich in der dunklen Nacht euch den Weg zeige und dort das Weitere besorge. Vorher muß ich aber einen Schluck Wein haben, — die Zunge klebt mir am Gauen. Küßet Euch indes zum Zug.“

Eine Stunde darauf trabten die dreie, der Lurli hinter dem Knecht, auf der Straße nach Emmendingen und zur Hochburg.

Der Himmel war günstig gesinnt, denn nach der finsternen Regennacht besahen die Herbstsonne warm die üppigen Fluren der Grafschaft Hochburg, die den Markgrafen von Baden zugehörte. Mächtig stieg der Kandel auf im Waldkirchenthal und hinter ihm der steile Hörnliberg mit seiner Wallfahrtskapelle. Wo die Berge nicht mit Wald bedeckt waren, reifte die goldene Gutebeltraube der Kelter entgegen, und auf weiten Matten wartete das Dönd der Senfe.

Es war ein herrlicher, frischer Morgen, wie ihn nur das Gebirge, und vor allem der Schwarzwald bietet. Der Anblick der wunderschönen Landschaft, der erwärmende Strahl der Sonne belebte auch ein bekümmertes Menschenherz zur Hoffnung und trieb zu rascher That. Der Junker hatte Knecht und Pferde in einer Kranzwirtschaft am Wege zurückgelassen und war mit Lurli zu Fuße gen Windenreuth gegangen. In dem Schutze von ein paar Nussbäumen hatten dieselben auf offenem Wege ihr kärgliches Frühstück eingenommen, Lurli war zur Auspähung voraus ins Dorf gegangen und hatte verprochen, Nachricht zu bringen oder ein Zeichen zu geben, wenn es Zeit.

Lurli ließ nicht zu lange warten. Er kam selbst und berichtete, sein breites, faltiges Gesicht zu behaglichem Grinsen verziehend:

„Es ist kommen, wie ich gedacht. Arme Leute helfen sich, und die alte Bärbel hat mir den Gefallen gethan. Das Fräulein sitzt im Wurzgarten, — jetzt rasch hinüber! ich halte Wache, daß nichts verquer kommt.“

Mit klopfendem Herzen folgte der junge Mann nach dem Dorfe. Hätte ihn der Herzog gegen feuersprühende Büchsen und Schlangen oder gegen das blinkende Speereisen der Reifigen geschickt, ihm wäre wohlher zu Mut gewesen, als jetzt, — aber es mußte sein, — sein ganzes Lebensglück hing davon ab.

Wie Lurli treu berichtet, saß Anna bei der alten Bärbel im Garten, wo noch die Buschrosen und Nelken blühten, und hörte des Weibleins Klagen und vielfachen Jammer gutmütig mit an. Ihre Magd, welche sie begleitet, hatte sich im mütterlichen Hause zu schaffen gemacht, und sie wollte nachgerade aufbrechen, da sie um Mittag auf der Burg oben sein mußte, als jene in den Garten trat und meldete, es sei ein Bote von Freiburg da, der sie ohne Zeugen sprechen wolle. Das war nun gerade nichts auffallendes, denn Herr Mathis hatte, absonderlich in jetziger Zeit, mancherlei an sein Töchterlein zu bestellen, was keine Zeugen brauchte. Anna ersuchte deshalb die Alte, sie auf ein paar Augenblicke allein zu lassen, und wartete der Sendung.

Ein kräftiger Mannesschritt machte sie aufblicken, und vor ihr stand — der Grünling. —

Das war nun freilich unerwartet; unwillkürlich hob sie den Fuß zur Flucht, und glühendes Rot bedeckte ihr Antlitz.

Der Jüngling bemerkte alsbald die Bewegung, und mit stehender, aus tiefstem Herzen kommender Stimme bat er:

„Fräulein Anna, fliehet nicht, ich bitt Euch um Gottes Barmherzigkeit willen, höret mich, —“ und fast wie flüsternd setzte er hinzu, — „es hängt das ganze Glück eines Menschen davon ab.“



Anna blickte auf und sah den sonst so fecken und übermütigen Mann demütig vor sich stehen, sah, wie seine Augen voll Weh fragend an ihren Lippen hingen, und sie konnte nicht fliehen. — der Blick drang tief in ihr Herz. Mit schwankender Stimme fragte sie:

„Was wollt Ihr von mir?“

„Ich weiß, daß meine Art, Euch hier zu begegnen, eine absonderliche und gegen die Sitte ist. Aber — bei Gott — ich kann nicht anders, will ich das nicht verloren geben, nach dem ich streben muß mit aller Macht. Seit ich Euch das erste Mal sah, an jenem Feuer am Graben, als ein Wort mir das Noth aus dem Anschlag warf, habt Ihr mir's angethan. Ich kann nicht von Euch lassen, und — das harte Schicksal treibt mich von hinnen, während ich erfahren mußte, daß ein anderer um Euch wirbt, der Euer nicht wert ist. Ich mußte Euch sprechen, und wär's mein Tod gewesen. Verzeiht um Gott, mein teures Fräulein, daß ich Euch so überrascht, ich muß aber Klarheit haben um jeden Preis. Wendet Euch nicht ab, — ich bin kein fabrender Knabe, wie Ihr wohl meint; ich bin von edlem Stamm wie Ihr, und die Zeit wird bald kommen, wo ich auf eigenem Heim im festen Hause sitze, ein freier Mann, der niemand Dienste schuldig. Nun gebt mir gnädig Antwort, Fräulein, wollt Ihr?“ „Was begehrt Ihr von mir?“ war Annas fast tonlose Frage.

„Vorerst sagt mir, ist's wahr, daß der alte Fuchs, der Basius, für seinen Sohn um Euch geworden, und wenn's so ist, wie steht es mit der Sache?“

„Ihr fraget kühn, worauf ich Euch nicht Antwort geben sollte, doch — da es kein Geheimnis, sollt Ihr's wissen. Es ist so.“

„Und noch einmal, wie steht es mit der Sache, — Seid gütig, Fräulein, gebt mir Bescheid.“

Der Fremde faßte Annas Hand, und wieder traf ihr Blick in das bittende, feuchte Auge des Fragers, und wenn alle Ahnen ihres Hauses ein Veto eingelegt hätten, sie mußte antworten:

„Der Vater hat sich Aufschub vorbehalten, und ich —“

„Und Ihr — vollendet!“

Da blickte ein schelmischer Zug über das Antlitz des Fräuleins, ihre Augen trafen sich, und sie sagte fest:

„Und ich — ich wollte der Basius und sein Jerg wären, wo der Pfeffer wächst.“

Ein unterdrückter Freudenruf drang aus des Junkers Brust.

„Und darf ich, — Hans Conrad von Reischach, des Württembergers Dienstmann, um Euch redlich werben?“

„Ihr seid vorschnell, Junker, ich kenn Euch ja fast nicht.“

„Höret mich Anna! Heute noch muß ich zum Herzog, der meiner harret, nach Basel. Die Läufe sind schwer, und es kommen böse Zeiten. Ich treibe mit dem Herzoge ein gefährlich Gewerbe: wer weiß, ob ich glücklich daraus hervorgeh. Ihr, Anna, sollt mein Leitstern sein. Wollt Ihr auf Jahr und Tag Euch mir verpflichten, daß Ihr keinen andern Freier nehmt, bis ich redlich um Euch werben kann? Wollt Ihr das, — ich lieb Euch ja, als wärt Ihr Alles auf der Erden, — wollt Ihr das?“

Er war vor ihr auf die Knie gesunken und hielt ihre beiden Hände fest, und nochmals tönte die Frage von seinen Lippen, „wollt Ihr das?“

Leise sagte das Fräulein, aber ihm wohl verständlich: „Ich will, so Gott mir helfe!“

Dasprang der Junker auf, riß sie ungestüm an seine Brust, die Lippen fanden sich und siegelten den Bund. Doch bald riß der Junker sich los. „Lebt wohl — die Pflicht ruft. Gebt mir die Buschrose aus Euerm Haar zum Pfand — über Jahr und Tag komme ich als Werber.“



Er war vor ihr auf die Knie gesunken und hielt ihre beiden Hände fest.

Kapitel VI.

Wie der Ordinarius der Poetil, Meister Philipp, seines Amtes waltet, wie Herr Mathis merkt, daß seine Tochter ihrer Mutter ähnlich sieht, und wie die Lutherisch Keckerei und der Bauern Aufruhr um sich greift.

Fräulein Anna war doch etwas nachdenklich nach Freiburg zurückgekehrt, — das war ja alles so schnell gekommen. Aber konnte sie denn anders? Der Junker Hans hatte sich von der ersten Begegnung in ihrem Herzen festgesetzt, und nun kam der widerwärtige Kästl; sie mußte sich entscheiden. Zudem war auch die Zeit wahrlich nicht angethan, sich lange zu besinnen; wer in dem wilden Wirbelsturm das Glück festhalten wollte, mußte es rasch am Schopfe fassen. Je mehr sie überlegte, desto weniger bereute sie, was sie gethan, und was hatte sie denn eigentlich gethan? Sich auf Jahr und Tag verpflichtet, keinen Freier zu erheben, als den lieben Schwaben. Sie wollte ja nichts Besseres. Also — wäre Alles in Ordnung!

Aber der Vater, — der strenge Herr Mathis, —

das war freilich noch ein schwer wiegendes Etwas — ach, dachte das tapfere Fräulein, kommt Zeit, kommt Rat, und ich bin des hartköpfigen Blumnegkers rechte Tochter, ich habe auch meinen Kopf.

Indes vertrieb Tag auf Tag, Woche auf Woche, — Anna hörte kein Sterbenswörtchen von dem Junker. Das war freilich hart, um so mehr, als sie ihren Kummer niemandem anvertrauen konnte. Dabei wurde der Vater täglich wortfarger und finsterner. Die schweren Zeitläufe und die große Verantwortlichkeit, die er trug, vergällten ihm das Leben, — er sehnte sich oft das Neujahr herbei, wo er das Bürgermeisteramt abgeben und wieder in den Rat treten konnte.

Seinen Nachfolger, Wilhelm Krebs, der schon Anno 1514 Bürgermeister war, hatte er selbst vorge schlagen, allein bis dahin mußte ausgeharrt und getragen werden, was die schwere Zeit brachte.

Eines Tages nun — es war schon im Oktober zu, als der alte Blumnegker auf dem Rathhause war, klopfte es um die neunte Morgenstunde an der Thüre der Wohnstube, in der sich gerade Anna befand, und ohne das „Herein“ abzuwarten, steckte Meister Philipp von Engen, der Poet, seinen Kopf herein und schob, als er das Fräulein ersah, seinen trotz allem Verbot doch wieder stutzerhaft aufgedomerten Corpus hinterdrein.

„Bist Fräulein! Seid Ihr allein? Ich habe Botschaft für Euch, die ich unbeschrieben überbringen möchte.“

Der gelehrte Magister war der Lehrer Annas gewesen, und sie, seine Scherze gewohnt, glaubte, er wolle wieder einen solchen zum besten geben und antwortete lachend:

„Als herein, edler Sänger, was bringt Ihr für Kunde aus fernen Landen?“

„Um!“ meinte der Magister, „so arg weit her ist die Botschaft nicht, allein, sie kommt nicht geraden Wegs, ja ich fürchte, wenn es auskäme, würde Euer Herr Vater der erste sein, der Sorge trüge, daß mir St. Martins Röcklein angezogen würde, und wenn Ihr nicht wäret, Fräulein Anna, an welche die Sendung geht, ich hätte wahrlich die Fingern davon gelassen. Doch — was schwas ich, — da habt Ihr das Brieflein, lesen könnt Ihr, — also seht selbst was darin steht.“

Damit übergab er dem Fräulein einen gesiegelten und zur Vorsicht noch mit einer Seidenschur umwundenen Brief.

Anna zögerte mit der Annahme und fragte verwundert:

„An mich ein Brief? von wem? woher? Meister Philipp.“

„Von wem, weiß ich nicht, — da müßt Ihr selbst nachsehen, allein wo er herkommt, weiß ich — von Basel und zwar auf kurosen Wegen. — Lurli, der fahrende Mann, hat mir ihn gebracht und zwar bei Nacht und Nebel.“

Da wurde Anna rot bis in den Nacken und nahm den Brief mit zitternder Hand.

„Fräulein,“ sprach der Poet, — „wenn Ihr antworten wollt, so vertraut mir Eure Botschaft. — Daß Ihr nichts Unrechtes wollt, dafür kenn ich Euch, und solche Sendungen zu bestellen, gehört ja eigentlich zu meinem Handwerk; freilich wär mir's lieber, sie kämen auf andern Wege, denn die Aussicht auf dem St. Martinsturm ist eigentlich nicht nach meinem Geschmack. Nun,“ setzte er gutmütig hinzu, „wie gesagt, s' ist für Euch, und die gestrengen Herren haben den Meister Pips noch lange nicht.“ — Damit huschte er wieder zur Thüre hinaus.

Die gute Anna stand sprachlos und hielt den Brief in der Hand. Das Geheimnis ihrer Liebe war also nicht mehr auf den Junker und sie beschränkt, es waren Mitwiffer da. Das mußte etwas recht Wichtiges sein, was der Junker schrieb, denn sonst hätte er nicht andere zu Vertrauten gemacht. Der Brief mußte gelesen werden und zwar gleich, — vielleicht hatte die Sache Eile.

Anna eilte auf ihre Schlafkammer, setzte sich auf die steinerne Bank in dem Erker und löste die Schnur. Viele Worte enthielt der Brief nicht, er lautete:

Meine geliebte, teure Anna!

Ich muß Euch schreiben. Es ist mir sichere Kunde geworden, daß der alte Päsli Guern Vater gewaltig drängt, seinen Jerg zum Sidam zu nehmen. Er hat den Teufel der Geldgier zu Hilfe gerufen und Euerm Vater versprochen, ihm das Muzinger Lehen zu verschaffen, so daß er es an seines Bruders-Sohn übertragen und den Blumnegker machen könne. Euer Vater hat eingewilligt. Anna, — haltet den Sturm aus, — bleibt fest nur ein Jahr, — ich hole Euch, und wäre es aus der Höhle eines Drachen.

Für ewig Euer

S. C.

„Es ist gekommen, wie ich es leider geahnt. So gut mein Vater ist, und so gern er mich hat, wenn es den Stamm der Blumnegker gilt, opfert er sein eigen Kind. Aber ich bleibe fest, — du kannst dich auf mich verlassen, Hans, auch länger als auf ein Jahr.“

So dachte das Fräulein, als sie das Brieflein an dem Wachsstock verbrannte und die Asche zum Erkerfenster hinauswarf. Festen Schrittes ging sie die Wendeltreppe hinab, um die Vorbereitungen zum Mittagsmahl zu treffen, denn Punkt elf Uhr verlangte der Vater die Suppe auf dem Tisch, und sie hatte nötig, ihn bei guter Laune zu erhalten. Der alte Blumnegker schien heute wohl gestimmt zu sein, denn als er eingetreten, Hut und Mantel abgelegt und sich's bequem gemacht, hieß er, ehe er sich zu Tische setzte, Anna in die Wange und sagte lächelnd:

„Bist doch ein Prachtmädel, Amnele, und hältst auch das Haus samt Küche und Keller in Ordnung. Mit dir ist einer wohl versehen, — nun, es wird nicht mehr lange dauern, bis du unter die Haube kommst. Meinst nicht?“

„Gilt nicht, Vater, es ist mir bei Euch wohl genug, und auch Ihr braucht jemand, der Euch die Rathhausfalten aus der Stirne streicht.“

„Nun, das Neujahr ist ja bald da, — bis dorthin werde ich's noch aushalten; dann mag der Krebs seine Scheeren wehen. Aber für dich ist es Zeit zur Veränderung, — was meinst, wenn ich einen Bräutigam für dich hätte!“

Aha, dacht Anna, der Sturm beginnt, das Muzinger Lehen hat richtig gezogen. Ahn nichts, — ich bleibe fest und gebe nicht nach. Sie antwortete etwas schnippisch:

„Wenn ich einmal einen Bräutigam brauche, so will ich mich schon selbst umsehen, — will Euch keine Mühe machen, Vater.“

„Oho Mädel — bei Gottes Jorn — willst es auch machen nach der Mode; nach niemand fragen, auf niemand hören, den eignen Willen haben. Da kommst du bei mir schlecht an, so lieb ich dich hab, der Blumnegker hat schon andern Leuten die Köpfe zurecht gesetzt, als einem dummen Mädel. Nun, — ich habe einen Bräutigam, — was nun?“

„Wenn Ihr einen habt,“ erklärte Anna lachend — „wenn Ihr einen habt, so behaltet ihn für Euch, Vater, ich begehre nicht danach.“

Anna wollte dem Gespräch die scherzhafte Wendung bewahren, der Alte verstand aber keinen Spaß mehr.

„Ich habe einen, und zwar für dich, und damit du dir die Mühe erspart, habe ich gleich zugesagt. Die Sache ist den Blumneglern von großem Vorteil, und da heißt's zugreifen. Es ist der Jerg Zäski; der Alte ist der angesehenste Mann der Stadt, und vor allem — das Münzinger Lehen wird der Familie. Hörst du?“

„Ich höre, — Ihr sprecht vom alten Zäski und vom Münzinger Lehen, ich meine aber, ich sollte den jungen Zäski heiraten; nun — wie ist's mit dem, warum sagt Ihr nichts von ihm?“

„Nun,“ — sagte Herr Mathis mit etwas verlegener Miene, — „nun, was fragst du; du kennst ihn ja selbst. Ein Ausbund von Schönheit ist er wahrlich nicht, — allein er ist ein rechter Mann und hat was gelernt. Und — wenn er auch nicht ganz eben wäre, bedenke das Münzinger Lehen, — du nimmst ihn. Du weißt, ich bin ein Blumnegler und habe meinen Kopf.“

„Und ich nehme ihn nicht, — ich bin eine Blumneglerin und habe auch meinen Kopf.“

Da sprang der Vater auf und hob die Hand gegen sein schönes Kind. Das aber stand trotzig da und wankte nicht.

„Schlag zu, Vater, wenn du glaubst, daß es sich für einen Blumnegler ziemt sein erwachsenes Kind zu schlagen, und für eine Blumneglerin sich schlagen zu lassen; schlag zu!“

Da ließ Herr Mathis die Hand sinken und murmelte halblaut:

„Teufelsmädel, bei Gott's Tod, wie ihre Mutter selig,“ dann setzte er jedoch hinzu:

„Vergäll mir das Essen nicht, — es wird sich sünden, wer Recht behält. Jedenfalls hab ich dem jungen Zäski in unser Haus erlaubt, und du wirst ihn freundlich empfangen.“

„Höflich, ja, — freundlich, nein! Ich bin keine Ware, die man kauft.“

„Nun das wird sich zeigen, einstweilen bleibt's bei dem, was ich gesagt.“

Der Bürgermeister schnitt sich ein tüchtig Stück Rehziemer ab, an dem er seinen Arger über das „Teufelsmädel“ verbiß, und schwenkte die Bissen hinab, mit mächtigen Schlücken. —

Die nächsten Tage war zwischen Vater und Tochter eine Art Waffenstillstand eingetreten, und auch von Zäski und seinem Sohne war in des Bürgermeisters Haus wenig zu sehen, ja selbst der alte Herr Mathis brachte halbe Tage lang außer seinem Hause zu und kehrte oft erst spät in der Nacht zurück. Die „bösen Zeitläufe“ wurden immer schlimmer und nahmen des Herrn Jastus sowohl als auch des Blumneglers ganze Zeit in Anspruch. Die Stadt Kenzingen hatte den Meister Jakob Other, einen frühern Lehrer der Universität Freiburg und Schüler Geilers von Kaisersberg, als Pfarrer berufen, und derselbe neigte sich den Grundfäßen Luthers zu. Obgleich nun Meister Other die Protection des Markgrafen Ernst von Baden genöth und Wolfgang von Hirheim, welcher Kenzingen vom Erzherzog Ferdinand zu Pfand hatte, ihm wohlwollte, war derselbe dennoch der Stadt verwiesen worden. Es geschah dies auf Andrängen Freiburgs, welches auf dem Breisgauischen Landtag erklärt hatte „Luthers Opinion verführe zum Aufruhr, zur Ketzerei und zum

Bundschuh.“ Other floh von 200 Bewaffneten begleitet in das Gebiet des Herzogs Ernst von Baden, die mit Other abgezogenen Bürger wurden aus Kenzingen ausgeschlossen, und die Freiburger besetzten die Stadt. Da sich nun auch Straßburg der Vertriebenen annahm, wurden sie zwar wieder eingelassen, aber — dem „Erzkezer“ dem Stadtschreiber von Theningen — auf den verbrannten deutschen Evangelien in Gegenwart von Frau und Kindern der Kopf abgeschlagen und 7 andere Bürger nach Ensisheim ins Gefängnis geschleppt. Das war der Grund großer Erbitterung gegen Freiburg, so daß sich kein Bürger der Stadt ungefährdet aus den Mauern wagen durfte.

Dazu kam, daß der Bauernaufbruch immer näher rückte. Von Wolfgang von Hirheim war ein Brief angelangt, worin mitgeteilt, daß Herzog Ulrich von Württemberg gegen den Tüwel gezogen und einen Bundschuh aufgerichtet habe, wozu er in Basel 10,000 Gulden aufgenommen; die Bauern liefen ihm tausendweise zu.

Auch von Billingen kamen schlimme Botschaften, und die befreundete Stadt bat dringend um Hilfe. Der Rat von Freiburg suchte vermittelnd einzuschreiten, schrieb an die Hauptleute des Bauernhaufens aus dem Briegthal, die sich in Hüfingen versammelt hatten, und bot sich an, friedlich und freundlich über die Ansprüche der Bauern mit den Herrschaften zu verhandeln, fand aber kein Gehör und sah sich genöthigt, den hartbedrängten Billingern 100 Knechte zuzusenden.

Näher und näher drängten die Wogen. Die Bauern sammelten sich auf der Falkensteige, und am 12. Dezember kam die Schredensnachricht, daß die Rebellen in das Gotteshaus St. Trudpert im Münsterthal gefallen seien und die Absicht zeigten, in das Breisgau und vor Freiburg zu ziehen. Das Schlimmste aber war, daß dem Räte immer klarer wurde, daß auch in der Stadt selbst genug Elemente vorhanden, die mit dem Bauernhaufen in Verbindung standen und nur zu geneigt waren, mit denselben gemeine Sache zu machen.

Wenn auch die Billinger mit Hilfe ihrer Bundesgenossen bei Donaueschingen die Bauern überfallen, in die Flucht geschlagen und einen Teil derselben niedergemacht hatten, so war das ein geringer Trost, — denn es züngelte das Feuer der Revolution überall auf.

Die Bauern waren schon so übermüthig, daß die in St. Trudpert Eingefallenen, den Brief des Deutsch-Ordenskomthurs Wilhelm von Weiler, der ihnen von Freiburg geschrieben, sie möchten einhalten, er selbst werde zu gütlicher Unterhandlung zu ihnen kommen, — nicht einmal vorlesen ließen. Die Auführer erklärten, „wir wollen nichts mit diesen Fledermäusen, man wird uns wieder das Hälmelein durch das Maul streichen.“ Sie ließen sich in keiner Weise stören, sondern plünderten das reiche Stift raketahl aus, wobei einer, den sie den Teufelschmidt hießen, gräulichen Unfug trieb. Der Schluß des Jahres 1524 brachte schon Blut und Brand, und den Regierungen im Oberlande und Elsaß ward es klar, daß es bitter Ernst werde, — sie begannen sich zu regen. Der Markgraf Ernst von Baden sagte 300 Knechte zu, die vorderösterreichische Regierung zu Ensisheim verlegte ihren Sitz nach Neuenburg, brachte eine tüchtige Anzahl reißiges Volk mit, und Städte und Land schafften und rüsteten mit Macht. Auch säumte man nicht lange, sondern schritt alsbald zur That. Die Waldbauern wurden in ihre Berge zurückgeworfen, Münster und St. Trudpert wieder besetzt und die Bauernsame, durch Brand und Plünderung schwer bestraft, mußte dem Abte und den Herren von Staufen neu aufschwören.

Daß damit die Sache aber noch kein Ende hatte, sahen die Herren wohl ein, und unter dem 22. Dezember schrieb der Rat von Freiburg an Billingen: „Ob es dabei bleiben werd, mögen wir nit wissen, denn das gemein Volk ist ganz empörrig und aufrührig.“ Unter diesen Verhältnissen hatte Fräulein Anna vor dem Andrängen des Jafus ziemlich Ruhe, und auch der Blumnegker hatte andere Dinge im Kopf, als die Heirat seines Töchterleins. Allein durch die Unsicherheit, die allenthalben herrschte, den halben Belagerungszustand, in welchem sich die Stadt befand, war alle Verbindung unterbrochen, und der Brief, den Herr Lips gebracht, war der einzige und letzte, den sie in diesem Jahre von ihrem Hans Cunrad empfing.

Kapitel VII.

Wie Herzog Ulrich in sein Land einfällt und vor Stuttgart umkehren muß, aus was Ursachen Herr Hans Cunrad wieder ins Breisgau geht, und wie die Zustände in Freiburg recht traurig waren.

Der Reichacher war von Basel aus gleich zum Herzog gereist, der seiner sehnlich wartete und sicherlich nicht gar glimpflich mit ihm verfahren wäre, wenn er geahnt, wie sein Ambassade die Zeit mit Liebeshändeln vertrödelte, — denn Ulrich hatte große Pläne, und die Zeit nahte zum Handeln. Der Bauern Sache wäre dem Herzog ziemlich gleichgültig gewesen, allein er wollte die aufrührerischen Haufen benützen, um wieder zu seinem Lande zu gelangen, darum machte er gemeinschaftliche Sache mit ihnen. Kaum war Hans Cunrad angelangt, so beauftragte ihn der Herzog, dem Hegauischen Bauernhaufen von Schaffhausen Geschütz und Munition gen. Hilzingen zu bringen. Mit Jubel wurde der Junker empfangen, — da sie nun Kanonen hatten, hielten sich die Bauern für unüberwindlich. Und es war wahrlich vonnöten, daß ihr Mut gestärkt wurde. Der „Bauernjerg“ Georg Truchseß, Freiherr von Waldenburg, des Schwabenbundes Feldherr, hatte mit Sengen und Brennen, Würgen und Worden fürchterlich gehaust, — ärger wie der Türk hatte ers getrieben und weder Weib noch Kind geschont.

Dadurch wurden viele Bauern übel geschreckt und machten sich vom Bunde los, und vielleicht wäre es dem Jerg gelungen, den ganzen Aufruhr zu unterdrücken, wenn der württembergische Herzog sich nicht darein gemischt. Für den war jetzt die Zeit gekommen, loszuschlagen, denn der Waldburger, der Verstärkung erwartete, suchte die Bauern mit Scheinverhandlungen hinzubehalten, bis er zum letzten Schlag bereit war. Das durfte Ulrich nicht abwarten. Er wußte, daß seine württembergische des österreichischen Regiments längst müde waren. Er verstärkte sich mit eidgenössischen Soldtruppen, zog einen Teil der aufrührerischen Bauern an sich und schlug los.

Da fand sich nun für unsern verliebten Junker freilich keine Zeit, einen Brief an Fräulein Anna zu schreiben, und kein Bote, einen solchen abzusenden. Wie im Fluge drang der württembergische vor. Schon im anfang des März hatte er Herrenberg genommen, und am 9. ds. Monats stand er vor der Hauptstadt seines Landes, vor Stuttgart, deren Vorstädte er alsbald wegnahm. Da wendete sich jedoch das Glück. Die eigentliche Stadt, verteidigt durch eine starke Besatzung unter dem Grafen Ludwig von Helfenstein, konnte er nicht gewinnen. Freilich erhoben sich die württembergische für ihren Herzog, allein das konnte das Unglück nicht abwenden. Das alte Sprich-

wort bewährte sich: „Keine Kreuzer — keine Schweizer.“ — denn die eidgenössischen Völker, denen der Herzog den Sold nicht ausbezahlen konnte, bestochen durch die Feinde Ulrichs, wandten trotz aller Bitten treulos den Rücken, — und mit genauer Not rettete sich der Herzog, begleitet von wenigen Getreuen, darunter Junker Hans Cunrad, nach seinem festen Twiel. Da saß nun der arme Hans bei seinem unglücklichen Fürsten auf dem Hohentwiel, seine besten Hoffnungen waren zerstört, allein trotzdem befiel ihn kein Kleinmut, — er haute fest auf den Mut und die Treue seiner Anna.

Um den Twiel herum ward es bald lebendig, so daß nicht viel Zeit zum Trauern blieb. Die Bauern am Bodensee und im Allgäu hatten zwar, erschreckt durch das Wüten des Waldenburger's, ihre Unterwerfung angeboten, aber der Tiger hatte Blut geschmeckt, der erbitterte Adel hatte jede Unterhandlung abgelehnt, und wie ein Unhold hauste der Truchseß.

Endlich, — endlich, — nachdem Tausende und aber Tausende teils niedergemetzelt, teils durch den Nachrichter enthauptet waren, kam es durch Vermittlung des Grafen Hugo von Montfort zum Vertrag. Sämtliche Hauptleute, Fähnriche, Weibel und Räte der Bauern mußten sich dem Truchseß stellen. Sieben eingeschlagene Fahnen, ebensoviele Falkonette und die Bundesbriefe mußten abgeliefert, sämtliche sich auf Gnade und Ungnade ergeben und den adeligen Herren neu aufschwören, — dafür wurde ihnen das Leben geschenkt; — nur zwei Pfaffen wurden des Exempels wegen aufgehängt. So fand der Bauernaufbruch im Allgäu ein Ende, und die Twieler mußten von ihrem steilen Bergfegeln herab thatenlos zusehen. Anders aber machte sich die Sache im Hegau, Klettgau und im Schwarzwald, — da sammelten sich die Haufen aufs neue und drohten hinab in das Breisgau zu ziehen.

Kaum hörte Junker Hans von diesem Vorhaben des Bauernhaufens, so bat er den Herzog dringlich, mit hinab in das Breisgau reiten zu dürfen. Es konnte wohl auch kein Besserer oder Geeigneterer für diesen Zweck gefunden werden als der Reichacher. Er war bei den Bauern, die ihn selbst verlangten, beliebt wie einer, kannte das Breisgau genau und hatte bei seiner letzten Sendung dorthin, bei welcher wir ihn kennen gelernt, Verbindungen aller Art angeknüpft. Unter diesen Umständen hielt es nicht schwer, die Einwilligung Herzog Ulrichs zu erlangen, und als dieser am 21. April förmlich in die Brüderschaft der Bauern trat, war es Herr Hans Cunrad, der den Bauern das versprochene Geschütz vom Twiel zuführte. Überall brach nun gleichzeitig der Bauernaufstand los. Am Bodensee, im Schwarzwald, im Elsaß, in der Ortenau, dem Odenwalde, in Württemberg und Franken, Hessen und Bayern, ja sogar in dem sonst so treuen Tirol begann es im Pusterthal, an der Etsch und im Innthal unruhig zu werden. Einen gewaltigen Schrecken verbreitete es unter dem Adel, als zu Weinsberg der Graf Helfenstein, der dem Volke tief verhaßt war, weil er gegen den Herzog Ulrich gefochten, von den Bauern durch die langen Spieße gejagt wurde.

Während dieser Vorgänge hatte sich der Schwarzwälderhaufe aufgemacht und zog in das Dreisamtal hinab, wo er jubelnd empfangen wurde. Mit ihm vereinigten sich die Bauern der Markgrafschaft unter Hans Hammerstein, die von Staufen unter dem Ratsschreiber Georg Müller, die Breisgauischen und Kaiserstühler geführt durch Hans Biler, die Hochberger, die den Clewi Rüdi zum Hauptmann hatten, die

Ortenauer unter Georg Heid von Lahr, wohl über 12,000 Mann, in 20 Fahnen abgeteilt. Der ausgesprochene Zweck des Zuges war die Einnahme des festen Freiburg, in welches sich viele vom Adel, darunter die Gemahlin des Markgrafen Ernst von Baden mit ihren Kindern, geflüchtet hatten. Ganz offen sagten die Bauern, sie wollten Freiburg, wo Fürsten, Prälaten und Adel mit Leib und Gut Zuflucht fänden, dem Boden gleichmachen, keine Stadt sei heftiger gegen die Bauern, als diese.

Daß es ihnen ernst war mit der Drohung, zeigte ein Schreiben, welches Hans Müller als oberster Hauptmann auf dem Schwarzwald, mit samt den andern Hauptleut und Rät der heiligen evangelischen Haufen am 17. Mai an die Stadt Freiburg schickte, in welchem es unter anderm hieß:

„Ihr wollet auch Brüder mit uns sein und das Gotteswort und heilig Evangelium helfen eröffnen, daß sich billig niemand widern soll, — so wollen wir mit Euch leben wie Brüder. Und wo Ihr Euch solches unbillig nicht wolltet annehmen, so wollen wir mit samt unseren andern Brüdern und Verwandten näher zu Euch haufen und in Eure Stadt brechen, und wo Ihr uns einen Mann schädigt, so wollen wir keine Barmherzigkeit mit Euch teilen.“

Das war deutlich. Die Lage von Freiburg war schrecklich, — durch Entsendungen geschwächt, ohne alle Hoffnung auf auswärtige Hilfe, im Innern der Stadt drohender Aufruhr, und Mauern und Zinnen durch den langen Frieden in verwahrlostem Zustande.

Viel zu dem Unfrieden und der Parteiung, die in der Stadt herrschte, hatte Basius, der kaiserliche Rat beigegeben. Früher ein begeisterter Anhänger Luthers, den er den Phönix unter den Theologen und einen Engel nannte, war er von dem Augenblick ein erbitterter Gegner der neuen Lehre, wo sich 1524 sein gnädiger Gönner, der Erzherzog Ferdinand aufs heftigste dagegen ausgesprochen. Von nun an sprach der wettwendische Greis nur von dem „schändlichen Luther“ und verfolgte alle Anhänger der neuen Lehre, — und der waren nicht wenige in der Stadt, — selbst seine ältesten und besten Freunde, auf das schonungsloseste. Dieses Verfahren hatte nun die Betroffenen der Sache der Bauern zugewendet, und nicht einmal ihrer eigenen Bürger war die Stadt sicher.

Die Bauern lagerten sich um die ganze Stadt, und zwar hatte der Schwarzwälderhaufe das Kirchgartnerthal und die Berge besetzt, die obern Markgräfler

standen vor St. Georgen; West- und Nordseite umlagerten die Breisgauer, die untern Markgräfler und die Ortenauer. Der Führer des ganzen Bauernheeres war ein alter Befamter von uns, der Hans Müller von Bulgenbach, ein alter, kriegsgelübter Soldat, dabei ein kluger, redengewandter Mann, welcher einen unbeschränkten Einfluß auf seine Genossen ausübte und von glühendem Haffe gegen Adel und Pfaffen und was damit zusammenhing, besetzt war. Vor ihm her zog ein Zierhold, der die Gemeinden aufbot und den Artifelbrief beschwören ließ, und unter seinem Befehl stand der Zierlewagen, ein reich geschmücktes Fahrzeug, das die schwarz-rot-goldene Kenn- und Sturmfahne trug.

In der ganzen Umgegend, weit und breit brannten die Aufständischen die Klöster und Schlöffer nieder, nachdem dieselben vorher gründlich ausgeplündert waren, allein trotz aller Erbitterung kamen Grausamkeiten und Mordthaten sehr wenige vor, eher betrieben sie ihr Geschäft mit einem gewissen Humor, und Essen



Sie betrieben ihr Geschäft mit einem gewissen Humor, und Essen — besonders aber das Trinken — spielte eine Hauptrolle.

— besonders aber das Trinken — spielte eine Hauptrolle.

In der Stadt sah es böse aus. Wie schon angedeutet, waren die Festungswerke in äußerst bedenklichem Zustande. Auf dem Schloßberg, dessen stolze Burg schon lange einem bescheidenen Ban gewichen war, errichteten die Bürger zur Verteidigung ein Blochhaus, und in der Eile wurde noch an den Mauern herumgeschickt. Die Bürgergesellschaft wurde nach alter Zunftordnung in zwölf Haufen geteilt,

denen die einzelnen Thore, Türme und Mauerstreden zugewiesen wurden. Die Universität stellte drei Rotten unter dem damaligen Rektor und zwei Professoren.

Die Reiterei endlich bestand aus jungen Adelligen, mit denen wütend und rachedürstend über die Plünderung und Verbrennung seines Klosters der Abt von Schuttern ritt.

Die Besatzung wäre wohl genügend gewesen, die Stadt eine Zeit lang zu halten, allein die Stimmung der Bürgerchaft war eine unheimliche und drohende. Laut konnte man es in allen Trinkstuben und auf offener Straße hören, die Bauern hätten vollständig recht, sich nicht mehr schinden zu lassen wie das Vieh. Ihre Sache sei eine heilige und würde Fortgang haben trotz Pfaffen und Adel. Wenn nun der Rat solche böse Mäuler gefänglich annahm, so wurden dieselben durch bewaffnete Haufen wieder befreit, und die Herren des Rates beschimpft und verhöhnt.

Nicht einmal seiner Wachen war der Rat sicher, denn von den Mauern herab und auf den Außenposten

unterhielten sich dieselben ganz gemüthlich mit dem Feinde und gaben demselben Nachricht von den traurigen Zuständen innerhalb der Stadt.

Die Belagerer unter der Leitung Hans Müllers waren keineswegs unthätig, sie gruben das Brunnen- und Mühlwasser ab, besetzten und plünderten die Karthause am St. Johannis-Baptistenberg und, was das schlimmste war, — sie schnitten alle Kommunikation nach außen ab, so daß der Magistrat ohn' alle Kenntniss der Vorgänge im Elsaß blieb.

Das waren höchst traurige Zustände, und Herr Zafus, dem nichts gutes schwante, wenn die Bauern hereinkämen, war in begrifflicher Aufregung, während der Blumnegler allüberall auf Wall und Turm, im Rat und bei den Verhandlungen mit der Bauersame, der Thätigsten und Energischsten einer war. Fräulein Anna lebte zurückgezogen und besuchte nur hie und da die Marktgräfin, welche sie durch ihre Freundin, die Hohenheimerin kennen gelernt. Von ihrem Hans Cunrad hatte sie natürlich keinerlei Nachricht, und das erfüllte sie mit Trauer, — nun — sie war ein starkes Mädel und trug das Unabänderliche mit Geduld.

Kapitel VIII.

Wie Hans Cunrad sich in die Stadt Freiburg einschleicht, wie und wo er Fräulein Anna gesprochen, wie es ihm aber leztlich mißrathen, er den Studenten in die Hände fällt und ihm St. Martins Rock angezogen wird.

Es war etwa eine Stunde nach Mitternacht, als drei Männer vorsichtig durch die Nebgärten schritten, welche damals zwischen der Dreisam und der Vorstadt Adelsheim lagen. Es war eine herrliche laue Mainacht; alles atmete Friede, und niemand hätte ahnen können, daß erbitterte Feinde, voll gegenseitigen Hasses zum Streite bereit ständen, wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Wadruf von den Wällen und Thürmen der belagerten Stadt gezeigt hätte, daß man da drinnen auf der Hut sei. Der eine der drei, der stattlichste wohl, war Hans Müller von Bulgenbach, der Bauernführer.

„Nun, wie Ihr wollt, Herr, Ihr müßt am besten wissen, was Euch paßt, mir wollen wir keine Verantwortung dem Herzog gegenüber. Der Lurli wird Euch sicher führen, wie es vormals schon geschehen. Er hat sein Gewerbe und Ihr das Eure. Doch merket wohl, — wir haben Augen und Ohren in der Stadt, drum hütet Euch, etwas zu unternehmen, was unserer Sache von Schaden sei.“ — so sprach leise der Müller, und Hans von Reischach, das war der Angeredete — antwortete im Flüstertone: „Was ich thur' ist mein eigener Wille, und komme, was mag, ich nehms auf meine Kappe; — doch Ihr und Eure Sache habt nichts zu fürchten, ich bleibe Euch treu, so lang mein Herzog zu Euch hält.“ —

„Nun gut, so geht mit Gott, begegnet Euch was Übles, und Ihr findet Gelegenheit, so laßt's uns durch den Lurli wissen, er soll bis morgen Nacht auf Botenschaft haren, auch führt er Euch zurück, doch später nicht als morgen Nacht, — es drängt die Zeit, es muß zu End gedeihen, sonst wird's schlimm. Lebt wohl.“ —

Hans Müller kehrte um, und die beiden andern, voraus der zwerghafte Lurli, schritten vorsichtig hinab zur Dreisam, welche damals noch auf beiden Seiten mit dichtem Weidengebüsch umgeben war. Lurli spähte sorgsam umher, bis er endlich eine Stelle fand, wo höheres Buschwerk seine Schatten über das Wasser

warf, dort stieg er hinab, ihm folgte der Junker. Die nächtlichen Wanderer durchwateten das seichte Gewässer und erkletterten das jenseitige Ufer, wo mit Pallisaden umzogen und mit Bäumen bepflanzt der Schuprain der Armbrustschützen lag. Zwischen dieser Pallisadenwand und dem Stadtgraben lag nun ein breiter Weg, — die gefährlichste Stelle zum Überschreiten. Lurli jedoch mußte seiner Sache sicher sein, denn ohne lange zu zögern, schlich er längs der Pallisaden, bis er sich dem Teile der Stadtmauer gegenüber befand, an welchem das Kloster der Oberrieter oder Wilhelmiten angebaut war. Gerade dort, wo die Einfriedigung des Klosters um die Ecke bog, stand in der Stadtmauer ein runder, dicker Warturm, aus welchem ein wohlverwahrtes enges Pförtchen in den Stadtgraben hinabführte. Lurli besetzte an einem, wie es schien, zu diesem Zwecke eingerammten, kurzen Pfahl einen Strick, und ließ sich an demselben in den Stadtgraben hinab, daselbe that Herr Hans. Lautlos schritten beide auf den Warturm zu, und als sie zur Pforte gelangt, schlug Lurli mit einem eisernen Schlüssel in drei kurzen Doppelschlägen an das schwere, eiserne Schloß. Lange, lange mußten sie, hingeschmiegt in den Schatten des Turmes, warten, bis sie endlich einen schweren Riegel zurückschieben hörten. Da legte Lurli den Mund ans Schließelloch und sprach leise die Losung:

„Im Namen unserer lieben Frau und St. Johannes des Evangelisten.“

Da fiel der lezte Riegel, das Thürlein öffnete sich gerade weit genug zum Eintritt, und die beiden Ankömmlinge fanden sich in dem finstern Thorgewölbe. Da erst machte der Mann, der sie eingelassen, wieder Licht in seiner Hornlaterne. Er trug das Habit der Wilhelmiten, begrüßte aber die beiden Männer als alte Bekannte mit brüderlichem Handschlag, — es war der Bauernpfarrer Andreas Metzger von Niederrinsingen. Schweigend stiegen die Drei die gewundene Wendeltreppe hinan und gelangten so in den innern Klosterhof. Getrennt von dem Hauptgebäude stand hier an der Mauer ein einstöckiges Kelterhaus, und in dieses führte der Bundschuhpfarrer die beiden Bundesbrüder.

„Nochmals Willkommen, edler Herr,“ sprach der Leutpriester, als sie im Hinterstübchen des Kelterhauses eingetreten, „nochmals willkommen; hier seid Ihr willkommen sicher, jetzt sagt, was ist Euer Begehr?“

„Paffe“, antwortete lachend der Reischacher, — „mein Gewerbe ist ein solches, daß ich Euch vorherhand noch nicht dabei brauchen kann, später vielleicht, später. Doch jetzt sollt Ihr mich unverseht in den Schnecken bringen, was so schwer nicht sein dürfte.“

„Nein“, meinte Herr Andreas, — „sie sind gegenwärtig nicht so scharf auf in Freiburg, es geht zu Ende. Die Wachen, vorab in den Gassen, werden lässig gethan, und wenn Ihr wollt, könnt Ihr gleich dahin gehen. Aber was ist mit Lurli?“

„Zuvörderst soll ich Euch, Herr Andreas, die Briefe abgeben, die Ihr denen zustellen sollt, die es angeht; dann soll ich von Euch und den andern, die im Bunde, Nachricht in Empfang nehmen, wie es steht in der Stadt. Besonders ob die im Rat keine Nachricht aus dem Elsaß erhalten haben, trotz unserer scharfen Wacht.“

Zulezt aber soll ich auf den jungen Herrn warten bis morgen Nacht und ihm in seinem Gewerbe zu Dienste sein. Das Notwendigste wäre also, daß wir bald in die Stadt zum Schnecken kommen, und ich dünkte wir gehen gleich, es hat noch nicht zwei geschlagen, und da sind nicht viele unterwegs.“

Damit nestelte er aus seiner Büdelmütze vier Briefe, die er dem Pfaffen übergab.

„Wollt Ihr keine Stärkung?“ fragte dieser, und als dieses verneint wurde, führte er die beiden durch den Klosterhof an die innere Stadtpforte, öffnete, nachdem er sich mit dem Pförtner verständigt, ein kleines Seitenthürlein, und bald standen Hans und Lurli in der finstern Straße der feindlichen Stadt.

Vorsichtig huschten die nächtlichen Wanderer längs der Häuser der engen Straßen, aufmerksam auf jedes Geräusch lauschend, und sich öfter bergend in Thorbögen oder hinter den Widerlagern der hohen Häuser, bis sie endlich am Kirchhofe um den Münster anlangten, der von einer niedern Mauer mit Marktbuden, dem sogenannten Giel, umfaßt wurde. Lurli hätte eigentlich den uns schon bekannten Gang durch die Grabkapelle benutzen können, allein er fürchtete mit Recht, es dürfte sich um diese Zeit niemand in den Gewölben des „Schnecken“ befinden, und so zog er, da der ganze Kirchhof stille und ruhig dalag, vor, den Friedhof zu umgehen. In der kleinen Seitenstraße, gegenüber der Meißig standen beide still; Lurli horchte scharf nach allen Seiten, dann klopfte er wieder im Dreischlag gegen das Thürschloß, gab, als er von innen nach einiger Zeit angerufen, die Losung ab, und nach kurzer Frist saßen der Junker und der Lurli im wohlversteckten Kellergewölbe beim Meister Clewi Wohlgenuth, dem Schneckenwirt.

Hier in dem sichern Verstecke ward eine ernstliche Beratung gehalten, und nach manchem Hin und Wider brachte endlich Clewi seine Meinung zutage.

„Vor allem ist es nichts damit, daß der Lurli in die Stadt gehen soll — nein, nein, um Gotteswille nit! — Er ist allüberall bekannt, und s'is e heißer Boden derzeit. Nein Junker, den Botengang will ich selbst b'sorgen. Vor allem müßt Ihr den Brief schreiben, und dann müssen wir denken, durch wen wir ihn b'stellen. Was meinst Lurli, is der Clausli, der Stallbub, sicher?“

„Er hat noch allemal g'schwige und seine Sach recht b'sorgt. Ich fürcht nur, er find kein Weg zum Fräule.“

„Und doch müssen wir's wagen, — denn bis wir den Magister Philipp finden, wäbrt's zu lang, — auch hat der jetzt zu viel Sorg. Also durchs Clausli gehts, — es ist en kecker Bub. Doch, Junker, wenn Ihr Zwiesprach nehmen wollt mit der Blumneglerin, so geht mein Rat dahin: Wartet bis es wieder Nacht wird; ich schaff Euch das Habit von einem Wilhelmer am Stein, Ihr zieht die Cuculla über die Ohren, da kennt Euch niemand, selbst der Blumnegker nit. Will dann das Fräulein in unserer Liebfrauen Münster kommen, so giebt's Gelegenheit. Was meint Ihr?“

Der Lurli und der Junker stimmten bei, es war die einzige Möglichkeit. Der Clewi brachte Schreibzeug, und bei dem Scheine des glimmenden und rauchenden Reisspanns schrieb Herr Hans Cunrad an seine Anna und bat sie um Christi willen, um die achte Stunde, wenns zum Gebet läutet, in der Frauen Münster und zwar am Weihwasserfessel, gegenüber der Grabkapelle sich einzufinden, — er müsse sie sprechen, es hänge Glück und Leben davon ab.

Schon um die vierte Morgenstunde nahm der Clewi den Brief und eilte in die Stadt, er hoffte den Clausli unbeschrien im Stalle zu treffen. So war es auch. Ein vom Junker bewilligter neuer Doppeldreier machte den Willigen noch williger.

Unser Junker mußte nun den ganzen Tag in dem finstern Kellergewölbe sitzen und schwante zwischen

Furcht und Hoffnung. Es war eine grausame Lage. In wenig Tagen mußte die Stadt fallen, — die Bauern wußten recht gut, daß sie mit dem Sturm nicht zögern durften. Der Blumnegker war der Verhaftesten einer, wie würde es da ergehen, wenn die wütende Meute einbrach. Ob er selbst zur Stelle sein konnte, um Anna zu schützen, war sehr zweifelhaft, und vor allem war ihm, besonders durch das Benehmen Müllers von Bulgenbach klar geworden, daß die Bauern ihm, dem Sendling des württembergischen Herzogs, selbst nicht mehr recht trauten, war er doch auch einer der verhafteten Sippe. Trotz allem festen Mute, der ihn besetzte, war seine Stimmung recht trostlos, und doch — wenn Anna festhielt, wenn sie nur den Mut hatte zu kommen. Ach Gott, es waren noch so viele Wenn und Aber zu überwinden. Langsam schlichen die Stunden dahin. Für Verpflegung hatte Clewi bestens gesorgt, allein dem armen Hans war alle Gsflust vergangen, und er konnte nur bewundernder Zuschauer bei den riesigen Leistungen Lurlis sein, der einhieb, als müsse er in einem Tage den belagerten Freiburgern den Proviant aufessen.

Gegen Abend brachte der Schneckenwirt das versprochene Mönchshabit, und der Junker mußte hineinschlupfen; — die nackten Füße mit den Sandalen kamen ihm recht ungewohnt vor. Doch als er die Cuculla über den Kopf zog, konnte, nachdem das feste Bärtlein der Scheere verfallen, vorab in der Dunkelheit niemand in dem frommen Mönchlein den Ambassaden des Herzogs von Württemberg erkennen.

Kaum hatte auf unserer lieben Frau Münster das Gebetläuten begonnen, so trat zur nördlichen Seitenpforte ein Wilhelmiten ein und warf sich andächtig in der Nähe des Weihfessels auf die Knie, indem er seinen großen Rosenkranz durch die Finger laufen ließ. Obgleich die Kirche ziemlich gefüllt war, achtete doch niemand des frommen Ordensmannes, man war das Erscheinen derselben in dem Münster zu jeder Zeit gewöhnt.

In düstern Dämmerlicht lag das weite Gotteshaus, und die wenigen Kerzen am Hochaltar machten die Dunkelheit um so fühlbarer. Die dem vorbetenden Priester nachgesprochenen Vaterunser und Ave Marias schallten volltönend durch das weite Gewölbe des kaum vollendeten Chores.

Schon war die achte Stunde vorüber, da trat auch des Blumnegkers Tochterlein, eingehüllt in einen dunkeln Tapphart und begleitet von ihrer treuen Gürtelmagd, in die Kirche und nahm demütig das Weihwasser.

„Gelobt sei Jesus Christus“, sprach sie ein dort knieender Wilhelmiten fromm grüßend an.

„In Ewigkeit, Amen“, — antwortete das Fräulein und ließ sich hart neben dem frommen Bruder nieder. Der Mönch, welcher eine Viertelstunde lang scheinbar inbrünstig gebetet, stand endlich auf und verließ langsam die Kirche. Draußen auf dem Kirchhof blieb er stehen, zog die Cuculla tief über die Stirne und blickte aufmerksam auf das Seitenthürlein zurück, durch welches er aus der Kirche getreten. Lange brauchte er nicht zu warten, bis Anna erschien. Als er sicher war, daß sie ihn bemerkt, schritt er langsam vorans zur Grabkapelle, in deren dunkler Vorkhalle er ruhig wartete, bis die Blumneglerin, geleitet von ihrer Magd, welche an dem Eingang stehen blieb, herankam.

„Anna — Herzensanna!“ flüsterte der falsche Mönch, indem er die Zögernde in seine Arme schloß, „Anna, tausend Dank, daß Ihr gekommen und mir vertraut. Ich mußte Euch sprechen, wenn nicht alles verloren sein soll.“

„Ich konnte es mir denken, Hans, d'rum kam ich ohne Fagen. Ihr wagt ja viel mehr, — Euer Leben ist bedroht, wenn man Euch erkennt.“

„Was liegt am Leben, das hab' ich oft schon eingesetzt für geringere Sache. Doch unsere Zeit ist gemessen, uns ist nicht vergönnt, zu schäkern und zu plaudern wie andere Liebesleute. Bei uns gilt es zu kämpfen und der Gefahr fest ins Auge zu sehen. Drum höret mich, Geliebte, und merkt auf jedes meiner Worte. Der Bauern Sache ist verloren, aus dem Elsaß habe ich die schlimmsten Nachrichten, und auch die Führer wissen, wie die Sache steht, und gerade darum ist Freiburg in der äußersten Gefahr, — sie müssen es haben und wollen es haben, koste es, was es möge. Das Schicksal der Stadt und besonders der Edeln, vorab Eures Vaters wäre fürchterlich. Doch sei dem, wie ihm wolle! Kommt es zum Sturm, so ist auch unser Schicksal entschieden, denn nie würde Eure Sippe dulden, daß Ihr die Hand einem Manne reicht, der mit der wütenden Bauernsanne gegangen. Aber auch bei den Bauern ist meine Stellung unhaltbar. Sie trauen dem Junker nicht, und selbst der Müller von Bulgenbach, der mich liebt, hat heute Worte fallen lassen, die mir beweisen, daß ich beobachtet bin. Anna, mein Lieb, Ihr müßt mir helfen, daß es sich zum Guten lenkt.“

„Was kann ich armes Mädchen thun mit meiner schwachen Kraft?“

„Alles, Anna, — was überhaupt zu thun möglich. Nehmt dieses Schreiben, es ist an Eueren Vater gerichtet. Kommt Ihr es möglich machen, daß er es bis morgen liest?“

„Das ist leicht. Was in seiner Abwesenheit von Pötschaft an ihn gerät, das legt der Clewi auf die Credeuz, so daß ers beim Abendtrunk findet.“

„So zögert keinen Augenblick, Anna, — unser aller Wohl hängt davon ab. So weh es mir thut, ich muß Euch selbst zum Scheiden drängen. Herzens-Anna, lebt wohl und betet, daß der Herr alles zum Heile lenkt, wir haben wahrlich seine Hilfe nötig.“ Damit zog er das Fräulein fest an sich, drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre Lippen und trat rasch in das Innere der Kapelle, während Anna leiseschluchzend ihrer Magd winkte und mit schwerem Herzen den Heimweg antrat.

Der Reischacher war auf dem bekannten Wege zum Schneckden zurückgekehrt, wo er von Clewi Wohlgenuth und Luxli sehnüchtig erwartet wurde.

„Junker“, sagte Luxli — „Ihr habt lange gebraucht, aber Gott sei Dank, Ihr seid wieder heil da, und das ist mir genug, denn Ihr seid mir auf die Seele gebunden, und ich möchte nicht ohne Euch heimkehren. Doch jetzt stärkt Euch mit Speis und Trank, denn vor Mitternacht müssen wir außerhalb der Stadtmauern sein.“

Clewi brachte Wein und Speisen, und Luxli sowohl als der Junker, welchem die Gemüthsbeugung den Appetit geschärfte hatte, ließen sich wacker schmecken.

Kaum war die erste Stunde vorüber, und Clewi, der die Kunde gemacht, hatte gemeldet, daß der Pfad rein sei, so drängte Luxli zum Aufbruch. Vorsichtig lugte Clewi noch einmal zum Fensterlein der Metzgie hinaus, und dann hutschten beide Eindringlinge über das Seitengäßchen auf den Kirchhof. Alles war still und ruhig, nur in dem Ritt, der Trinkstube des Adels, auf der entgegengesetzten Seite des Münsters war noch Licht, und von dort erschallte noch lauter Lärm über den stillen Platz.

„Ich wollt, Junker“, meinte Luxli, — „ich wollt, wir wären an der adeligen Stubbe schon vorbei, die Schwatzmäuler und Lumpenbrüder, die da drin Wacht haben, sind noch hellauf. Haltet Euch nur hart an unsrer lieben Frauen Münster, vorbei müssen wir, denn draußen auf der großen Straße ist es noch gefährlicher.“

Der Junker that wie ihm geheißen, und schon war die gefährliche Stelle, gegenüber dem Hause zum Ritter fast überschritten, als plötzlich die Thüre des adeligen Hauses weit aufgerissen wurde, und begleitet von ein paar Fackelträgern, laut johlend und mit den langen Stoßdegen klirrend, ein Trupp adliger Gesellen auf die Straße brach.

Luxli war im Nu im Schatten der Widerlager des Münsters verschwunden und wie in den Boden gesunken; der Junker aber, entweder nicht so rasch besonnen, oder zu stolz sich auf die Schnelligkeit seiner Füße zu verlassen, hatte zu lange gezögert, und der volle Schein der Fackeln fiel auf seine verhüllte Gestalt. Er wollte zwar rasch seines Weges gehen und glaubte so unbehelligt zu bleiben, aber ein lauter Ruf aus der Mitte der weineltigen Junker belehrte ihn, daß seine Situation eine recht unbehagliche geworden war.

„Heda, Geselle“, rief ihm einer zu, „heda, wohin des Weges? stehe und gib Antwort.“

Der Reischacher suchte nun in schnellem Sprunge den schmalen Durchgang zu erreichen, der vom Münsterplatz nach der Sutergerasse führte, — es war zu spät.

Die ganze Rotte hatte sich zur Verfolgung aufgemacht, und zwei hatten schon den Eingang des Engpäßleins besetzt, als er dort ankam, und streckten ihm die blanken Rappiere entgegen. Da galt es kein Besinnen. Hans zog rasch blank, schlug dem Einen das Papier aus der Hand und warf den Andern zur Seite. Er wäre glücklich entkommen, wenn nicht seine Verfolger ihm rasch auf den Rücken gekommen wären und einer der Fackelträger ihn von hinten am Wammis gepackt und niedergerissen hätte. Ehe er sich aufraffen konnte, war er von einem halbdukend Säufsten gepackt und seiner Waffe beraubt.

„Holla Bürschlein, du mußt ein sauberes Gewerbe haben, daß du gleich flüchtig gehst, wenn man dich anruft. Leucht einmal her, Heinz, damit wir auch sehen, was für ein Wild wir gefangen haben? Bei Gottes Bart, — das ist der freche Geselle, der mir vorm Jahr vor der Münstervorte die Wangen aufgeschlitzt hat. Das trifft sich gut, jetzt kann ich dich bezahlen für das kalte Eisen, das du mir durch das Maul gezogen.“

„Halt Vibra, — keine Dummheiten“, sagte der lange Stein, der auch von der Gesellschaft war, und schlug dem Studenten, der gerade zustoßen wollte, die Klinge weg. „Halt, sag ich, — der Bursche weiß sicherlich um Dinge, die für die Stadt recht wissenswert sein dürften, — den liefern wir auf St. Martin, dort mag ihn Meister Hämmerlein fragen, und mit des Seilers Tochter kopulieren; für solch einen Hund ist eine adlige Klinge viel zu gut.“

Der Vorschlag fand Beifall, und nachdem dem Gefangenen die Hände fest auf den Rücken gebunden, brachte ihn die rohe Bande unter Stößen und Faustschlägen auf den Martinsturm und lieferte ihn dem Thürmer ab.



Kapitel IX.

Die Botenschaft Herrn Mathisen ward, wie Hans Cunrad mit Hilfe der Maientäfer und Oberger aus dem Turm entkommen, aus was Ursachen sich die Stadt Freiburg den Bauern geben muß, und wie des Reischachers Werbung abließ.

Herr Mathis war nicht schlecht verwundert, als er beim Abendtrunk unter mehreren unwichtigen Briefschaften des Reischachers Botenschaft fand. Was er darin entdeckte, war von größter Wichtigkeit für die Stadt. Die Bauernführer, hieß es, haben die schlimmsten Nachrichten aus dem Elß;

das Schicksal des ganzen Unternehmens hängt von der raschen Übergabe von Freiburg ab. Darum waren sie gekommen, in den nächsten Tagen den Sturm zu unternehmen, wenn die Stadt nicht auf die Bedingungen eingee, welche alsbald gestellt würden. Der Rat des unbekanntenen Schreibers ging dahin, wenn, wie zu erwarten, die Kraft des Widerstandes erlahmt und zu befürchten sei, daß die Anhänger des Bundschuhs innerhalb der Mauern thätige Hilfe leisten, unter möglichst guten Bedingungen die Stadt zu übergeben.

Unterzeichnet war die Warnungsschrift: „Ein Freund.“ Herr Mathis examinierte den Satteltnecht Clewi und nach ihm sämtliche Hausgenossen, wie der Brief auf die Eredenz gekommen. Niemand wollte Auskunft geben. Dem Blumnegter war die Sache unheimlich, und trotz vorgerückter Abendstunde beschloß er Herrn Zafius Mitteilung von der seltsamen Botenschaft zu machen. Zu großer Erleichterung seines schuldbehafteten Töchterleins beehrte er seinen Mantel und verließ das Haus.

Fräulein Anna begab sich alsbald auf ihr Kämmerlein, allein trotz brünstigem Nachtgebet floh sie der Schlaf, denn die Aufregungen des Tages waren zu groß gewesen.

Allein das Schlimmste kam nach. Als sie mit dem Vater bei der Morgensuppe saß, sagte dieser, der sonst über städtische Angelegenheiten nicht sehr theilhaftig war, plötzlich — ihr zu tödlichem Schreck:

„Erinnerst du dich, Anna, noch des Abenteurers auf dem Ritt von der Hochburg hieher und des frechen Burschen, den wir bei den Bundschubern am Feuer fanden, — der Leder ward heute Nacht von abeligen Gesellen niedergeworfen und liegt in St. Martins Turm, — jetzt werden wir wohl erfahren, was es mit dem Grünling für eine Bewandnis hat, und was er mit den Bundschubern für ein Gewerbe. Ich hab ihn gestern Nacht noch gesehen und denke im Auftrage des Rats heute Abend ein ernstes Wörtlein mit ihm zu reden.“

Hätte der Blumnegter nicht seine volle Aufmerksamkeit dem Morgenimbis zugewandt, so hätte ihm nicht verborgen bleiben können, wie sein Töchterlein auf dem Sessel gewandt und zur Ilie erblickt war. Es fiel ihm auch nicht gerade auf, daß sie als Antwort nur unverständliche Worte murmelte, denn es ging dem gestrengen Herrn zu vielerlei im Kopfe herum, und gleich nach vollendetem Morgenimbis mußte er zu Räte.

Raum hatte der Vater das Haus verlassen, so eilte die trostlose Tochter auf ihre Kammer und warf sich in inbrünstigem Gebete vor das Kreuzifix, — der dort oben war der einzige der helfen konnte, ihn rief sie an in ihrer bittersten Not, und der Allmächtige hatte Erbarmen mit dem armen, gequälten Menschenherzen und schickte Trost und Hülfe.

Noch lag Anna in Thränen auf den Knien, da klopfte es leise an der Kammerthür, und als sie fragte, wer Einlaß begehre, da war es Clausli, der Stallhub, er brachte ein Brieflein von Herrn Philipp, dem Poeten.

„Sagt nicht Fräulein,“ schrieb der treue Freund, — „sagt nicht, die Hülfe ist nahe, haltet fest und treu an Eurer Liebe, was auch kommen möge.“

Des Freundes aufmunterndes Wort stärkte Anna und schöpfe ihr Trost ein; vor allem war es ihr lieb, daß der Vater den ganzen Tag in Geschäften ausblieb und selbst zum Mittagmahl nicht nach Hause kam. Freilich hätte sie gerne Nachricht von ihrem Geliebten gehabt, allein, was war zu thun, sie mußte sich gedulden.

Der Grund, warum Herr Mathis das Mittagmahl versäumt, was ihm sonst selten begegnet, war der: Der Bauernhaufen hatte, wie es Junfer Hans vorausgesehen, eine letzte Aufforderung an die Stadt ergehen lassen, darin war gesagt:

„Sie wollen bei der überall herrschenden Empörung einem allgemeinen Landtschaden, sowohl ihrer selbst und ihrer Nachbarn, als auch der Städte im Breisgau zuvorkommen; verlangen aber dagegen gute, christliche Ordnung und Erledigung des gemeinen Mannes von unbilligen, übermäßigen Beschwerden. Allen denjenigen, welche sich zu Errichtung eines Landfriedens zu ihnen verpflichten, soll dies an fröhern, dem Haupte Österreich geleisteten Eiden, unnachteilig sein; auch sollen sie bei Regierung und Obrigkeit nach Gebühr und ohne Abbruch verbleiben. Freiburg möge also in brüderlicher Liebe den Fuß zu ihnen setzen und ihnen folgenden Tags auf der Malstatt zwischen dem Brunnen und der Kapelle auf St. Georgen Feld mit Ja oder Nein Antwort geben.“

Die gefetzte Frist war nun mit dem gestrigen Tage umlaufen, und es hatte eine stürmische Ratsitzung stattgefunden.

Herr Ulrich Zafius, der für einen billigen Vergleich war, blieb mit seinen Anhängern, gegenüber dem Adel, der jedes Verhandeln mit den Bauern für eine Schande hielt, in der Minderheit, und besonders war es Herr Mathis von Blumneg, der für kräftigen Widerstand stimmte und durch sein Wort die Andern mitriß.

Die Bauern hatten, als niemand zur festgesetzten Stunde auf der Malstatt erschien, nicht gedögert, waren der Stadt näher auf den Leib gerückt und hatten ihr mancherlei Abbruch gethan. War nun die letzte Ratsitzung stürmisch gewesen, so sah schon heute Herr Mathis zu seinem größten Arger die Zahl der Widerstandslustigen bei näher rückender Gefahr immer kleiner werden, und deshalb hatte er das Mahl versäumt. Durch Bitten und Drohen suchte er die Wankenden zu

halten, und er hatte es wenigstens dahin gebracht, daß man noch ein paar Tage zuwarten wollte.

Am Abend dieses bewegten Tages nun saßen nach Gewohnheit die Herren vor ihrem Gesellschaftshaus zum Ritter auf dem Münsterplatz und besprachen die Ereignisse beim Weine. Es war ein wunderherrlicher Abend, und man hätte meinen können, die Stadt befinde sich im tiefsten Frieden, denn es herrschte scheinbar völlige Ruhe drinnen und draußen. Da plötzlich erkrachten auf dem Schloßberg ein paar hundert Hadenbüchschüsse, und das zischende Blei fuhr unter die gemüthlichen Zecher: — die Bauern hatten das Blockhaus auf dem Schloßberg überrumpelt und dominierten nun die Stadt.

Kaum war die Salve erkracht, so ging die Lärmtrommel durch die Straßen, und die erschreckten Bürger eilten auf die Wälle.

Die Wache am Martinsthor, welche zum größten Teil aus städtischen Soldknechten, sogenannten Obergern, bestand, trat bei dem Lärmen an die Scharten und auf die Stadtmauer, bis die nötige Verstärkung von den Zünften ankam. Einer der am Thor zurückgebliebenen Oberger stieg nun die Treppe hinauf, scheinbar zum Auslug, öffnete oben die Kutsche, in der der Junker saß, warf diesem Schutzhülle und Mittel über, wie sie die Bürger trugen, überlieferte ihm seinen Knebelspieß und gab ihm die Weisung:

„Ginab, Junker, hinab, jetzt seid Ihr ein Freiburger Bürger, eilt zu den Wilhelmiten und räumt das Nest; — wenn Ihr aber wieder herein kommt, so vergeßt des Hans Wirth von Balingen nit!“

Unser Hans Cunrad ließ sich das nicht zweimal sagen, stürzte die Treppe hinab, überrannte einen untenstehenden Künstler, der ihm lachend nachrief, er hab's eilig den Müller zu fangen, mischte sich unter die dem Walle zurennenden Haufen und gelangte glücklich ins Wilhelmitenkloster, wo er von Luzli empfangen wurde.

„Vog Feisel,“ meinte der Zwerg, — „dieses Mal ist's Euch hart an den Kragen gegangen, Junker, wenn wir nicht besorgt hätten, daß den Herren vor dem Ritter die Maientäfer um die Ohren gesurt, wodurch die Trummschläger in der Stadt lebendig gemacht, Ihr hättet in den nächsten Tagen noch manches erfahren. Verliebte Ritter soll man nicht auf Rundschaft schicken, vorab, wenn sie so feiste Beine haben, wie Ihr.“

Auf demselben Wege wie er hereingekommen, kehrte der Junker in der Nacht ins Bauernlager zurück. In der Stadt selbst wurde es aber täglich schlimmer; es zeigte sich deutlich, daß der Bauern Anhang innerhalb der Mauern mächtig war. Über die Wälle hinaus verhandelten die Wachen mit den Belagerern, und allüberall konnte man die Rede hören, die Bauern hätten vollständig recht, es sei hohe Zeit mit Adel und Pfaffen ein Ende zu machen. Von außen, besonders vom Schloßberge, schossen die Auführer mit Schlangen und Falkonetten in die Stadt, zertrümmerten mit ihren Kugeln Häuser, warfen den Helm vom Münster herab und ließen den Herren herein sagen, bald werde der Münsterthurm zu unserer lieben Frauen so nieder sein, wie der zu Garten.

Einen letzten Versuch machte noch das kleine Hänslein Reiterei, mit ihm der rachedürstende Abt von Schuttern. O weh, — es gedieh den adligen Herren gar übel. Kaum waren sie aus den Thoren gefallen, so wurden sie mit blutigen Köpfen heimgeschickt, und der Falkensteiner, der grimmigsten einer, wurde von einer Falkonettkugel zerrissen. Da fühlten auch die stärksten und kampflustigsten Herren, daß es mit dem Widerstand

vorbei sei. An Hilfe war nicht zu denken, „vom Hegau bis nach Straßburg und dazwischen, vom Württemberger bis zum welschen Land, hatten wir keinen Freund. Alle Weiler, Flecken und Dörfer waren gegen uns, —“ so schrieb der Rat zu seiner spätern Entschuldigung.

Da wurden die Unterhandlungen wieder angeknüpft, zu denen besonders Herr Bastus riet, der da meinte, man könne den dummen Bauern ja immerhin viel versprechen, und brauche es später nicht zu halten.

Fräulein Anna wurde während dieser Zeit von ihrem Vater wenig molestiert. Herr Mathis war fast den ganzen Tag auswärtig, und das eine Mal, wo sie ihn beim flüchtigen Frühmahle traf, brachte er ihr selbst die liebste Nachricht, die ihr werden konnte.

„Der Schandbube, der mit den Bundschuhern läuft, ist aus dem Martinsturm entwichen, was ohne Verrat nicht hergegangen sein dürfte. Wir müssen dazu noch froh sein, daß er uns die Gnade erwiesen, selbst abzufahren, denn wie die Dinge stehen, müßten wir ihn in kurzer Frist zu unserer Schande ledig lassen.“

Wie bei der ersten Nachricht von der Gefangennahme des Reischachers ihren Schrecken, so konnte jetzt Anna kaum ihre Freude verbergen. Sie hätte aufjauchzen mögen, während Herr Mathis in bitterem Grimm den Mundbecher auf den Tisch stieß, daß sich der zierliche Rand verbog.

Der Blumnegler hatte die Lage richtig erkannt. Laut murrend verlangten die Zünfte die Übergabe, und drohend erhob sich das Volk; — es mußte entschieden werden.

Am 23. Mai öffnete die Stadt ihre Thore den siegreichen Bauern, die jubend in hellen Haufen hereinzogen.

Die Bedingungen, welche die Auführer stellten, waren ziemlich billig. Sie wußten warum. Es mußte rasch gehandelt werden, denn sobald die Nachricht von den Siegen des Herzog Anton von Lothringen, der bei Elshay-Babern gesiegt und auf's grausamste 14000 Bauern niedergemetzelt, der städtischen Regierung bekannt wurde, war es aus mit der Übergabe. Die Bauernführer hatten die Briefe des Markgrafen Ernst von Baden und der österreichischen Regierung von Ensisheim abgefangen und wußten recht gut, wie es stand. Rascher Abschluß war also vonnöten.

Am 24. wurde der Vertrag zwischen den Bauern und der Stadt Freiburg ausgefertigt:

„Dem allmächtigen ewigen Gott Vater zu Lob und Ehr, auch zur Eröffnung des heiligen Evangeliums göttlicher Wahrheit und zu Bestand der göttlichen Gerechtigkeit, zu einer christlichen Vereinigung, zur Aufrihtung eines gemeinen Landfriedens und Abtilgung der unbilligen Beschwerden, womit der arme gemeine Mann von geistlicher und weltlicher Obrigkeit unbillig, wider das Wort des heiligen Evangelium Christi beschwert worden“. Das Verhältnis der Stadt zu dem Hause Osterreich und kaiserlicher Majestät sollte keinerlei Abbruch oder Schaden erleiden, und alle Personen ihres Leibs und Guts gesichert sein.

Dagegen mußte die Stadt versprechen, in den Bund zu treten, in Räten mit Geschäts und Leuten zur Hand zu sein, wegen Geistlichkeit, Prälaten, Adel und Ritterschaft an erlittenen Kosten und als Verehrgegeld 3000 Gulden zu zahlen und zuletzt das Verhalten wegen der Klöster und Gotteshäuser künftiger Vereinbarung anheimzustellen.

Dazu kam noch später ein sogenanntes Herdstattgeld, die eigentliche Bundessteuer 2 Kreuzer wöchentlich von jedem Haus.

Die Bauern verfahren also mit der Stadt sehr glimpflich, und diese war froh, so billigen Kaufes davon gekommen zu sein, besonders da die Herren gleicher Ansicht mit Herrn Zastus waren, den beschworenen Vertrag bei der ersten besten Gelegenheit zu brechen.

Freiburg war nun schon mehrere Tage in den Händen der Bauern, der erste Schrecken war vorüber, und die gewohnte Ruhe, auch Ordnung war zurückgeführt. Herr Mathis von Blumnegel konnte sich einige Erholung gönnen und brachte nun den größten Teil des Tages in seiner Behausung zu. Obgleich er mancherlei Besuch erhielt, war er doch nicht wenig überrascht, als sein treuer Sattelnacht, der Clewi, eines Morgens einen fremden Edelmann anmeldete, der sich Hans Cunrad von Reischach nannte.

Noch mehr verwunderte es ihn, als der gute Clewi seine Meldung mit den Worten begleitete:

„Ich mein immer der fremde Junker ist eine alte Bekanntschaft von Euch, Herr Mathis!“

„Alte Bekanntschaft — nun, der Reischacher sind es viele, — kann mich aber doch nicht erinnern. Laß den Herrn eintreten.“

Die Verwunderung des Blumneglers war wahrlich nicht klein, als unser Hans Cunrad hereintrat, stattdessen angethan in Samt und Damast, die wehende Feder am Hut und das lange Rapier mit dem Silbergriff an der Seite. Das scharfe Auge des Herrn Mathis hatte augenblicklich den Grünling von der Denzlinger Straße und den Gefangenen auf St. Martin erkannt.

Bei Gott's Tod, wo führt Euch der . . .“

Herr Mathis besann sich, daß die Lage nicht darnach angethan sei, mit magistratischer Grobheit dreinzufahren und verbesserte sich schnell.

„Sagt, Herr v. Reischach, so nennt Ihr Euch wohl, was begehrt Ihr von mir? Ich denke wir haben schon auf seltsame Weise unsere Bekanntschaft gemacht, — doch einerlei, es sind gegenwärtig kuriose Läufe; — mit was kann ich Euch zu Diensten sein?“

Da begann nun Hans Cunrad mit Freimut zu erzählen, wie es ihm Fräulein Anna angethan schon auf der Strafe, wo sie so mutig eingegriffen, wie er einig mit ihr geworden, wie er ihre wegen niedergeworfen und in den Martinsturm gelegt. Er vergaß nicht zu seinem Vorteil zu erwähnen, daß er den Warnungsbrief verfaßt, und daß die billige Behandlung Freiburgs teilweise seiner Fürsprache beim Müller von Vulgenbach zu danken sei.

Er denke jetzt die Bauern zu verlassen und auch des Herzogs Ulrich Dienst aufzugeben. Sein Bruder Itzel habe dem Kaiser große Dienste geleistet, und so habe er die Hoffnung, daß er in Gnaden aufgenommen, in Ruhe auf seinem väterlichen Erbe sitzen könne.

„So komme ich“, schloß er seine Rede, — „Hans Cunrad von Reischach, und bitte Euch, Herrn Mathis von Blumnegel, um die Hand Eurer Tochter Anna!“

Mit keinem Worte hatte Herrn Mathis den Junker unterbrochen; blaß, mit zusammengekniffenen Lippen stand er da, die schweren Furchen auf seiner finstern Stirne wurden noch tiefer. Als der Junker geendet, erhob er sich von dem schweren Eichensessel, auf dem er gesessen und rückte denselben mit kräftiger Hand beiseite.

„Hört meine Antwort, Herr Hans Cunrad von Reischach. Lieber tot, drauß in der Gruft zu Hüntersthal will ich mein Kind wissen, denn als die Hausfrau eines Bundschuhers und Bauernbruders. Hat meine Tochter sich so weit vergessen, daß sie hinter meinem

Rücken einen Liebeshandel, einen verräterischen Verkehr mit Euch, unserer Stadt Feind und Widersacher, gehabt, so soll sie — bei Gott's Tod — dafür büßen und den Weibel bei den Neuerinnen nehmen. Das ist meine Antwort, Reischacher, und mein letztes Wort.“

„Ich hab's kaum besser erwartet und bin kein Kind, das sich schrecken läßt, Herr Mathis. Ich hab mein ganzes Sein und Leben auf Eure Anna gesetzt und laß nicht ab von ihr. Was kommt, ist Eure Schuld, seht zu, daß Euer Starrsinn Euch nicht Schade bring' Blumnegel! gehabt Euch wohl, Ihr höret nicht zum letztenmale von mir!“

Kapitel X.

Wie Fräulein Anna den Weibel nehmen sollt. Von der Neuerinnen Abbatissin. Wie Fräulein Anna den Vater verlassen und mit dem Bundschuhler Bauernbruder fortgezogen.

Als der Junker die Stube verlassen, schritt Herr Mathis mit schweren Schritten längere Zeit auf und ab; er mußte einen Entschluß fassen, und der durfte nicht über's Knie abgebrochen werden. Er wurde ruhiger, die erste Aufregung legte sich, allein die Stirne blieb unwohl und düster. Endlich war er mit sich im Reinen, er öffnete die Thür und befahl der Bürtelmagd Fräulein Anna zu rufen.

Das Fräulein erschien alsbald, es hatte den Ruf erwartet und war gefast auf das Kommende.

Anna hatte den Junker gesehen, wie er das Haus verlassen. Vater und Tochter standen sich gegenüber, und nach minutenlangen Schweigen begann der Blumnegler; seine Stimme klang wie die eines Verhörrichters.

„Anna, — ein Junker von Reischach ping eben von mir, — er hat um deine Hand angehalten. Weißt du darum?“

„Ja Vater!“

„Du weißt auch, daß er mit den Bauern lief und deinetwegen sich in die Stadt schlich!“

„Ich weiß es, Vater!“

„Auch um seine Befreiung hast du gewußt, und daß er um dich anhalten wollte?“

„Von allem hatt' ich Kenntnis.“

„Nun, bei Gott's Tod — du kennst mich. Du wirst nicht glauben, daß ich dem Zastus mein Wort breche und dich einem Bundschuhler und Landfahrer an den Hals werfe. Unterbrich mich nicht, — klar soll es sein zwischen uns. Gestern noch hat mich der Zastus gemahnt, daß, wenn die wirren Läufe vorüber, du seines Sohnes, des Jerg, Gemahl wirst. Also schicke dich daren, — oder bei Gott's Tod — sonst . . .“

„Ihr braucht nicht zu schwören, Vater, — nie und nimmer nehm' ich den Jerg, was auch mein Schicksal sei. — Hört ihr's! nie — nie!“ Da verließ den eisenharten Vater die erkümmelte Ruhe. Mit geballter Faust schlug er auf den Tisch, daß das Gemach erzitterte.

„So hab' dein Loß — Du ungeraten Kind! — so hab' es und trag' es. — Mein Erbe wird den Bruderskindern, und du nimmst den Weibel bei den Neuerinnen, — dort wird dir bei der Hora der harte Kopf erweichen; es ist schon andern so gegangen.“

Da hob sich stolz das Fräulein: —

„Besser bei den Neuerinnen, als verkauft um ein elend Stück Geld, — bringt mich zu den Neuerinnen, je eher — je besser.“

Das Fräulein verließ das Gemach, und noch lange schritt der Blumnegler finster brütend hin und her.

Draußen vor dem Predigerthor, jenseits des alten Grabens lag das Kloster der Reuerinnen, Kirche und Garten, wohlumschlossen von einer hohen Mauer. Trotzdem es ein Kloster der strengen Regel war, befanden sich unter den Reuerinnen ziemlich viele, die von adeligen Geschlechtern, und so war auch die Abbatissin des Blumneggers Geschwägerte.

Herr Mathis dachte wohl, die fromme Frau werde seinem unbotmäßigen Kinde den Kopf zurecht setzen, darum wählte er gerade dieses Kloster, während sonst viele der Adeligen aus dem Breisgau hinüber ins Elsaß nach Andlau gingen.

Es war noch keine Stunde verflossen, seit er die Scene mit seiner Tochter gehabt, so verfügte er sich hinaus zu den Reuerinnen, ließ die Abbatissin ans Sprachgitter rufen und hatte ein langes Zwiegespräch mit ihr, das damit schloß, daß die fromme Frau die Aufnahme ihrer Nichte zusagte.

Ob sie freiwillig gehen wolle, fragte Herr Mathis sein Kind, oder ob er sie dahin bringen lassen müsse?

„Ich gehe zu den Reuerinnen, wie ich gesagt, dort bin ich besser als in meines Vaters Haus, —“ war die Antwort, und als der Abend dämmerte, ging Anna, begleitet von ihrer Gürtelmagd, hinaus ins Kloster. Das Portal ward ihr aufgethan und schloß sich hinter ihr. Laut weinend ging die Gürtelmagd nach Hause.

Die Pförtnerin hatte die Weisung, die Angekommene alsbald zu ihrer Muhme zu bringen, die sie in ihrer Zelle empfing. Die Wohnung der Abbatissin unterschied sich durch nichts von denen der anderen Schwestern. Weiß getünchte Wände, ein von Lehm gestampfter Fußboden, ein elend Bettlein, zwei Stühle und ein großes Kreuzitz, daraus bestand die ganze Herrlichkeit, — nicht einmal ein Ofen zum Wärmen war vorhanden.

Als Anna die Zelle betrat, schritt die Alte auf sie zu, unormte und küßte sie und sprach:

„Der Herr Gott mach' dir den Eintritt leicht an dieser Stätte; auf ihn mußt du vertrauen, er ist unser aller Hilfe.“

Leise sprach Anna:

„Ich vertrau ihm, Muhme.“

„So ist es recht, Kind, und denke daran, daß ich deiner Mutter Schwester bin, was ich dir thun kann, du Arme, das soll geschehen. Ich hab' mir ein weiches Herz bewahrt an rauher Stätte, Du sollst mit mir zufrieden sein.“

„Ich kenn' dich, Muhme, drum folgt ich gern des Vaters Weisung, — es hätte mir schlimmer werden können.“

„So ist es, — doch will ich dich zu deinem Lager geleiten, es ist wohl weicher als das meine. Der Herr schenkt dir den ruhigen Schlaf, und morgen, morgen sollst du mir erzählen, denn ich hab' deinen Vater nur gehört, und beide Seiten, Tochter, muß man reden lassen, will man ein billig Urtheil geben.“

Das war ein freundlicher Empfang, und die Hoffnung zog ein in die Brust der armen Anna.

Es war am Morgen schon zu vorgedrückter Stunde, als sie erwachte; — die Abbatissin stand vor ihrem Bette.

„Bleib nur ruhig, Anna, ich setze mich zu dir, und nun erzähle mir, wie alles gekommen, und wie du den Reischacher kennen gelernt.“

Anna küßte dankbar die Hand der alten Frau und erzählte dann offen und wahr den ganzen Hergang der Sache, von der ersten Begegnung auf der Denglinger Straße, bis zum Abschied aus des Vaters Haus.

Die Abbatissin hörte aufmerksam zu, ohne sie zu unterbrechen, und nickte nur von Zeit zu Zeit wie zur Bestätigung dessen, was Anna gesagt. Als diese geendet, sprach sie:

„Nun höre mich aufmerksam an, Mädchen. Es ist ein böses Ding, daß der Reischacher mit den Bauern gelaufen, aber, — du lieber Gott, — haben es doch auch Fürsten und Herren gethan. Zudem mag der Allmächtige entscheiden, ob den armen, gebrühten Leuten nicht mehr auferlegt worden, als sie tragen können. Das ist es aber nicht, du arme Anna, warum dein Vater so unwirch. Ich hab es an mir selbst erfahren, daß den Geschlechtern das zeitliche Gut über alles geht. Wenn sie ihrer Sippe zur Wehrung an Land und Leuten helfen können, da mag das Herz des eigenen Kindes brechen. Ja — ja — ich kenne das und deinen Vater auch. Wie dir's soll gehen, so haben sie es einst mir gethan. Die Klostermauern haben manches Unrecht schon bedeckt, und viel Gewaltthat wird so ausgeübt. Kind!“ rief die greise Frau, indem sie sich erhob, — „ich wär' der Reuerinnen Abbatissin nicht, wenn mein Geschlecht sich nicht an mir verläßt. Dein Vater, der Herr Mathis hat's vergessen, sonst hätt' er dich nicht hieher zu mir gebracht. Ich aber, ich vergaß es nicht, und kann es nicht vergessen bis zum Tode. Doch dich, dich sollen sie nicht gleicher Weis mißhandeln. Glückselig sollst du werden, glücklich mit dem Manne, der dich liebt, — das soll meine Rache sein an denen, die mich verderbt.“

Anna sank in die Arme ihrer Muhme, die aufrecht vor ihr stand, wie wenn sie plötzlich wieder jung geworden, und das starke Mädchen zerstieß in Thränen, die ihr die Liebe ausgepreßt, während ihre Augen bei den harten Worten ihres Vaters trocken geblieben.

Es war schon gegen Mittag, als Annas Magd sich an der Pforte meldete, sie brachte Kleider und verschiedene Dinge zu häuslichem Gebrauch. Als die Abbatissin sie am Gitter empfing, statt des Fräuleins, schien sie in Verlegenheit, die alsbald verschwand, als die würdige Frau, die wohl merkte, daß das Mägdelein irgend eine Botschaft habe, versprach, Anna herabzuschicken. Als Fräulein Anna zum Gitter trat, sah sich die Magd erst vorsichtig um und reichte ihr dann durch das Gitter einen gefalteten Bettel, indem sie leise flüsterte:

„Heut Abend, wenn es dunkelt, kommt ein Bettelweib, dem sollt ihr die Antwort geben.“

Anna trug die Mitteilung, ohne sie zu eröffnen, zur Abbatissin.

„Mein Schicksal leg ich in Eure Hand, — Ihr wißt am besten, was mir frommt.“

„Ich dank' Dir Kind, für dein Vertrauen, wir wollen beide beraten, was zu thun,“ sagte die fromme Frau, öffnete das Brieflein und las:

„Herzlieb! Ich weiß, wo Du weilst, und was man mit Dir vorhat. Wenn Du stark bist und Mut hast, auch mir vertrauest, so kann noch alles gut werden. Wir dürfen nicht kleinmüthig und verzagt sein. Heut abend kommt der Lurli als Bettelweib an der Reuerinnen Gitter, dem gib die Antwort. Willst Du mir folgen Anna, so hol ich Dich, und wenn Du hinter einem Walle von Eisen lägest. Geh's in Frieden ab, — gut; — wenn nicht, so giebt's ein Reiterstücklein. Hast Du mich so recht von Herzen lieb, so gib mir günstigen Bescheid.“

Dein Hans Cunrad.

Über das bleiche Gesicht der Abbatissin flog ein leichtes Lächeln, als sie geendet.

„Das ist ja ein gar grimmer Degen, der Hans Cunrad, der wär' imstande, unser arm Klosterlein zu verbrennen und dich aus den Flammen zu holen. Nun, dazu soll es nicht kommen; wir wollen die Sache mit Glimpf abmachen. Wenn nur ein Schein von Hoffnung bliebe, deinen Vater zur Zustimmung zu bewegen, weiß der Allmächtige, — ich dürft dir nicht behülflich sein. Doch ich kenne ihn und seine Sippe daran, wie sie an mir gehandelt. Glücklich sollst du werden, dann hab' ich meine Sühne. Gieb Antwort, Anna, — wir rüsten alles, heut Nacht bist du bereit.“

Da schwand alles Zagen aus Annas Herz, sie schrieb, daß sie um Mitternacht, ehe die Neuerinnen zur Hora gingen, am Grabenpörtel bereit sein wolle.

Es dunkelte schon, da wurde ihr gemeldet, es sei ein alt Bettelweib am Gitter, das sie zu sprechen wünsche, und da die Abbatissin die Weisung erteilt, man solle Anna unbegleitet in die Ansprachstube lassen, so fand sie sich alsbald ein.

So ernst die Lage war, so trat doch die natürliche Munterkeit des Fräuleins zu Tage, als sie Lurli gegenüberstand; laut auf mußte sie lachen, als sie sah, wie sich der pfiffige Zwerg verummunt.

Ein großes, braunes Kopftuch hatte er um seinen Kopf geschlagen und sich von grauem Berge lange Haarsträhne gemacht. Ein alter geflickter Weiberrock verhüllte seine krummen Beine, auf dem Rücken hatte er eine Kraxe und in der Hand einen langen Stecken. Von seinen nackten Füßen war der eine mit einem Tuch umwunden, wie wenn er sich verletz, — kurzum, — es war ein Bettelweib zum malen.

„Der Herr schenke Euch seinen Frieden,“ sprach mit näselnder Stimme das falsche Weib, „und geb' Euch seinen Segen allhie. Habt Ihr kein Geschenklein für mich, edles Fräulein, das einem armen, alten, brusthaften Weiblein ein wenig aushelfe in seiner Not. Ich bitt Euch um Gotteswillen.“

Da lachte Anna:

„Ja, arm's Weiblein, da hast du ein Gabe, sie wird mir zum Segen reichen.“

Durch das Gitter schob sie das Brieflein und einen Goldgulden. Das Brieflein nahm das Bettelweib, den Goldgulden aber schob es zurück.

„Laßt das, Fräulein, es könnte unserem guten Werk zum Unfegen reichen.“

Es war eine finstere Nacht. Drüben an den Vogezen flammte es zuweilen hell auf, und ferner Donner grollte. Es mochte noch eine halbe Stunde bis zur Mitternacht sein, da kamen die Lehener Straße daher drei Reiter, von denen einer ein leeres Handpferd führte. Man hörte am Klingen und Klirren, daß es Bewaffnete waren, und ihr Gewerbe mußte ein heimliches sein, denn sie ritten nicht zur Brücke am Predigerthor, sondern bogen vor der Neuerinnen Kloster ins freie Feld, wo sie an einem Graben still hielten, abstiegen und ihre Pferde vorsichtig hinter einigen Weidenbüschen in den ziemlich trockenen Graben hinabbrachten. Einer davon, der der Führer zu sein schien, schritt vorsichtig, sich möglichst an der Mauer haltend, bis zum sogenannten Grabenpörtel, das, mit einer starken Eichentür verschlossen, hinaus ins Freie führte. Er legte das Ohr an die Thüre und horchte aufmerksam und ziemlich lange. Endlich schien sich drinnen was zu regen, und der nächste Reiter klopfte leise an das Pörtel.

Die Thüre öffnete sich, und zwei Frauengehalten wurden erkennbar, — es war die Abbatissin und Anna.

„Anna, — Anna,“ rief halblaut Herr Hans, denn

es war unser Junker, — „Anna, dank dir Gott, daß du dem Ruf gefolgt.“

„St!“ mahnte die Abtissin, „eilet, die Zeit ist kostbar. Gebt Eure Hand, Reichsacher, — daß Ihr des Mädchens treuer Gatte und Beschützer sein wollt.“

„Das will ich, so Gott mir helfe.“

„So nehmt den Segen einer alten Frau, der der Herr verzeihen möge, wenn sie eine Sünde begangen, und nun von dannen!“ —

Der Junker nahm der still weinenden Anna das leichte Bündelchen ab und führte sie zu den harrenden Knechten, hob sie auf's Pferd und schwang sich auf das Seine.

In diesem Augenblick trat der Mond aus den Gewitterwolken. Da riß der Junker die breite Klinge heraus, daß sich das Mondlicht drin spiegelte und rief:

„Jetzt, Anna, bist du mein, und niemand soll dich mir mehr rauben! Laßt die Pferde auftreten, wenn der Tag anbricht, muß der Rhein zwischen uns und denen in Freiburg sein,“ und in scharfem Trabe ging es Lehen zu.

Drin aber in der Neuerinnen Kloster, hinter dem Grabenpörtel, stand die alte Abbatissin und betete still um Schutz für die Flüchtigen und Gnade für sich — die arme Sünderin.

Kapitel XI.

Wie es nach 10 Jahren ausgesehen, wie der Lurli zur Kindsmagd geworden, und wer die eigentliche Ursach der Verjöhnung war. Das Lied von der Romfahrt.

Nicht weit von dem Städtchen Aach, wo das gleichnamige Flüsschen in solcher Stärke entspringt, daß es 50 Schritte von seinem Ursprung schon Mühlen treibt, liegt in dem engen, bewaldeten Wasserburger Thale, an dem steilen Abhang des Schönenbergs, die Wasserburg, — heutzutage ein bescheidener Burgwall.

Zur Zeit jedoch, in welcher unsere Geschichte spielt, war die Burg, wenn auch nicht sehr geräumig, doch wohl erhalten und wohnlich. So steil der Abhang des Schönenbergs ist, so war doch noch Raum zu einem Gärtlein, das sorgsam gepflegt und mit den Liebungsblumen der damaligen Zeit, Veilchen, Lilien, Goldblad und Rosen bepflanzt war; — auch der Rosmarin und der Lavendel fehlten nicht.

Zehn lange Jahre waren verflossen seit Annas Flucht aus der Neuerinnen Haus, und Mord und Brand waren während dieser Zeit über die süddeutschen Lande gezogen, allein, wie immer die Zeit die Wunden heilt, so auch hier. Wenn auch manches verbitterte Herz noch um Rache gegen Himmel rief, — die niedergebrannten Häuser und Hütten waren teilweise wenigstens wieder aufgebaut, und auf den Gräbern der Erschlagenen sproßte das grüne Gras.

Es war im Maien des Jahres 1535. Der Frühling war eingezogen mit all' seiner Pracht, und im Burggärtlein der Wasserburg blühte der Goldblad und die Veilchen, süßer Wohlgeruch erfüllte die Luft, und fröhlich summten die Bienen und trugen den gelben Blütenstaub in ihre Wohnung.

Es war noch früh, — die sechste Morgenstunde hatte kaum geschlagen, und doch waren schon zwei Menschenkinder an der Arbeit in dem kleinen friedlichen Raum. Die Beiden, welche allem Anschein nach die besten Freunde und Spielgefallen, waren dennoch von sehr verschiedenem Alter. Der eine der Gefellen, eine kleine, verkümmerte und verwachsene Gestalt mit eisgrauem

Haar und Bart, saß auf einem Bänklein und hatte eine saftreiche, dicke Weidenrute vor sich, die er mit dem Hefte des Messers lebhaft bearbeitete. Er gedachte jedenfalls ein Weidenpeislein zu machen.

Der andere, der ihm aufmerksam bei seinem wichtigen Geschäfte zusah, war ein Bürschlein von etwa sechs Jahren mit langen, blonden, breit über die Stirne verschnittenen Haaren, das mit großen blauen Augen fest in die Welt sah. War auch die Kleidung des Jungen von einfachstem Stoffe, so konnte man doch gleich an dem zierlichen Schritte derselben erkennen, daß er eines Herren Kind sei, während das grobe lederne Wamms und die starkledernen Bundschuhe des alten Mannes zeigten, daß er auf einer bescheidenen Rangstufe in der Gesellschaft stand. Eine Zeitlang hatten die beiden kein Wort gewechselt, und nur der Alte pfiff leise vor sich hin, da brach der Knabe plötzlich das Schweigen:

„Lurli, sing mir ein Lied, — das vom Guggemöbli!“ Da lachte Lurli, denn er war der Alte:

„So, — Junker Hänsl, — so, soll ich wieder die Kindsmagd machen und Euch in den Schlaf singen, wie des abends in der Kammer, wenn der Sandmann nicht kommen will, he?“

„Sei gut, Lurli, das Guggemöbli, — gelt, ich bitt!“

Der gute Lurli wollte ja nichts besseres, als dem kleinen Manne den Gefallen thun, und begann, seinen Weidenstiel lebhaft dabei bearbeitend:

„Gehst mi Brüderli nune g'seh' „Li — Li — Li — „Bei dem Teich spazire geh'“

„Li — Li — Li, —“ wobei er das Geschrei der Unken zum Jubel seines kleinen Gesellen täuschend nachmachte. Allein er wurde plötzlich durch eine kräftige Mannesstimme unterbrochen:

„He, — alter Bundschuber, — was lehrst du das Hänsllein für Lieder? Kannst dein altes Gewerbe nicht lassen?“

Der Anruf mußte jedoch nicht böse gemeint sein, denn Lurli antwortete mit lachendem Munde:

„Habt keine Sorg, Herr, — das Lied ist kein's von denen, die wir Euch damals am Gundelsfinger Graben gesungen haben.“

„Bei Gott's Tod, — das wollt ich dir auch nicht raten, alte Dotische, — die Zeiten sind abgeschafft. War der Heischacher noch nicht hier?“

„Nein, Herr Mathis, er ist in frühesten Stunde nach Nach geritten, wird aber wohl bald wieder zurück sein.“

Herr Mathis von Blumnegg hatte in den zehn Jahren stark gealtert, — man sah ihm die Sechziger wohl an. Die dünnen Haare waren schneeweiß geworden, und der Gebrauch eines Krückenstödes zeigte, daß die Beine einer Stütze bedurften. Doch das Auge war noch klar und scharf, denn er schaute das Thal hinab und sagte:

„Dort Hänsl kommt dein Vater, komm wir wollen ihm entgegen. Was hat der Knecht wohl vor sich auf dem Sattel?“

„Das weiß ich, Ahni“, lachte der kleine Hans, — „ein Fischlogel ist's. Der Vater hat dir Forellen geholt zu Nach, weil du sie gerne magst, und“

„Und was, du Schnepper?“

„Und du das Fleisch mit mehr gut heißen kannst, — die Fische, meint der Vater, — sind linder.“

Da lachte Herr Mathis hellauf:

„Bei Gott's Tod, — Dein Vater hat wohl recht, das Heizen ist dem Blumnegger vergangen. Doch komm jetzt, Büble, sonst ist der Vater vor uns an der Brücke.“

Der alte Blumnegger erwartete den Schwiegersohn an der Brücke, Hänsllein aber lief ihm entgegen, damit er, von dem Vater auf das Pferd genommen, noch ein Stücklein reiten durfte.

„Dank dir, Hans Cunrad, daß du des schlechten Gebisses des alten Mathis gedacht und vor Tag schon ausgeritten, um selbst ihm Fische zu besorgen. Dank dir, ihr seid sorgliche Kinder!“

„He,“ lachte Hans Cunrad, — „ich esse die Fische selber gern, so ist der Dienst nicht groß.“

Doch ihr werdet Hunger haben wie ich, und Frau Anna wird mit dem Morgenmahl warten, drum wollen wir uns sputen.“

„S' giebt Krapsen heut,“ sprach mit wichtiger Miene das Hänsl.

„Vorwärts also, — die dürfen nicht kalt werden, — gebt mir den Arm, Vater, es geht besser so — die Treppe auf.“

In dem holzgetäfelten Erkerzimmer mit dem riesigen, grünen, mit Wappen und Figuren gezierter Kachelofen waltete Frau Anna von Heischach-Mägdeberg, die Burgfrau. Sie deckte mit einer rotgefranzen, mit ihres Hauses Wappen bestickten Decke den riesigen Eichentisch, während eine Magd die schweren Stühle herbeischleppte und den für Herrn Mathis bestimmten mit einem Polster versah. Die Fenster mit den runden Buzenscheiben waren weit geöffnet, die herrliche Maienluft strömte in das gewölbte Gemach, und die goldene



„Lurli, sing mir ein Lied, — das vom Guggemöbli!“

Sonne beleuchtete das grell bemalte Gesicht des Meerweibleins an dem Hirschgeweihe des Hängeleuchters. Prüfend überschaute die Hausfrau den Tisch:

„Jetzt mögen sie kommen, und wahrlich — s'war höchste Zeit. — ich hör' das Hänslin schon lärmn.“ Bald traten die Erwarteten ein, und nachdem sie Frau Anna herzlich begrüßt, setzten sich alle zum Morgenmahl, nachdem dem Hänslin ein altes, in Schweinsleder gebundenes Buch untergeschoben wurde, damit es auf den Tisch reichen konnte. Die Thüre öffnete sich, und Lurli erschien mit dem großen, zinnernen Napf, worin die Habersuppe.

„Lurli, du bist Kindsmagd und Truchseß in einer Person.“ meinte Herr Mathis. —

„Und Bundschuh.“ lachte der Lurli.

„Sei froh, daß Herr Jerg, der Truchseß von Waldenburg tot und Paul Stör nicht mehr im Lande herum zieht, die Rädelsführer einzufangen, es wollt dir schlecht ergehen.“

„Der Truchseß hat ein schlechtes End genommen, sein eigen Weib hat ihm das Haus beschlössen. Sein Wort hat sich erfüllt; er sagte oft, er woll', um sein Geschlecht zu erhöhen, etliche Jahr im Fegfeuer sitzen und die Pein leiden, — das brennend Feuer hat ihn langsam verzehrt“, sprach der Reischacher.

„Gott sei seiner Seele gnädig, — er hat am armen Manne viel verschuldet. Doch laßt uns genießen, was Frau Anna uns beichert“, meinte Herr Mathis und sprach ein kurzes Gebet. Jedes zog sein Messer, Frau Anna legte vor, und bald arbeiteten die buchsbaumernen Löffel gar fleißig in dem Mus.

Es wurde wenig gesprochen, bis Lurli wieder erschien mit einer mächtigen Zinnkanne voll roten Rattenhorners.

Die Krappen wurden aufgetragen und dem Hänslin ein gut Teil davon vorgelegt, Frau Anna füllte aber des Vaters Mundbecher mit dem edlen Trank!

Herr Mathis lehnte sich zurück in seinen Stuhl und nahm einen tiefen — tiefen Zug, dem ein behagliches Schnalzen folgte.

„Kinder“, sprach er, — „Kinder, bei Gotts Tod, es ist doch gut, daß es so gekommen, — es ist der Abendsonnenglanz in meinem Leben, und daß es so gekommen, das danken wir vor allem meiner Schwieger, der Heuerinnen-Abtathsin, — sie hat böses mit gutem vergolten, — der Herr woll's ihr lohnen jenseits, denn auf dieser Welt hat sie ein freudloses Sein gehabt.“

„Und doch“, sagte Frau Anna, — „sie nannte das ihre Rache.“

„Ja, ja“, sagte Herr Mathis, — „sie hatte Ursach sich zu rächen, auch an mir. Ich glaubte auch zuerst, sie hab aus Haß und mir zu Leid gehandelt, doch jetzt erkenne ich, was sie Liebes mir gethan. Sie ist die Urriach Cures — und meines Glückes, sie und der Zafius.“

„Der Zafius“, fuhr Hans Cunrad auf, — „der falsche, meineidige Fuchs?“

„Gerade er, mein Sohn, hat mich bekehrt. Ich war ein Feind des Aufruhrs und der neuen Lehre und hab es nie gelängnet. Doch Zafius, der zu Luther hat gehalten — (einen Phönix, — einen Engel, dessen Weg er segne, — nennt er ihn), — hat wie ein Widerchrist gegen alle die gehandelt, die seines früheren Glaubens waren, und seit der Basler Bischof mit den Domherren in Freiburg eingezogen, da schwingt er selbst das Rauchsäß und schilt uns Ketzer und Bauernbrüder. Ich hab mein Freiburg lieb, wie

keiner, doch — bei Gotts Tod — ich kehre nicht zurück, bis Zafius zu dem alten Haufen abgerufen, — lange kann es nicht mehr gehen, er zählt jetzt 74. Ich wünsch' keines Menschen Tod, — der Zafli aber that so schwer Unrecht.“

„Herr Mathis“, sprach Hans Cunrad ernst, — „das thaten andre auch. Die armen Leute wurden schwer mißhandelt; im Blute wollt man ihre Stimme ersticken, und wahrlich eine Zeit wird kommen, wo ihnen Recht wird und ihre Forderung sich erfüllt. Mir thut der Müller wahrlich leid, der Vulgenbacher, s'war ein reblicher und tapferer Kriegsmann, den haben sie zu Laufenburg enthauptet.“

„S'war eine böse Zeit, Hans Cunrad, — die deinen Bundesgenossen bitter ist bekommen; den Pfaffen Metzger haben sie gehängt, den Ziler auf der Hochburg hingerichtet.“

„Ich weiß, — ich weiß, — ganz Ensisheim war eine blut'ge Schlachtbank, wo gemartert und gemordet ward, es war wirklich die Stadt, in der das Schwert dabeim. Und doch hilst alles nicht, es naht die neue Zeit, und aus dem blutgedüngten Boden stehen neue Scharen auf, die fordern — fordern, bis sie Gewährung finden. Kein Mensch kann den Lauf der Dinge aufhalten oder umkehren wie eine Sanduhr; vorwärts geht die Welt!“

Leuchtenden Auges sah Frau Anna, die ihren Knaben auf dem Schoße hatte, ihren Vater an, als wollte sie sagen: Hat der nicht recht?

Da sprach Herr Mathis:

„Gott geb's, es wird nicht besser, bis, wie's im Lied vom Romzug heißt:

„Der Römisch König thut das Seyn,

„Soll aller Könige Obmann sein,

„Die Christenheit verpflichten

„Zu Fried und Einigkeit, —

„Dann thut er's wohl verrichten!“

Offener Brief an den Hinkenden in Sachen Erbsen und Comp. contra Kartoffel.

Lieber Hinkender!

Und wenn Ihr mir's übel nehmt, daß ich so mit der Thür ins Haus falle, aber wahr ist's, und wahr bleibt's auch, obs da nun zu Anfang oder zum Schluß von meinem Brief steht: mit Eurem

„Erbse, Bohne, Linse,

„Jetzt have mer e Prinze!“

im 88er habt Ihr Zank und Streit in manche Familie getragen! Was mein Nachbar ist, der Herr Lehrer Schwarzlose, der trotz Reaktion nach wie vor tapfer Euren Kalender lieft, hat's mir im Vertrauen auch gestanden, wie's ihm damit ergangen ist, und 's war g'rad' dasselbe, wie bei uns! „Uns“ das sind nämlich meine Frau Auguste, geborene Füllner, und ich, der Kanzlei-Inspektor Heinrich Christoph Wilhelm Meyer. Und stets haben wir uns gut vertragen, meine Frau und ich. Sie hat in der Küche das Regiment geführt, ich in meiner Kanzlei, d. h. soweit meine Herren Vorgesetzten letzteres gestatteten. Ich habe meiner Frau in ihren Küchenzettel nie hinein geredet, und sie mir nicht in meinem amtlichen Dienst, bloß daß ich mir von ihr ab und zu mein Leibgericht „Kartoffelpuffer“ erbat. Nun aber kommt Euer „Erbse, Bohne, Linse,“ ich lese das, lese es wieder und sage mir: „Fog Bliz, der Hinkende hat 'mal wieder recht!“ So reiche ich denn den Kalender meiner Gaste mit dem Bibelwort: „Nimm und lies!“ Sie liest auch und zwar ganz ruhig

bis zu Ende. Als ich nun meine: „Jetzt wird's kommen, sie wird im Gedanken an all' die vielen von uns im Laufe der Jahre Tag für Tag verpeisten Kartoffeln reuig in sich gehen und dem Hintenden und mir Besserung geloben!“ da klappt sie den Kalender ganz gelassen zu, gähnt gemächlich hinter ihre linke Hand, reibt sich mit den Fingern der rechten die Augen und spricht: „Lieber Mann, 's ist schon recht spät, ich dünkte, wir legten uns schlafen.“ Das verschmupfte mich denn nicht wenig, denke darum: „dem nicht!“ und lege mich zu Bette. — Andern Tag mittags, richtig! da steht wieder eine großmächtige Schüssel dampfender Kartoffeln auf dem Tische — und, daß ich's nur gestehe, sie sahen wirklich recht appetitlich drein, trotzdem meine Frau ihnen auch die letzte ihrer Guckäuglein ausgestochen hatte (darin ist sie nämlich recht peinlich). Ich kann's denn aber doch nicht mehr übers Herz bringen und sag' also: „Liebes Weibchen, ich dünkte, du machtest es ferner doch so, wie der Hintende schreibt: mehr Hülsenfrüchte, weniger Kartoffeln auf den Tisch.“

„Sieh' da, hab's mir gedacht, daß es so kommen würde! Von jetzt ab wirst du mir Tag für Tag von deinen Hülsenfrüchten predigen: denn was der Hintende vorfragt, das mußt du nun einmal immer nachmachen. In die Lebensversicherung bist du auch schon gegangen, und eben bloß weil's der Hintende sagt. Ich seh' 's schon im voraus, wie du mir stets in die Küche kommen und in die Töpfe gucken wirst, ob auch Bohnen, Erbsen und Pinjen drin stecken. Und fast weinerlich setzte sie hinzu: „daran ist ganz allein das alte Stelzbein von Jahr schuld!“

„Aber, liebes Gutschen, verümdige dich doch nicht an dem armen Lahmen!“ beschwichtigte ich das aufgeregte Gemüt meiner Ehehälfte. „Denk' einmal an die vielen schönen Geschichten, die er dir erzählt hat: „Konzert in Rübenthal,“ „Peter Bott,“ „Walfischfabrer“, und so zähle ich flugs noch ein halb Dutzend der schönsten her. Das verböhtete sie ersichtlich.“

„Nun ja, lieber Mann, so ist's nun g'rad' auch nicht gemeint. Ich mag den Hintenden ja immer noch ganz gern; aber uns Frauen die Männer in die Küche schiden, das soll er nicht. Er hat's ja doch dem Alban Stolz auch verboten, den Männern die Frauen über den Hals zu hetzen. Da soll er sich selber doch nicht auf gleichen Wegen ertappen lassen.“

Ich wollte noch ein Wörtlein zu Euren Gunsten einlegen, Hintender, aber sie schnitt alle weiteren Erörterungen kurz ab: „Sie schmecken mir nun einmal nicht, die Hülsenfrüchte, wenigstens Bohnen und Pinjen nicht. Erbsen mögen noch ab und zu mit durchgehen, die haben wir ja aber auch öfters gegessen.“ fügte sie dann als so eine Art Selbstberuhigungsmittel an.

„Öfters? ja, höchstens alle vier Wochen einmal!“ sage ich. Und dann setzte ich mit einem ein klein wenig energischer Ton hinzu: „Bitte, so hoch' doch einmal wieder Erbsen!“

Da meine Frau nun von Natur nicht gerade zankfüchtig ist, mir auch — wie's sich ja eben nur geziemt — meine Wünsche gern erfüllt, so versprach sie das denn für den folgenden Mittag.

Also den folgenden Mittag, da gab's Erbsen und darin gepöfelte Schweineohren und Fische und als extra für mich eine halbe Schweineschnauze auf unserm Tische, diesmal so eine Art „Friedenspfeife.“ Da ich gern ab und zu eine Schnurre erzähle und mir dabei eine alte einfiel, so schief ich denn los und frage: „Weißt du, Guste, was das Süßeste ist?“ Sie merkt, worauf ich hinaus will und meint: „Scheibenbonig, wie wir ihn jeden Herbst vom alten Großpapa mitbringen.“

„Vorbeigeschossen!“ rufe ich aus und mauschele ihr denn vor:

Werd frag'n der Cohn den Itzig: „Verichte mer kenne sage, was werd hain das Süßeste uf d'r Wält?“ Werd antwurte der Itzig mit einem Blick voll tiefster Sehnsucht nach oben: „der Chuf meiner Challe, Chohnleben der ischt's!“ „Atwah geschrien, riefst da d'r Cohn, was for'ne Dummheit, verichte hadde nie gegässe eine — Schweineschnauze!“

Natürlich belachte meine liebe Ehehälfte den Wis mit mir vorschriftsmäßig, und dann gingen wir an die Verteilung unserer Erbsen und dessen, was darin steckte.

„Nein, nein, lieber Mann, ich bleib' doch dabei, ein Mittagbrot ohne eine Schüssel Kartoffeln, das ist nun einmal kein ordentliches Mittagbrot. Ich lobe mir meine Erdäpfel.“ Und nun überfiel sie mich mit einem Lobliede auf die Kartoffel, das gar so übel nicht war. Eine ganz regelrechte Rede war's mit Einleitung, Thema und dessen Ausführung und Schluß.

Dabei nun hat sie eine Gelehrsamkeit entwickelt, daß ich sie immer angehau habe, ob das denn wirklich meine Frau noch sei. Ich habe mich ordentlich über mich selbst geschämt, daß ich bis dato gar nicht entdeckt hatte, wie gecheidt sie eigentlich war, meine Guste. Im Vertrauen, Hintender, ich glaub' es war so ein alter Töchterchulaufsatz, den sie damit für mich aufgewärmt hat. Da Ihr nun aber gewiß auch nicht singen könnt:

„Als ich noch im Flügelkleide
In die Mädchenschule ging —“

so ist's Euch vielleicht nicht unangenehm, wenn ich Euch das alles schreibe, was meine Frau mir da von der Kartoffel erzählt hat, d. h. schreibe, so gut ich's noch behalten habe.

Der „Kartoffel-Lobgesang“ fing mit so einer Art Motto an. Es war das Kartoffellied des alten Wandsbeder Boten Matthias Claudius, also eines verstorbenen Kollegen von Euch, Hintender, und beginnt mit den Worten: „Pasteten hin, Pasteten her“ — Ihr findet's fast in jedem Schullesebuch.

Dann fuhr meine Frau ungefähr fort:

„Die Kartoffel ist bei uns gar so alt noch nicht, im 86er könnte der Hintende das 300jährige Jubiläum ihrer Übersiedelung von Amerika nach Europa feiern, was ihm jedenfalls besser anstehen würde, als von „Kartoffelkrankheit“ und „Kartoffeloldaten“ in seinen 83er zu schreiben. Im Jahre 1586 nämlich, da hat Franz Drake, der erste Weltumsegler, einem englischen Freunde aus Amerika die ersten Kartoffeln geschickt.“ „Daher haben die Engländer auch noch heute die dicksten Kartoffeln, auf deutsch: das größte Glück — natürlich beim Länderannektieren“ dünkte ich im Stillen. „Dieser Engländer nun, der das kostbare Kartoffelpräparat bekam, hätte uns bald um den ganzen großen Segen des Kartoffelanbaues gebracht. Seinen Gästen, die er zu dem Schmaus des neuen Gerichts sich ins Haus geladen, ließ er aus Unkenntnis mit dem Wesen der Kartoffel statt der Knollen die in Butter gebratenen Beeren auftragen. Werden auch darnach geschmeckt haben! „Goddam!“ — übersetzt: „Pui, Teufel!“ — riefen denn auch die Gentleman beim Kosten aus, und der Gastgeber befahl seinem Gärtner sofort, die dummen Kartoffeln auf der Stelle auszuroten. Das hat der denn auch thun wollen und hat die schönen Pflanzen ausgerissen und ins Feuer geworfen. Zufällig kam sein Herr in den Garten und trat dabei eben so zufällig auf eine der gerösteten Kartoffeln. Das düstete so lieblich, so angenehm, justement wie — eine gebratene Kartoffel. „Goddam!“ — übersetzt: „Bei Gott, köst-“

lich!“ — entfuhr es da dem Engländer, und dann ließ er alle noch vorhandenen Knollen sammeln, einige davon zubereiten und derselben Gesellschaft vom erstenmal vorsetzen. Das Ende der Geschichte ist selbstverständlich, drum brauch ich's nicht besonders zu erzählen.

„Aber noch lange hat's nach dem gedauert, ehe die Kartoffel ihre heutige weite Verbreitung gefunden hat, die so zu sagen über die ganze Erde geht, China ausgenommen. Die Chinesen meinen nämlich, ihr Kopf würde ihnen nicht mehr hinten hängen, wenn sie Kartoffeln äßen. Und drum sterben sie lieber zu tausenden Hungers, als daß sie den wirksamsten Feind der Hunger-epidemien, die Kartoffel anbauten.“

„Zu uns nach Deutschland ist die Kartoffel aus Italien gekommen, warum wir sie auch wohl „Kartoffel“ nennen. Das Wort soll nämlich von „Tartuffoli“ herkommen, mit welchem Namen man in Italien die Trüffel bezeichnet. Ursprünglich hießen die Kartoffeln in Deutschland „Grüblinge.“ Ein vertriebener Waldenser brachte 1701 aus den Thälern Piemonts dem Waldenser Pfarrer Arnaud in Schönberg im Württembergischen wohlgezählte 200 Stück Kartoffeln. Sie sind die Stammeltern unserer Erdäpfel. Aber in Deutschland wollte man von der neuen Frucht nicht viel wissen, überall widersetzte man sich ihrem Anbau. Ja, in Schlessien nannte man diejenigen Pfarrer, die zur Zeit des 7jährigen Krieges von der Kanzel herab die Kartoffel empfahlen, „Knollenprediger.“ Der Preußenkönig, der energischer als sein Vater die Einführung und Anpflanzung der Erdäpfel betrieb, hat dafür zu sorgen gewünscht, daß er in der Geschichte nicht als „Knollenkönig“ verzeichnet ist. Er heißt dort „Friedrich der Große.“

„In Frankreich hat's ein kluger Mann, Parmentier hieß er und Apotheker war er, fertig gebracht, daß die Kartoffel schnell Aufnahme fand. Und wie hat er das angefangen? Daß Gewalt nichts half, hatte der schlaue Franzose hinreichend gesehen, darum probierte er's mit List. Große Strecken Landes um Paris herum ließ er einzig und allein mit Kartoffeln bepflanzen. Unter Trompetengeschmetter — bei den Franzosen geht's nun einmal ohne Lärmen nicht ab — ließ er später den strengen Befehl bekannt machen, jeder, den man etwa beim Stehlen des fremden Gewächses ertappe, würde hart bestraft werden. Am Tage ließ er die Kartoffeln zum Schein sorgfältig bewachen, des Nachts hieß er die Aufseher sich entfernen. Die Folge war massenhafter Diebstahl der Knollen und Anpflanzen der gestohlenen Ware. In kurzer Zeit war die Kartoffel in ganz Frankreich heimisch. — Da sage noch einer, daß Ausnahmegesetze nichts nützen!

„Ja, wenn wir die Kartoffel nicht hätten“, so schloß meine Frau, „wie würde dann oft Hungersnot die Völker aufzehren! Davon können die armen Irländer ein Lied singen, denen 1846 die Kartoffeln mißrieten, weshalb dort die Leute zu tausenden Hungers starben. Und die schlesischen Weber, wovon sollten diese armen Leute leben, wenn nicht von Kartoffeln. Ludwig XVI. hatte recht, als er Charpentier zurief: „Sie haben das Brot der Armen entdeckt. Charpentier hatte nämlich den Preis der Akademie im Hungerjahre 1761 damit errungen, daß er als Ersatzmittel für das Korn die Kartoffel vorschlug. Aus Dankbarkeit umarmte ihn sein König dafür, und auf dem Hofballe zu Ehren des Chemikers trug Ludwig XVI. auf der Brust einen Kartoffelstrauß, die Königin im Haar Kartoffelblüten.“

So erzählte meine Frau, und ich, ganz betroffen, bislang die Kartoffel immer mit dem gleichgültigsten Gesichte von der Welt verspeist zu haben, bat voll

Zerknirschung meine Gufte, sie möge doch — morgen wieder Kartoffeln kochen. Mit mehr Andacht als am andern Mittag habe ich niemals in meinem Leben Kartoffeln gegessen. Ich wagte auch nicht, meiner Frau sobald wieder mit Erbsen, Bohnen und Linsen unter die Augen zu treten. Meine sogenannte bessere Hälfte hatte also erreicht, was sie gewollt. Nach Frauenart hatte sie nicht an meinen Verstand, sondern an mein Gemüt appelliert, und daß ich's nur offen heraus sage: sie hat in mir entschieden eine günstige Stimmung für die Kartoffel erzeugt.

Mein Verstand allerdings, der sagte mir, daß Ihr, Hinkender, trotzdem und alledem doch eigentlich recht hättet. Und da Ihr ja ein Mann seid, und es Pflicht der Männer ist, untereinander gegen die Frauen zusammen zu halten, wie's ja umgekehrt die Frauen gegen die Männer auch stets thun, so nahm ich mir im Stillen vor, mit Euch in den Krieg für die Hülsenfrüchte zu ziehen. Naturgemäß kämpfte ich zunächst im eigenen Hause für die beiden S — selbstverständlich nicht für die überflüssigen in der „Rechtschreibung“, die können sich meinewegen auch zum Teufel scheeren, sondern für die beiden S: Hinkender, Hülsenfrüchte. Da meine Methode gewirkt zu haben scheint, — wir essen jetzt zweimal in jeder Woche Hülsenfrüchte, — so ist's Euch vielleicht nicht unangenehm, wenn ich Euch mitteile, womit ich meine Frau zum Glauben an die nährende Kraft von Erbsen, Bohnen und Linsen befehrt habe. Ihr dürft davon den weitgehendsten Gebrauch machen. Mit Vermuthungsgründen, wie Ihr's im 88er versucht habt, läßt sich Frauen nun einmal schwer bekommen. Ich packte darum die Sache von einer andern Seite: von der „gemüthlichen“, eignete mir also die Kampfweise meiner Frau an. Da meine Gedanken in der amtsfreien Zeit sich nun einmal immer und immer wieder um Hülsenfrüchte drehen, so gab ich wohl acht, was mir im Gespräch, beim Feiern u. s. w. zufällig davon aufstie. Alles das buchte ich sorgfältig und fügte es nachher mit eigenen Erinnerungen zu einem kleinen Aufsatz zusammen. Hier ist er! Und oben drüber darf ich stolz schreiben, gerade wie's die gelehrten Herren bei ihren Doktoridissertationen auch thun: „Approbiert!“ Allerdings nicht „approbiert“ am Schädel von Professoren dieser oder jener Universität, sondern am Küchenzettel meiner Ehehälfte.

Die Ueberschrift könnte etwa lauten:

Hülsenfrüchte in Geschichte und Aberglauben, in Sitte und Sage.

Kaum jemand anderm kommt das Freizügigkeitsgesetz mehr zu statten als der Erbse; denn wenn die wohlthätliche Polizei sie um ihren Heimatschein befragen würde, müßte sie es schon gestehen, daß sie denselben im Laufe der Jahrhunderte verloren hat. So weiß denn heutzutage niemand, wo die Erbse eigentlich heimatberechtigt ist.

„Also ein Bagabond bester Sorte“, warf meine Frau mir an dieser Stelle ein.

„Urteile nicht vor schnell,“ erwiderte ich, „denn wenn Alexander v. Humboldt deiner geliebten Kartoffel auch Ehrl als Heimat nachgewiesen hat, weil sie dort noch heute wild wächst, so ist die Kartoffel denn doch noch viel zu „grün,“ als daß sie sich mit der ehrwürdigen Erbse überhaupt messen dürfte, die sich schon lange vor Christi Geburt in gebildetster Gesellschaft bewegte. Hat sie doch ihre „klassischen Studien“ zu damaliger Zeit an Ort und Stelle gemacht: Griechen und Römer gingen mit ihr um. Freilich haben diese Völker ihren Soldaten noch nicht Erbswürst nachgeschickt wie wir Deutsche den unsrigen 1870—71 nach Frankreich. Den

Namen der Erbse allerdings, den schickten kleine und große Straßenjungen Roms dem damals berühmten Redner und Weltweisen Cicero jöhrend und zischelnd nach: wegen der Ähnlichkeit seines Namens mit der lateinischen Bezeichnung der Erbse mußte der große Mann das Spötteln der Wüßlinge über sich ergehen lassen. Viel gehärmt hat er sich darüber allerdings nicht, sondern hat's gemacht wie der große Preußen-Friedrich mit jenen Schmähschriften an den Straßeneden. „Niedriger hängen!“ meinte er mit diesem und opferte den Göttern ein silbernes Gefäß, worauf er zu seinem Vornamen Marcus Tullius eine Erbse ein-gravieren ließ.

Unsere heidnischen Vorfahren hielten große Stücke auf die Erbse, sie hatten sie dem Gott des Blitzes und Donners, dem Donar, geweiht. In jedem gutheidnischen Hause Deutschlands gab's damals am Tage des Donar, am Donnerstage, Erbsen zu essen, gerade so wie es heutigen Tages am Freitag in jedem gutkatholischen Hause Fastenspeise giebt. Den alten Deutschen erwichen aber derjenige Erbsbrot besonders nahrhaft und wohl-schmeckend, der am heiligen Johannisfeuer gekocht war.

Eine wie zarte Speise die Erbse ist, das mußte ich von meiner Großmutter jedesmal hören, wenn mir die Erbsuppe nicht munden wollte. „Erbsen sind die Lieblingsspeise der Zwerge, da sollten sie dir doch auch wohl schmecken!“ sagte sie dann immer. Und dann schmeckten sie mir auch. „Junge, is' Erbsen, dann wirst du stark!“ mahnte mein Vater wohl, „wenn man ein Gewicht von 150 Pfund auf Erbsen legt, die man durch Anfeuchtung zum Keimen löst, so wird das Gewicht durch das Schwellen der Erbsen bewegt, und der Keim dringt hervor.“

Wenn Ihr Euch einmal unsichtbar machen wollt, Hinfender, so kann ich Euch ein Rezept dazu verschreiben: „Legt in der Karfreitagsnacht in einen mit Erde gefüllten Totenkopf Erbsen, grabt diesen unter der Dachtraufe einer Kirche ein und nehmst nachher vorkommenden Falls von den Erbsen, die Ihr Euch auf solche Weise gezogen habt, eine in den Mund, und Euch wird Keiner sehen können.“ Probiert hab' ich's freilich noch nicht, es hat mir Keiner, den ich drum angeprochen, seinen Schädel dazu borgen wollen. Recht angenehm ist es mir, in meinen Schuljahren auch das nicht haben probieren zu müssen, was mir mein Großvater oftmals erzählt hat. Sein „Schulmeister im Nebenamt“ (seine Hauptbeschäftigung war nämlich das ehrbare Schneiderhandwerk) ließ ungezogene Rangen mit entblößten Knien ein halb' Stündlein auf Erbsen niederhocken. Probatum est! Was sagt übrigens Herr Eduard Saß, Lehrer a. D. dazu, der eine her—übnte Broschüre „Wider die Prügel-pädagogik“ natürlich gegen die der Jetztzeit, leistete? Ich glaube, wenn er ein einziges Mal als Junge neben meinem seligen Großvater auf Erbsen gekniet hätte, — was ich ihm, nebenbei gesagt, von Herzen gönnte! — er würde das jetzige heranwachsende Geschlecht beneiden, das mit Haselgerten und Nohrstöckchen aufgepäpelt wird. Oder Herr Saß hätt's gemacht wie der Hans-Michel. Der hat seinem Herrn einen Scheffel Erbsen gestohlen. Als er's dem Kaplan beichtet, giebt ihm dieser auf, zu dem zwei Stunden weit entfernten Muttergottesbild zu wallfabren und zwar in Schuhen, in die er vor dem Anzichen Erbsen gelegt. Das hat der Hans-Michel auch gewissenhaft gethan; damit die Erbsen aber nicht zu arg drückten, hat er sie vorher erst recht hübsch weich gekocht. Auch: Probatum est!

Ich weiß nicht, ob Ihr Euch auf Sympathie versteht, Hinfender. Aber wenn Ihr damit jemandem das kalte

Fieber vertreiben wollt, so dürft Ihr mir so viel Erbsen nehmen als der Kranke Jahre zählt oder auch, wenn der Kranke seinen Tauffchein verlegt haben sollte, so viel als er Tage krank ist. Diese wohlalagezählten Erbsen wickelt Ihr in Papier und werft das Bündelchen in fließendes Wasser „und so wie das Bündelchen zer-geht, so vergeht auch die Krankheit.“

Auch für das Auspflanzen der Erbsen will ich Euch ein paar Sympathiemittel verraten: Beim Legen der Erbsen müßt ihr schweigen, dann gedeihen sie gut; und um zu verhüten, daß die gesäten Erbsen von den Vögeln verzehrt werden, müßt Ihr drei Erbsen in den Mund nehmen und sie nachher vergraben.

Eine recht traurige historische Erinnerung knüpft sich leider an die Erbse. Es war am 30. März 1282 um die Vesperstunde, als jenes Morden auf der Insel Sicilien begann, das im Buche der Geschichte als „Sicilianische Vesper“ verzeichnet steht. Alle diejenigen, welche das Wort Cicero d. i. Erbse auf Befragen mit französischem Dialekte sprachen, wurden damals von den Sicilianern schonungslos niedergemacht. —

In Frankreich waren Erbsen noch im 17. Jahrh. selten. So ließ die Pompadour durch die Polizei von Paris alle jungen Erbsen aufkaufen, um damit ihren Puhlen Ludwig XV. zu bewirten.

„Und somit können wir denn zum zweiten Teile unserer erbaulichen Betrachtungen übergehen,“ wie der Herr Pastor auf der Kanzel sich ausdrückt.

Die Bohne steht nicht nur bei Euch in hohem Ansehen Hinfender, dem richtigen Erfurter ist sie geradezu eine Respektsperson. Wenn der an einem Bohnensfelde vorüberstreift, dann zieht er den Hut, gerade so tief und gerade so ehrfurchtsvoll, als wenn der Hanspeter dem gestrengen Herrn Amtmann begegnet. Damit aber Ihr auch vor mir etwas Respekt bekommt, Hinfender, und mich nicht etwa für einen „Bohnenkopp“ haltet, so ziehe ich aus meinem Bücherregal meine verstaubten „Lexika“ — so nennen „wir Gelehrten“ nämlich unsere Wörterbücher — hervor und notiere Euch an dieser Stelle: „Bohne, mhd. bone, ahd. pona, durch Lautverziehung aus dem lateinischen faba entstanden, eines der ältesten und weitverbreitetsten Kulturgewächse. Nach der Sage mit dem Menschen zugleich aus dem Urstamm hervorgegangen. Ihr Genuß war den ägyptischen Priestern und den Pythagoräern verboten, weil sie die Sinne schwächen sollte. In Athen feierte man im Juni ein Bohnenfest, an welchem man frische Bohnen opferte. Der Bohnengott der Griechen hieß Kyamites, sein Tempel stand am Bohnenmarkt.“

„Br!“ hör' ich Euch machen und hinzusetzen: „das geht über meinen Horizont!“ Ja, ja, guter Freund, wir können's auch aus solcher „Mollbur“ wie unser Dorfmusikante daheim sich ausdrückt. Aber damit Ihr Euch nicht „Bohnen in die Ohren“ steckt, oder nicht gar „grob wie Bohnenstroh“ werdet, so will ich's mit Euch halten nach des Apostels Weise. „Milch habe ich Euch zu trinken gegeben; denn Ihr kommet noch nicht,“ womit ich keineswegs gesagt haben will, daß Ihr „Bohnen geessen hättet.“

Wenn Ihr einen kleinen Enkel habt, Hinfender, so könnt Ihr dem gerade mit der Bohne viel Spaß bereiten und ihn noch dazu recht schön über die Teile eines Samenornes belehren. Nehmt also eine Bohne, weicht sie zwei bis drei Tage in Wasser ein, grad' so, wie's ja Cure Katharine Cures schwachen Magens wegen vor dem Kochen damit macht. Da könnt Ihr dann Samen-hüllen, Kernhaut, Samenhaut, Nabelstiel, Samenlappen, Keimblättchen u. s. w. u. s. w. kurz: Alles, was in

jedem regelrechten Samentorn — und sei's das kleinste — steckt, ansehen lassen und erklären.

Wie die Gelehrten wissen wollen, gehört auch die Bohne zum „angeschwemmten Boden“ auf deutscher Erde. Unter allem Vorbehalt teile ich mit, wie man den Orient und zwar Ostindien als ihre eigentliche Heimat ansieht. Hoffentlich haben die Hofprediger vorläufig noch genug mit den bösen Juden aus dem Morgenlande zu thun, als daß sie sich an die Spitze eines Vereines von Anti-Bohnern stellen könnten. Andernteils aber ist die Bohne auch gegen hofpredigerlichen Haß so ziemlich gefeit, — und damit komme ich dazu, meine Bewunderung über Eure Vorliebe für Bohnen und Erbsen auszusprechen, der Ihr doch sonst immer Neigung für „links“ habt, Hintender. Die Bohne, und auch ihre „politische Freundin“ die Erbsen, fangen's geschickt an, sich die Geneigtheit des hohen Adels und der hohen Geistlichkeit zu erwerben. Bohne und Erbsen verstehen Aufwärtsklettern, und da sie sich hierbei selbstverständlich immer nach rechts winden und drehen, so bringen sie's auch meistens zu einer erheblichen hohen Lebens-Stellung, von der aus sie naserrümpfend auf ihresgleichen da tief unten am Boden hernieder blicken können. Nur eine Bohnenart macht eine rühmliche Ausnahme: die „Krup- oder Zwergbohne.“ Warum man gerade diesem Zweig der Bohnenfamilie den Namen „Krup- (Kriech)“ Bohne gegeben, ist mir unerfindlich. Aber die Welt ist nun einmal wunderlich im Namentgeben. Nennt sie doch auch die aus Südamerika stammende, meist scharlachrot, mitunter wohl auch weißblühende Art „türkische“ Bohne. Ob sie mit Recht die gemeine Bohne „Schminkbohne“ getauft hat, kann ich nicht untersuchen, da ich mich aufs Schminken nicht verstehe, auch meine Frau sich niemals geschminkt hat. Da wir nun einmal bei den verschiedenen Bohnensorten sind, so muß ich noch eine Wicken-Art anreihen, es ist die Sau- oder Pferdebohne, auch Buffbohne genannt. Auch von ihr heißt's wie vom „Mädchen aus der Fremde“: „Sie war nicht in dem Thal geboren.“ Sie wächst am kaspischen Meere wild. An der kömmt Ihr Eure Freude erleben, Hintender, oder vielmehr an den Feuten, wenn Ihr so im Mai oder Juni nach Westfalen oder an den Niederrhein reist! Dort wird eine edlere Sorte dieser Hülsenfrucht gebaut; und in der angegebene Zeit, da wird dort Mahlzeit für Mahlzeit „Bohnen und Schinken“ auf den Tisch gebracht. „Dicke Bohnen“ — „westfälischer Schinken“, die beiden gehören nämlich zu einander wie Kaplan und Pfarrköchin.

Wenn Ihr in Deutschland irgend etwas Geschicktes antrefft, von dem Ihr nicht wißt und von dem's auch die Andern nicht recht wissen, wer das Verdienst der Einführung davon oder das meiste Verdienst um dessen Verbesserung und Veredelung hat, so dürft Ihr nur immer getroßt sagen: „Karl der Große.“ Dem Mann haben die armen Kandidaten leid gethan, die ihr Examen in Geschichte zu bestehen haben. Mit diesen Bedauernswertesten verfährt man nämlich unversehlich streng. Bestand doch nicht einmal mein Kesse Eduard, der mir noch am Tage vor seinem Staatsexamen erklärte: „Mir soll's schon nicht fehlen, ich kann eine Unmenge Geschichte, nur habe ich all' die vielen Thatsachen und Jahreszahlen vergessen.“ Und der Professor war so kleinlich, ihn wirklich dieser beiden kleinen Gedächtnisfehler wegen durchfallen zu lassen! Da lob' ich mir Karl den Großen! Der hat die Geschichte außerordentlich vereinfacht. Damit die „Geschichts-Studenten“ ihr Gedächtnis nicht gar zu sehr mit Per-

sonennamen und Jahreszahlen zu belasten brauchen, hat dieser einsichtsvolle Kaiser eine ganze Menge nützlicher Dinge höchstselber eingeführt beziehungsweise verbessert, als da sind unter Nr. 1: christlich-germanische Kultur, Steuern, Feudalwesen, Volksschulen, Volksversammlungen, die — wenn man Johannes Scher glauben darf — ganz und gar den Kammern des modernen Konstitutionalismus gleichen, denen man zu beschließen gestattet, was den Regierungen genehm ist u. s. w. — unter Nr. 2: Kirchengesang, Kirchen- und Palastbau, Bienezucht, Anbau und Kultur von Stein- und Kernobst, von Rosen, Lilien, Kummel, Fenchel, Petersilie, Gurken, Karotten, Zwiebeln, Kürbiskohl u. s. w. Daß in diesem letzten „u. s. w.“ auch die Bohne steckt, merkt Ihr, ohne daß ich's Euch noch besonders hierher setze.

Bekannt waren die Bohnen den Deutschen freilich schon lange vor Karl dem Großen. Die weißen und schwarzen Bohnen dienten u. a. bei Gerichtsverhandlungen zum Abstimmen, die weißen bedeuteten Freisprechung, die schwarzen, zugleich die durchbohrten, Verurteilung. Auch unsere Johannisfeuer sollen mit der Bohne in etwas in Zusammenhang stehen. Bei den Palilien, den Festen zu Ehren der Hirtengöttin Pales, rücherte man mit Bohnenstroh, zündete Feuer an und sprang darüber.

Früher bestand in Deutschland und Holland, wie noch jetzt in England, für das hl. Dreikönigsfest die Sitte, einen Bohnenkuchen unter geladenen Gästen zu verteilen. In diesen Bohnenkuchen war nur eine einzige Bohne hineingebaden. Wer das Stück des Kuchens mit der Bohne bekam, hieß Bohnenkönig. Und jeder König muß freigebig sein, selbst wenn er nur Bohnenkönig ist. Folglich hatte dieser für das nötige Raß zu sorgen, mit dem man den verspeisten Bohnen-Kuchen begoß.

Da mein Brief mir zu meinem Erschrecken unter den Händen fast zu einer Länge anwächst wie jene türkische Bohne, an der Freiherr von Münchhausen zum Monde emporkletterte, so muß ich notgedrungen aufhören von der Bohne zu plaudern.

Also zur Linse! Von ihr ist nicht arg viel zu sagen. Sie liebt es nicht, daß viel Redens von ihr gemacht wird; sie ist sich ihres inneren Wertes wohl bewußt und ist überzeugt, daß der für sie spricht. Will aber jemand an ihre herum mädeln, dann nimmt sie ganz still irgend eine „Pflanzenfunde“ hervor, schlägt eine gewisse Tabelle darin auf und hält sie dem Verleumder vor die Nase. Die Tabelle aber sieht so aus:

- 1) Die Linse enthält 16% Wasser, 33% Nährstoff (Proteinförper), 48% Stärkemehl.
- 2) Die Bohne enthält 14% Wasser, 31% Nährstoff (Proteinförper), 52% Stärkemehl.
- 3) Die Erbsen enthält 16% Wasser, 29% Nährstoff (Proteinförper), 52% Stärkemehl.
- 4) Die Kartoffel enthält 72% Wasser, 2,4% Nährstoff (Proteinförper), 25% Stärkemehl.

Das wirkt besser als langes Reden. Am rechten Plaze obenanstehen, das ist's, was Wert verleiht.

So ganz leer soll denn doch aber auch die kleine Linse hier nicht ausgehen. Das Eau'sche Linsengericht habt Ihr mir im 83er weggespeißt, Hintender, da muß ich denn meinen Appetit darauf wohl oder übel schon „vertneisen.“ Es soll mir aber fern liegen, Euch Gleiches mit Gleichem vergelten zu wollen. Im Gegenteil, ich will Euch ein Kunststückchen verraten, das Euch reich machen kann. Ihr kömmt Euch nämlich Geld verschaffen, das Euch nie ausgeht, ohne daß Ihr wegen Stehlens oder Münzverbrechens in Verdacht geraten werdet. Wäre die Alchymie, die Goldmacherkunst,

darauf gekommen, manches Stücklein edlen Metalles und manches Stück Blei und Kupfer wäre uneingeschmolzen, und um manche Enttäuschung wären die dummen Alchymisten ärmer geblieben.

Aha, Ihr seid neugierig geworden, Hinkender! Nun gut denn, da ist das Stücklein von der „Goldmacherkunst des 19. Jahrhunderts!“ Macht's wie die Leute in Thüringen und im Erzgebirge: Eßt das ganze Jahr Linsen, und Ihr habt das ganze Jahr Geld. Kleines mag's allerdings wohl immer nur sein, denn wie kleine Geldstücke sieht ja die Linse auch nur aus; aber tröstet Euch damit, daß kleines Geld auch Geld ist. Am Karfreitag dürft Ihr übrigens weder Erbsen noch Linsen essen, die Schwaben können's Euch sagen, warum nicht. Solltet Ihr aber von denen gerade keinen zur Hand haben, so will ich Euch schon mit dieser Schwabenweisheit aufwarten: Ihr bekommt nämlich dann Geschwüre davon.

Zum Schluß noch ein Stücklein, wenn Ihr das in Euren 84er setzt, dann könnt Ihr getrost statt einer Million davon deren zehn drucken. Die jungen Mädchen werden sich um denselben reifen, wie die Ultramontanen um die Schule. Laßt aber den Setzer dabei genau aufmerken, daß er's nicht verdruckt, denn dann hilft's nicht. Die Sache aber ist ein

Angorischer Viebeszauber.

Wenn eine junge Maid gern wissen möchte, wie ihr Zukünftiger aussieht, so soll sie in der Christnacht Linsen in einem nagelneuen Thongeschirr kochen. Den Deckel darauf muß sie mit Lehm dicht verkleben. Vor Mitternacht legt sie dann das Schzeug verkehrt auf den Tisch und stellt einen Stuhl mit den Füßen nach oben daran, setzt die Linsen auf und schaut von außen zum Fenster herein. Sieht sie nichts, so bleibt sie noch ledig; andernfalls aber erscheint der Freier, setzt sich an den Tisch und isst die Linsen.

Gelt, das Rezept ist unter Brüdern eine Doppelkrone wert! Ihr sollt's um die Hälfte haben, Hinkender, „weil Ihr's seid.“ Spendet's also dem Reichswaisenhaus! So, nun ist's mit meinem Latein aber auch rein zu Ende. Der Brief hat alles, was ich von meiner Gufte über Kartoffeln erfahren und was ich selber von Hülsenfrüchten zur Hand hatte, aufgezogen wie der Fensterchwamm das Wasser. Da muß ich denn schließen, mir zum Verdrusse, denn:

Mit Euch ein Stündlein zu verplaudern,

Ist angenehm und bringt Gewinn, —

Euch jedenfalls zur Lust, denn mein Schreibebrief ist „ein klein wenig recht arg viel“ lang geworden.

Mit echt deutschem Handschlag und mit einem „Behüt Gott!“ verabschiede ich mich denn von Euch als

Euer allzeit getreuer

H. Ch. Wilhelm Meyer,

Königl. Kanzlei-Inspektor.

Düsseldorf a. Rh., den 25. Mai 1883.

Nachschrift: Ich hab' alles gelesen, heut' morgen, als er in die Kanzlei gegangen war. In der ersten Aufwallung, da hab' ich den ganzen Brief ins Feuer werfen wollen, das gerad' unterm Linsentopf brannte, weil ich's nun klar schwarz auf weiß vor mir hatte, wie er mich so hinterücks der Kartoffel abwendig zu machen gewußt hat. Und dann der „aufgewärmte Töchterchulaufsatz“, der hat mich auch nicht wenig aufässig gemacht. Woher er das nur gleich gehant! Wie's uns armen Weibern aber geht: die erste Aufwallung verfliegt immer schnell, und hinterher, da thut's uns denn jedesmal recht sehr leid, daß wir wieder so arg ins Zeug gegangen. Ich hab's mir also noch recht-

zeitig genug besser überlegt, indem ich d'ran dachte, wie wir, er und ich, denn doch jedes so ein paar Kilo, an Gewicht zugenommen durch die neue Lebensweise, und daß diese auch wohlfeiler ist, als immer die mannigfaltigen Fleischweizen und die verschiedenen Gemüse beim ständigen Kartoffeltisch. Und da habe ich mich denn hingesezt und schreibe nun diese Nachschrift, ohne die wir Frauen ja bekanntlich keinen Brief fortlassen. Und darin soll stehen für alle die Hausfrauen, die Euren Kalender lesen: „Macht's, wie der Hinkende im 83er rät: laßt Bohnen, Erbsen, Linsen die gleiche Be- rechtigung mit der Kartoffel auf Euren Küchzetteln haben, Ihr werdet Euch gut dabei stehen, ich weiß es jetzt aus Erfahrung.“ — Euch aber, Hinkender, über- mittelte ich hiermit meinen respektvollen Gruß. Wegen des „alten Stelzbeins“, darum seid Ihr mir wohl nicht mehr böse? So arg war's ja auch gar nicht gemeint! Bitt' schön um gelinde Abstrafung!

Frau Königl. Kanzlei-Inspektorin
Auguste Meyer, geb. Füllner.

Irren ist menschlich.

In dem herrlichsten Denkmal altdeutscher Baukunst, dem schönen Münster der im Jahre 1870 dem deutschen Reiche wiedergewonnenen Stadt Straßburg, befindet sich bekanntlich die interessante astronomische Uhr, die täglich eine große Menge einheimischer und fremder Beschauer anlockt. Besonders ist dies Mittags um 12 Uhr der Fall, denn um diese Zeit zeigt die Uhr ihre schönsten Künste: Ein aus Holz geschnitzter Genius der Zeit und ein Greis schlagen erst gemeinschaftlich die vier Viertel der Stunde, dann schwingt der Tod mit seinem Knochenarme ein Totenbein an den Rand der Glocke und läßt sie zwölfmal dröhnend erklingen. Hierauf kommen feierlichen Schrittes aus einer Nische die zwölf Apostel hervor, wandeln sich verbeugend an dem in der Mitte stehenden Erlöser vorüber, der über jeden einzelnen segnend seine Hand erhebt. Während dieses Rundganges reckt ein auf einem Seitentürmchen sitzender künstlich gebildeter Hahn den Hals, schlägt mit den Flügeln und läßt dreimal ein regelrechtes, langgezogenes Ki-ke-ri-ki erschallen, das selbst die weiste aller Hennen täuschen könnte, so daß sie nicht anders zu meinen vermöchte, als ihr stolzer Eheherr habe gerufen.

Dieser Rundgang der Apostel und der Hahnerruf werden gewöhnlich vonseiten der Anwesenden am meisten bewundert, und ihretwegen fällt oft eine nach Hunderten zählende Menge den Raum vor der Uhr. Doch wohl- verstanden, wer dies alles sehen und hören will, der muß in die Kirche hineingehen, entweder durchs Hauptportal an der vorderen Fassade oder durch das große Seitenportal beim Pyceum: in beiden Fällen wird man die Uhr neben dem Chor im linken Seitenschiff finden, — notabene, wenn man sich am Hauptaltar mit ins Innere der Kirche gerichtetem Gesichte stehend denkt, denn vom Portal aus nach dem Altar gesehen, ist es das rechte. Jedenfalls aber darf man es nicht machen, wie im vorigen Jahre ein junger Bauer aus einem Dorfe im Renchtale, welcher mit seinem ihm erst 14 Tage zuvor angetrauten schmucken Weibchen nach Straßburg gekommen war, um eine ihm zugefallene Erbschaft daselbst zu erheben, und der, weil ihm dabei der Schulmeister schon viel von der Uhr erzählt hatte, sich nun mit seiner Geliebten breit vor dem Hauptportal aufpflanzte und nach dem Turm hinaufsah, denn — dachte er — „eine rechtschaffene Kirchenguhr

muß am Turm sein: ist nicht daheim in unserm Dorfe die Uhr auch am Turm, gleich unter den Gloden, damit die Leute auch vom Felde aus sehen können, welche Zeit es sei? Also wirds wohl in Straßburg auch nicht anders sein!" Aber er suchte die Uhr vergeblich da oben und deshalb dachte er: "Wenn sie nicht am Turm ist, so wird sie wohl anderswo sein; es wäre ohnedies ein wenig unbequem, wenn man sich immer so den Hals verdrehen und so hoch hinaufsehen müßte, um zu erfahren, obs bald Mittagessenszeit sei. Ein wenig tiefer unten sieht mans auch!"

Solches denkend forschte er am Kirchengebäude selbst nach der Uhr, und seine Blicke blieben endlich haften an der berühmten großen Rosette über dem Hauptportal, und weil sie rund war, dachte er bei sich: "Aha, da haben wir endlich, was wir suchen — das muß die Uhr sein, wenn sie auch ein wenig anders aussieht, als die daheim bei uns, und keine Zeiger hat. Das ist eben noch eine aus der Franzosenzeit stammende Uhr, die unjereins halt nicht versteht, denn bei den Franzosen ist alles lauderwälsch und anders als bei uns. Na, jetzt wo die Stadt wieder deutsch geworden ist, werden die Straßburger schon gelehrt werden, sich nach der deutschen Uhr zu richten, so daß sie jederzeit merken, wie viels geschlagen hat: der Bismarck wird auch dies zuweg bringen!" damit beruhigte er sich, und er wurde in seiner Meinung, die gesuchte Uhr gefunden zu haben, noch bestärkt, als er über der Rosette die gewaltigen Steinbilder der zwölf Apostel stehen sah, von deren Rundgang ihm der Schulmeister ja erzählt hatte. Hoherfreut machte er sein Weibchen aufmerksam und fügte dann belehrend bei, als wäre er selber ein Schulmeister: "Siehst du, Mariann', das sind die Apostel, — jetzt gib nur Acht: wies zwölf schlägt, werden die da oben herummarschieren im Stechschritt, wie die Soldaten auf dem Exercierplatz!"

Die junge Frau aber schaute verwundert und etwas ungläubig zu den Steinolosfen empor und schien an die militärischen Exercitien derselben nicht recht glauben zu wollen. "Ja, Michel," — sprach sie endlich mit etwas zweifelndem Tone, — "aber wo ist denn der Hahn?"

"Der Hahn?" entgegnete der Bauer schier erschreckt, daß ihm der Mangel des krähenden Mahners nicht

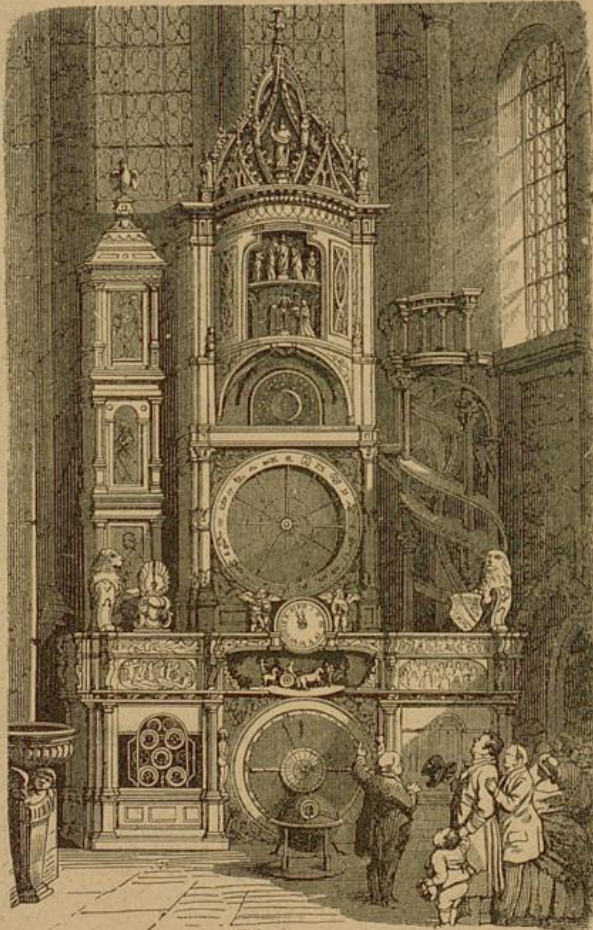
selbst aufgefallen war, "der Hahn? — Nun, wenn die Apostel da sind, so kann der Hahn auch nicht weit sein! Siehst du," — fuhr er nach einer Weile triumphierend fort, nachdem seine suchenden Blicke seitwärts der Apostelreihe auf einem Seitentürmchen ein vogelartiges Ungetüm entdeckt hatten, — "siehst du, da sitzt er: pass' mir auf, wie der Kerl krähen wird, — besser als unser großer Cochin-Chinese!"

Aber Frau Marianne schüttelte wieder ungläubig den Kopf. "Der soll krähen können?" sprach sie, "das glaub' ich all' mein Lebtag nicht, und" — fuhr sie fort, nachdem sie den vermeintlichen Hahn etwas aufmerksamer betrachtet hatte, — "ich weiß gar nicht, — der Vogel da oben kommt mir gar nicht vor wie ein Hahn, — der gleicht vielmehr einem Storch —"

"Ja wohl, natürlich!" lachte da der Bauer, indem er sein junges Weibchen zärtlich anblickte, "dir träumts immer schon vom Storch! Aber", — sprach er weiter, als die junge Frau errotend und verlegen lächelnd ihre Schürze glatt strich und er selbst mit einem zweiten prüfenden Blick auf den Vogel auf dem Türmchen dessen langen Schnabel und mehr wie ellenhohen Beine entdeckt hatte, — "weiß Gott, du könntest nicht so ganz unrecht haben, denn der Hahn da oben hat wirklich einige Ähnlichkeit mit einem Storch. — Doch was liegt daran?" fügte er gleich darauf bei, "wahrscheinlich hat der Steinhauer, der dies Getier da oben ausmeißelte, noch wenig Godelbähne gesehen gehabt, oder — wer weiß? — vielleicht haben die französischen Hähne überhaupt Ähnlichkeit mit den Störchen, oder — was ist bei dem Volk nicht alles möglich? — vielleicht krähen hierzulande die Störche wie

Warten wirs also ruhig ab, du wirst schon sehen, obs nun ein Storch ist oder

bei uns daheim die Hähne! ab, du wirst schon sehen, obs Hahn: jedenfalls kräht er!" Mit diesen Worten setzte der gläubige Bauer seinen Nebelspalter etwas weiter rückwärts ins Genick, um bequemer anschauen zu können, und sah nun unverwandt hin nach dem feineren Vogel, um ja den Moment nicht zu verpassen, in dem dieser den Hals recken und seinen melodischen Ruf erschallen lassen würde. Nur bisweilen wagte er es, mit einem Auge nach den Aposteln zu schielen, denn solch' ehrwürdige Rekruten den Stechschritt machen zu sehen und zu be-



Die astronomische Uhr im Straßburger Münster.

obachten, ob nicht etwa der heilige Petrus mit dem rechten Fuß antrete, — was ihm selbst im Anfang seiner Soldatenzeit bisweilen passiert war, — das war höchst merkwürdig und durfte um alles nicht veräußert werden. Die junge Frau aber stand neben ihm und blickte zerstreut ebenfalls nach dem steinernen Storch auf dem Türmchen, aber sie mochte dabei an ganz andere Dinge denken, als daß er krähen werde, denn nach einer Weile sprach sie tief aufseufzend leise vor sich hin: „Wie Gott will, — aber ein Büble wär' mir als erstes doch lieber!“

So standen die Beiden wohl eine Viertelstunde lang, — denn der Bauer im allgemeinen pflegte gründlich zu nehmen und kommt in solchen Fällen lieber eine halbe Stunde zu früh, als nur eine Minute zu spät, — sie standen und standen und der Bauer rückte seinen Hut immer weiter ins Gesicht, um besser aufwärts schauen zu können. Da endlich schlug es hoch oben auf dem Turme donnernd 12 Uhr und — der Bauer drehte sich schier den Hals ab und guckte sich fast die Augen aus dem Kopfe: aber die Apostel rührten und regten sich nicht, und der Hahn mit dem storchenhaften Aussehen machte auch keine Anstalten zum Krähen, — nicht einmal den Schnabel öffnete er.

Da lachte die Mariann' laut auf. „Siehst du, Michel, daß ich recht hatte?“ rief sie lustig in die Hände klatschend aus, — „lerne du mich einen Hahn kennen! Na, jetzt wirst du doch wohl einsehen,“ fügte sie dann neckend bei, „daß hierzulande die Störche nicht krähen können, am allerwenigsten aber — die steinernen!“

Da fastete Michel seine bessere und flügere Hälfte bei der Hand und sprach mit einer zornigen und zugleich verächtlichen Geberde: „Schwindel ist die ganze Geschichte, erbärmlicher, niederträchtiger Schwindel —

auch noch aus der Franzosenzeit. Aber,“ — fuhr er dann grimmig die Faust schüttelnd fort, — „dem Schulmeister werd' ichs auch eintränken, daß er mich mit der verlogenen Geschichte zum besten hatte. Schulmeister, werd' ich zu ihm sagen, wenn Ihr wieder einmal einen Esel braucht, so sucht Euch einen andern, als mich —“

„Warum nicht gar?“ unterbrach ihn da die resolute Frau. „Daß er und das ganze Dorf sich hintermach lustig über dich machen, weil du eine halbe Stunde lang den steinernen Storch anglotztest und darauf wartetest, daß er krähe! Nichts da, Michel, kein Wörtle wirst du gegen den Schulmeister verlannten lassen — und,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „wolltest du denn

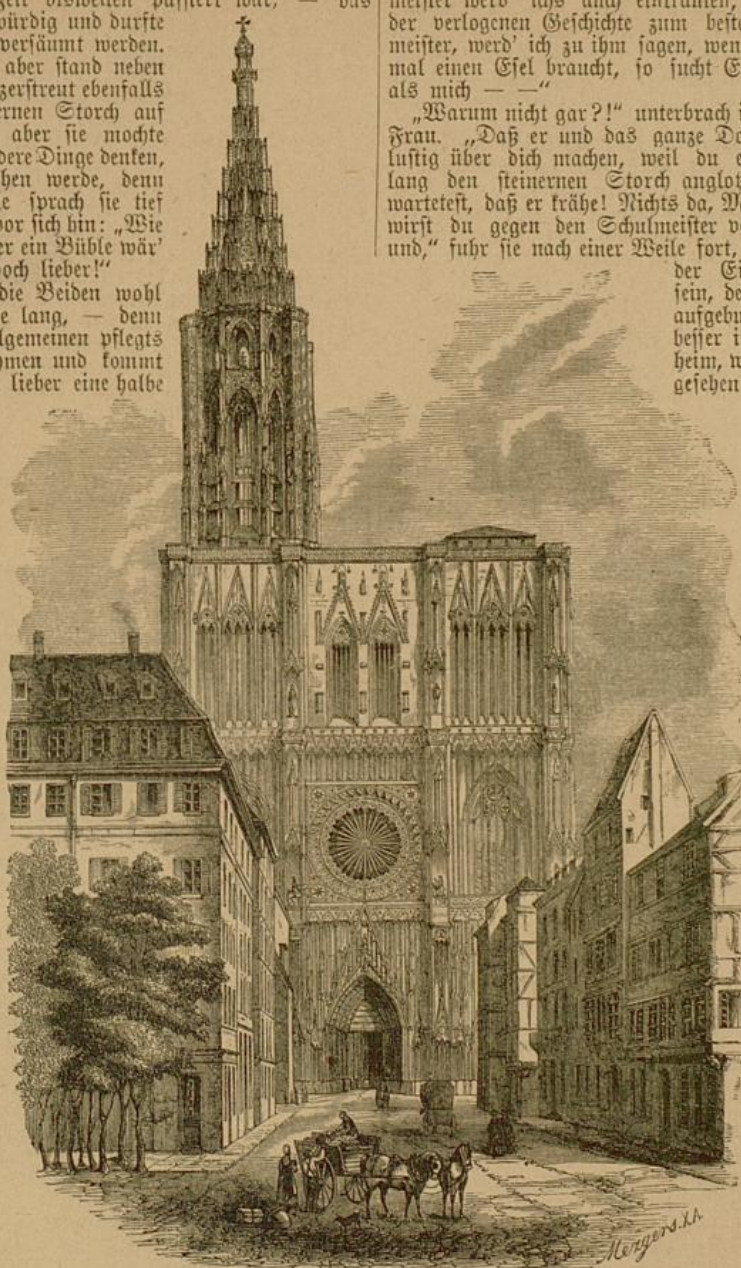
der Einzige im Dorfe sein, dem er einen Bären aufgebunden hat? Nein, besser isst, wir sagen daheim, wir hätten wirklich gesehen und gehört —“

„Bei meiner Seele,“ rief da der Michel mit leuchtenden Augen, „du hast recht! Sind wir da rinnjesallen, — wie unter preussischer Feldwebel als zu sagen pflegte, — so sollen auch andere rinnjesallen! In vierzehn Tagen will der Adlerwirt herüberfahren: der muß mir auch eine halbe Stunde lang den Storch da oben angaffen, oder ich will im Leben nur noch Wasser trinken!“

Mit diesem Trost im Herzen begab sich unter Ehepaar an die Eisenbahn und fuhr wieder heim.

Zu Hause angekommen ging alles ganz gut. Überall im Dorfe versicherten beide, sie hätten die Apostel marschieren sehen und den Hahn krähen hören. Als aber

vierzehn Tage später der Adlerwirt nach Straßburg fuhr und bei seiner Heimkunft auch von der merkwürdigen Uhr, den Aposteln und dem Hahn erzählte, da wollte sich der Michel über ihn lustig machen. Ein Wort gab das andere und schließlich verriet sich der Michel selbst, und es kam an den Tag, was ihm vor dem Straßburger Münster passiert war. Für den Spott brauchte er nachher gerade nicht zu sorgen.



Das Münster zu Straßburg.

Wenn er abends in den Adler kam, wo er gewöhnlich sein Schöpfelein zu trinken pflegte, da neckte ihn wohl hie und da einer seiner Freunde mit der Frage: „Michel hat der Storch noch nicht gekräht?“ Zum Glück aber versteht der Michel Spaß, denn gutnützig ist er, und deshalb begnügte er sich jedesmal mit der Antwort: „Iren ist menschlich, aber wartet's nur ab: gut Ding will Weil!“

Als aber, nachdem so etwa dreiviertel Jahre um waren, wieder einmal einer den in die Wirtsstube tretenden Michel fragte: „Wie stehts, — hat der Storch immer noch nicht gekräht?“ da schwenkte der Michel vergnügt seinen Hut und rief: „Wenn er auch nicht gekräht hat, so hat er doch geklappert: zwei prächtige Buben liegen daheim in der Wiege, einer schöner, als der andere!“

Und als er dann auftragen ließ vom besten — denn der Michel kaun's — da stießen alle fröhlich mit ihm an, und — von den Haarbeuteln, die es an diesem Abend gab, war auch einer schöner, als der andere.

Zufällig war der Hinkende an dem Abend auch im Adler und mit von der Gesellschaft, denn er gehört auch zu des Michels Freundschaft. Da hat er denn die Geschichte von dem kräbenden Storch und den marschierenden steinernen Aposteln von A bis Z erfahren. Als er aber mit dem Michel anstieß auf gutes Gedeihen seiner Zwillingbuben und ihn frug: „Michel, wie ist's, — darf ich die Geschichte im Fahrer Kalender erzählen?“ da kratzte sich der Michel wohl anfangs hinterm Ohr und meinte, lieber wärs ihm schon, wenns nicht so in der Welt ausposaunt würde. Dann aber schlug er in seinem glücklichen Vatergefühl auf den Tisch, daß die Gläser tanzten und rief: „Meinetwegen, Hinkender, aber eines bedinge ich mir aus dabei!“

„Nun was denn!“

„Daß Ihr zum Schluß auch sagt, was für Staatsferle meine Buben sind!“

Das versprach ihm denn der Hinkende, und der Kalendermann löst gerne sein Versprechen und erklärt hiermit, daß die beiden Buben dem Michel wie aus dem Gesicht geschnitten ähnlich sind. Es wiegt jeder — obwohl sie erst ein Vierteljahrlein alt sind — gut 20 Pfund.

Des Hinkenden Boten Standrede über die Lebensversicherung.

(Fortsetzung aus vorigem Jahrgang.)

Nur wenige Wochen waren seit der ersten Standrede über die Lebensversicherung verfloßen, als der Hinkende wieder im „Löwen“ zu Bietigheim am „Herrentischle“ saß, an welchem von den uns bekannnten Stammgästen keiner fehlte.

„Wir waren,“ begann der Hinkende, nachdem er sich durch einen Schoppen Marktgräser gestärkt hatte, „das vorige Mal dabei stehen geblieben, daß die Lebensversicherungs-Anstalt bei Berechnung ihrer Prämien auch auf die Zinsen Rücksicht zu nehmen hat. Denn die Anstalt hat ja doch die gesamte Summe von 93,268,000 Mark, welche sie auf das Leben der im Alter von 20 Jahren eintretenden 93,268 Personen versichert, nicht sofort auf einmal auszusahlen, sondern erst nach und nach beim Tode dieser Personen, also zum größten Teile erst nach einer langen Reihe von Jahren. Der Wert dieser, in einem Zeitraum von 71 Jahren allmählich zu leist'nden Zahlungen ist natürlich, wenn man dabei Zinsen in Anschlag bringt, beim Abschluß

der Versicherungen ein weit geringerer, als die Versicherungssumme beträgt.“

„Das ist wohl wahr“, sagte der Ratschreiber, „aber die Anstalt empfängt doch auch die Prämienzahlungen nicht alle gleich auf einmal, sondern ebenfalls erst nach und nach in einem Zeitraum von 71 Jahren.“

„Ganz recht,“ erwiderte der Hinkende; „während indes die Zahl der Sterbefälle und also auch die Ausgabe der Anstalt anfänglich klein ist und erst später mit dem steigenden Alter der Versicherten allmählich größer und größer wird, ist umgekehrt die Zahl der Prämienzahler und demnach bei gleich bleibender Durchschnittsprämie auch die Prämien-Einnahme der Anstalt im ersten Jahre der Versicherung am größten und wird dann allmählich mit der sinkenden Zahl der Versicherten kleiner und kleiner. Die Anstalt nimmt daher anfänglich viel mehr an Prämien ein, als sie für Sterbefälle auszugeben hat, und sie würde also, da sie die Gelder selbstverständlich nicht tot liegen läßt, ein sehr gutes Geschäft machen, wenn sie bei Berechnung ihrer Prämien keine Zinsen in Anschlag bringen würde.“

„Das wäre noch schöner,“ polterte der Bürgermeister, „das leiden wir nicht; sie muß Zinsen rechnen, sonst laß' ich sie von Amtswegen einstecken und Euch mit, Ratschreiber, wenn Ihr dem Schwindel noch ferner beisteht.“

„So ist's recht; so muß es kommen, sonst giebt's keine Furcht,“ stimmte der Hansfrieder bei.

„Na, ereifert Euch nur nicht,“ beschwichtigte der Hinkende. „Es fällt der Anstalt ja gar nicht ein, sich zu kräuben, sie hat vielmehr schon aus freien Stücken, ehe Ihr nur daran dachtet, bei ihren Berechnungen Zinsen in Berücksichtigung gezogen. — Selbstverständlich darf sie aber mit keinem hohen Zinsfuß rechnen, weil sie ihre Gelder, das dereinstige Erbe von Witwen und Waisen, nur in der allersichersten Weise . . .“

„Wie Bullengelder,“ bemerkte der Barbier Peter.

„Bastillengelder heißt es,“ fiel der Hansfrieder ein.

„Unsinn, Ihr seid beide Schafsköpfe! Pupillengelder heißt es,“ rief der Bürgermeister, froh, sein Licht von neuem leuchten lassen zu können.

„Ihr habt recht, Bürgermeister,“ bestätigte der Hinkende lachend und fuhr dann fort, „also wie Pupillen- oder auf deutsch Mündelgelder anlegen darf, und weil in dem sehr langen Zeitraum, auf welchen hinaus sie rechnen muß, die Verhältnisse bedeutende Schwankungen des landesüblichen Zinsfußes mit sich bringen können. Der von der Lebensversicherungsanstalt bei ihren Berechnungen zu Grunde gelegte Zinsfuß darf, wenn ihr dauernder Bestand nicht gefährdet werden soll, entschieden nicht höher sein, als nach menschlicher Voransicht und nach den bisherigen Erfahrungen stets und unter allen Umständen bei sicherer Geldanlage zu erzielen ist. Je niedriger freilich der Zinsfuß angenommen ist, je höher berechnen sich die Prämien. Allein dies macht nichts aus, da dadurch, was doch immer das Wichtigste ist, die Sicherheit der Anstalt gestärkt wird, — und wenn etwa die letztere auf Gegenseitigkeit beruht, d. h. wenn die Versicherten selbst die Inhaber der Anstalt sind, so hat die Anwendung eines niedrigen Zinsfußes erst recht nichts zu sagen, weil dann ja jeder Überschuß — und also auch das, was über die ursprüngliche Annahme hinaus an Zinsen erzielt wird, — den Versicherten wieder zufließt. Von den deutschen Lebensversicherungs-Anstalten haben die ältern meist 3%, die jüngern

dagegen meist 4%, manche aber auch 3 1/2% als Grundrechnungs-Zinsfuß angenommen. Wir wollen, um feiner Anstalt zu nahe zu treten, den mittleren Satz von 3 1/2% unserer Rechnung zu Grunde legen. — Nun, Ratschreiber, wie würdet Ihr jetzt die Rechnung ausführen?"

"Ihr fragt nur immer den Ratschreiber, und ich habe doch zuerst an die Zinsen gedacht," rief der Bürgermeister in vorwurfsvollem Tone. "Die Sache ist doch nach dem, was Ihr vorhin sagtet, einfach genug. Man muß berechnen, welchen Wert die jährlichen Einnahmen und Ausgaben der Anstalt unter Berücksichtigung von 3 1/2% Zinsen beim Abschluß der Versicherung haben."

"Richtig, Bürgermeister," entgegnete der Hinkende, "und zwar muß man dabei Zins auf Zins rechnen, da natürlich die Anstalt ihre jährliche Zinsen-Einnahme stets sofort wieder zinsbar anlegen muß."

Damit wir uns nicht zu lange bei der Zinsberechnung aufzuhalten brauchen, habe ich hier eine Tabelle mitgebracht, aus welcher hervorgeht, auf welchen Betrag 1 M. bei 3 1/2% Zinseszins in 1, 2, 3, 4 u. s. w. bis 100 Jahren anwächst und ferner auch, welchen baren Wert ein nach 1, 2, 3, 4 u. s. w. bis 100 Jahren fällig werdender Betrag von 1 M. bei 3 1/2% Zinseszins gegenwärtig hat.

Mit Hilfe der letzteren Abteilung läßt sich nun leicht berechnen, welcher Wert den sämtlichen Ausgaben der Anstalt für Sterbefälle im Zeitpunkt des Versicherungsabschlusses beizumessen ist, und wie hoch die zu erwartenden Prämienzahlungen gleichzeitig anzuschlagen sind. Nun, Bürgermeister, damit Ihr Euch nicht wieder beschwert, bitte ich Euch, zunächst einmal auszurechnen, welchen Wert die Ausgaben der Anstalt haben."

"Das Ausrechnen könnt Ihr immerhin den Ratschreiber besorgen lassen; ich habe ihm vorhin nur, wie sich dies gebührt, den Weg vorzeichnen wollen," erklärte hierauf der Bürgermeister mit Würde.

"Nun gut," lachte der Hinkende, "so rechnet Ihr, Ratschreiber. Welchen Wert haben die 680 000 M., welche die Anstalt nach Ablauf des ersten Versicherungsjahres für Sterbefälle auszusahlen hat?"

"1 M., die nach 1 Jahr fällig ist," rechnete der Ratschreiber, "hat nach Euerer Tabelle einen baren Wert von 0,966 184 M., folglich sind 680 000 M., welche nach 1 Jahr zahlbar sind, bar wert 680 000 × 0,966 184 M., das ist 657 005 M. 12 S."

"Richtig," bestätigte der Hinkende. "Die Pfennige könnt Ihr übrigens weglassen, die fallen bei so großen Summen nicht ins Gewicht. Nun rechnet weiter, wie viel sind die 683 000 M., welche nach 2 Jahren fällig werden, bar wert?"

"Da 1 M., die nach 2 Jahren zahlbar ist, gegenwärtig 0,933 511 M. wert ist, 683 000 × 0,933 511 M., das ist 637 588 M."

"Und welchen Wert haben die nach 3 Jahren zahlbaren 686 000 M.?"

"686 000 × 0,901 943 M. = 618 733 M."

In gleicher Weise ist der Wert sämtlicher Sterbefall-Ausgaben bis zum 71ten Versicherungsjahre zu berechnen, und hierauf sind alle 71 Werte zusammenzuzählen, die Summe ist dann der Gesamtwert aller Versicherungssummen, welche die Anstalt nach und nach auszusahlen hat. Ihr seht, die Ausführung der Rechnung ist doch etwas mühsam und würde, so gewandt der Ratschreiber auch im Rechnen ist, jedenfalls eine zu lange Zeit in Anspruch nehmen, als daß

wir heute abend damit fertig werden würden. Ich habe deshalb zu Hause bereits die sämtlichen Werte ausgerechnet und addiert. Als Summe ergibt sich rund 27 0150 00 M., d. h. die 93 268 000 M., welche die Anstalt nach und nach in 71 Jahren auszusahlen hat, sind beim Abschluß der Versicherung nicht einmal ganz den dritten Teil, nur 27 015 000 M. wert. Ihr könnt hieraus erkennen, welch' gewaltiger Unterschied durch die Rechnung mit Zinsen entsteht."

"Da seht Ihr nun, Ratschreiber, wie wichtig es war, daß ich Euch auf die Zinsen geholfen habe," rief der Bürgermeister. "Wir haben dadurch der Anstalt mehr als 66 Millionen Mark abgezwaht."

"Ja, so muß's kommen, sonst giebt's keine Furcht!" stimmte der Hansrieder befriedigt bei, als ob die 66 Millionen Mark in seine eigene Tasche geflossen wären.

Der Steffe-Marte aber war inzwischen auf einen Stuhl gestiegen und begann nun feierlich: "Bürgermeister, Ihr habt schon viel für die Gemeinde gethan und Euch in manches gelegt; aber das mit den 66 Millionen ist doch Euer größtes..."

"Setzt Euch, Ihr Narr, und schweigt; was versteht denn Ihr von unsem Rechnungen," unterbrach ihn ärgerlich der Bürgermeister und zog ihn dabei so umant vom Stuhl, daß er in die Stube kugelte und, nachdem er sich wieder aufgerafft, unter allgemeinem Gelächter beschämt in seine Ecke hinter den Ofen zurücklich.

"Ruhig, wir sind noch nicht fertig," fuhr der Hinkende hierauf fort. "Die Anstalt kann sich, wenn Ihr ihre Ausgaben so niedrig veranschlagt, natürlich auch die Prämienzahlungen, welche sie in künftigen Jahren zu empfangen hat, nicht voll anrechnen lassen, vielmehr muß sie fordern, daß bei der Prämienberechnung ihre Einnahmen nur nach ihrem baren Wert in Ansatz gebracht werden."

"Freilich" rief der Barbier Peter, "sonst entsteht ja ein Defizit."

"Ganz recht, Peter, jedoch heißt es Defizit. Also, freich aus Wert, Ratschreiber. Da die Prämien alljährlich im voraus gezahlt werden müssen, so ist die erste Zahlung sofort, die zweite Zahlung nach 1 Jahre, die dritte Zahlung nach 2 Jahren u. s. w., die 71te Zahlung endlich nach 70 Jahren fällig. Welchen Wert hat also die erste Zahlung, wenn jeder Versicherte 1 M. entrichtet?"

"Da diese Zahlung sofort geleistet werden muß, 93 268 M.," erwiderte der Ratschreiber.

"Richtig. Wie viel ist aber die zweite Zahlung bar wert?"

"Dieselbe ist nach 1 Jahre fällig, also 92 588 × 0,966 184 M. = 89 457 M."

"Jawohl, das heißt mit anderen Worten, für die Anstalt haben die 92 588 Prämienzahlungen, welche sie nach 1 Jahre zu empfangen hat, eben nicht mehr Wert, als 89 457 alsbald zu leistende Zahlungen. Nun sagt uns noch, welchen baren Wert die nach 2 Jahren zu leistenden 91 905 Prämienzahlungen haben."

"91 905 × 0,933 511 = 85 794"

"Richtig, und so ist der Wert sämtlicher Prämienzahlungen bis zum 71. Versicherungsjahre zu berechnen. Um heute abend Zeit zu sparen, habe ich auch diese Rechnungen bereits zu Hause ausgeführt und die 71 Werte dann zusammengezählt. Die Summe beträgt, wie Ihr hier sehen könnt, 1 959 150, d. h. die Prämien-einnahme der Anstalt würde, wenn jeder Versicherte vom 20. Lebensjahre ab bis zu seinem Tode oder bis

zum 90. Lebensjahre 1 *M* jährlich zu entrichten hätte, einen baren Gesamtwert von 1 959 150 *M* Mark haben, oder auch die gesamten 3 914 122 Prämienzahlungen, welche die Anstalt von den im Alter von 20 Jahren eintretenden Versicherten nach und nach zu empfangen hat, haben so viel Wert, wie 1 959 150 sofort zu entrichtende Zahlungen.

„So, Ratschreiber, jetzt sind wir endlich so weit, daß wir zur Feststellung der Durchschnittsprämie für den 20jährigen schreiten können.“

„Wie findet Ihr nun diese Prämie?“

„Sehr einfach,“ erwiderte der Ratschreiber. „Wie ich schon neulich sagte, teile ich die gesamte Ausgabesumme der Anstalt durch die Anzahl aller Prämienzahlungen. Nach Eurer Rechnung ist der Gesamtwert der Sterbefall-Ausgaben 27 015 000 *M* und die Gesamtzahl der Prämienzahlungen nach ihrem baren Wert 1 959 150, also teile ich 27 015 000 *M* durch 1 959 150, das ist 13 *M* 79 *S*.“

„Ganz richtig, Ratschreiber, ich sehe Ihr habt die Sache verstanden. — Ein 20jähriger hat also auf 1000 *M* Versicherungssumme, welche bei seinem Tode oder nach Zurücklegung seines 90. Lebensjahres zahlbar ist, eine jährliche Prämie von 13 *M* 79 *S* zu entrichten. Genau auf die nämliche Art und Weise werden die Prämienätze auch für alle übrigen Beitrittsalter berechnet. Wenn es Euch Spaß macht, Ratschreiber, könnt Ihr ja während dieses Winters die Rechnung vollständig ausführen. Zur Abwechslung könnt Ihr dabei anstatt des gegenwärtigen Wertes der Prämienzahlungen und Sterbefall-Ausgaben den zukünftigen Wert derselben berechnen, d. h. den Wert, auf welchen dieselben bis zu dem Zeitpunkt, wo alle Versicherten gestorben sind oder das Alter von 90 Jahren erreicht haben, mit $3\frac{1}{2}\%$ Zins auf Zins angewachsen sind; denn selbstverständlich muß die Rechnung auch dann wieder klappen, wenn die Anstalt nach dem Tode aller Versicherten oder vielmehr, nachdem sie alle Versicherungssummen ausgezahlt hat, den Abschluß macht. Hätten wir z. B. unsere Rechnung für diesen Zeitpunkt ausgeführt, so würden wir gefunden haben, daß der Gesamtbetrag aller Sterbefall-Ausgaben mit $3\frac{1}{2}\%$ Zinseszins bis dahin auf 310 720 000 *M* angewachsen wäre, und daß die Prämienzahlungen ebenfalls bis dahin den Wert von 22 533 600 Zahlungen erreicht hätten; als Prämie würde sich dann also 310 720 000 *M*, geteilt durch 22 533 600, demnach wieder 13 *M* 79 *S* ergeben haben. Natürlich müßt Ihr, wenn Ihr auf diese Weise den künftigen Wert der einzelnen Zahlungen berechnen wollt, die erste Abteilung der Zinstabelle zu Hilfe nehmen. Die Werte selbst braucht Ihr aber, da dieselben unveränderlich sind, nur einmal zu rechnen. Nachdem Ihr diese Berechnung bewirkt habt, setzt Ihr in einer Tabelle, in welcher Ihr vorher unter einander Jahr für Jahr die einzelnen Lebensalter eingetragen habt, zunächst die Werte der bezüglichen Prämienzahlungen in einer zweiten Reihe unter einander und fangt dann von unten, vom Alter von 90 Jahren an, diese Werte dergestalt zu summieren, daß Ihr in einer dritten Reihe beim Alter von 90 Jahren den letzten Wert einstellt, beim Alter von 89 Jahren dann zu diesem Wert denjenigen des Alters von 89 Jahren hinzuzählt, weiter beim Alter von 88 Jahren dann diese Wertsumme, vermehrt um den Wert des Alters von 88 Jahren, einstellt und so fort zu der gefundenen und eingetragenen Wertsumme immer den betreffenden weiteren Wert hinzurechnet und das Ergebnis einträgt. — Hierauf schreibt Ihr auch die Werte der

einzelnen Sterbefall-Ausgaben in einer vierten Reihe Jahr für Jahr ein und summiert diese Werte ganz ebenso von unten aufwärts, indem Ihr die betreffenden Summen in einer fünften Reihe einträgt. — Durch Division der in der fünften Reihe eingestellten Wertsummen der Sterbefall-Ausgaben durch die in der dritten Reihe ersichtlichen Wertsummen der Prämienzahlungen findet Ihr dann ohne weiteres für alle Alter die Durchschnittsprämien, die Ihr in einer sechsten Reihe eintragen mögt. Habt Ihr mich verstanden, Ratschreiber?“

„Ja, ja,“ erwiderte dieser, „ich habe alles ganz genau verstanden, und ich will die Rechnung, die ja gar nicht so langwierig ist, wie ich mir dachte, auch gern ausführen, wenn...“

„Ihr meint,“ fiel der Bürgermeister ein, „wenn wir anderen Euch unterstützen. Nun, auf meinen Beistand könnt Ihr zählen.“

„Auf meinen auch,“ rief der Barbier Peter, „und das wird Euch besonders zustatten kommen; denn ich habe, als ich in Heidelberg studierte, auch Mattematik gehört.“

„Ach, Unfug,“ fuhr der Ratschreiber fort, „Ihr würdet mir viel helfen können. Nein, ich meinte, Hinkende, Ihr müßt mir Eure Sterblichkeitsliste und Eure Zinstabelle da lassen.“

„Gewiß, die überlasse ich Euch,“ sagte der Hinkende. „Bis jetzt haben wir übrigens nur die einfachste, freilich aber wichtigste und am meisten benutzte Form der Lebensversicherung, bei welcher gegen lebenslängliche Entrichtung einer gleichbleibenden Jahresprämie das Kapital beim Tode ausbezahlt ist, ins Auge gefaßt. Es giebt aber auch noch verschiedene andere Formen, z. B. kann bestimmt werden, daß das Kapital auch schon zu einem früheren Zeitpunkt, als nach Zurücklegung des 90. Lebensjahres, bei Lebzeiten ausgezahlt werden soll, oder daß die Prämienzahlung nur bis zu einem bestimmten Zeitpunkt zu leisten oder gar durch eine einmalige Kapital-Einzahlung abzulösen ist. Wir wollen indes auf diese, wie auf alle sonstigen Formen der Lebensversicherung jetzt nicht näher eingehen; es genügt, wenn ich Euch sage, daß die Berechnung der Prämien für alle diese anderen Versicherungsarten, genau wie bei der einfachen Versicherung auf Lebenszeit, durch Feststellung des Wertes der zu erwartenden Einnahmen und Ausgaben der Anstalt erfolgt. Ein Beispiel könnt Ihr uns rasch noch berechnen, Ratschreiber, nämlich wie viel ein 20jähriger als einmalige Prämie für 1000 *M* Versicherungssumme zu entrichten haben würde.“

„Die Ausgaben der Anstalt ändern sich in diesem Falle nicht,“ überlegte der Ratschreiber, indem er zugleich seinen Gedanken Ausdruck gab, „ihr Wert beträgt also wieder 27,015,000 *M*; dagegen empfängt die Anstalt nur 93,268 sofort fällige Prämienzahlungen. Jede der letzteren muß also 27,015,000 *M*, geteilt durch 93,268, das ist 289 *M* 65 *S* betragen.“

„Sehr gut,“ lobte der Hinkende. „Nun wollen wir aber einmal vergleichen, Ratschreiber, wie sich die gleichbleibende Durchschnittsprämie zu den von Euch erst berechneten, mit der wachsenden Sterblichkeit von Jahr zu Jahr steigenden Prämien stellt. Während ein 20jähriger als gleichbleibende Durchschnittsprämie jährlich 13 *M* 79 *S* zu entrichten hat, hätte er nach Eurer ersten Rechnung je zur Deckung der betreffenden Jahres-Ausgabe für Sterbefälle beizutragen: im 1. Jahre: 7 *M* 29 *S*; im 2. Jahre: 7 *M* 38 *S* u. s. f. steigend im 11. Jahre: 8 *M* 42 *S*; im 21. Jahre: 10 *M* 36 *S*;

im 31. Jahre: 15 M 94 S; im 41. Jahre: 30 M 34 S; im 51. Jahre: 64 M 93 S; im 61. Jahre: 140 M 41 S und im 71. Jahre: 1000 M. Er hätte also im 1. Jahre: 6 M 50 S; im 11. Jahre: 5 M 37 S; im 21. Jahre: 3 M 43 S weniger, dagegen im 31. Jahre: 2 M 15 S; im 41. Jahre: 16 M 55 S; im 51. Jahre: 51 M 14 S; im 61. Jahre: 126 M 62 S und im 71. Jahre: 986 M 21 S mehr zu zahlen, als seine gleichbleibende Prämie beträgt. Welche Prämie ist da vorzuziehen?"

"Nun, natürlich die gleichbleibende Prämie von 13 M 79 S," rief der Bürgermeister; "denn es wird jeder gern anfänglich die Kleinigkeit mehr zahlen, damit er später, wenn er alt ist, nicht so unerschwinglich viel zu zahlen braucht."

"Was folgt aber weiter für die Anstalt aus der Einführung der Durchschnittsprämie?"

"Daß sie anfänglich viel mehr einnimmt, als sie zur Deckung der Sterbefall-Ausgaben nötig hat, später aber viel weniger," erwiderte der Bürgermeister.

"Richtig, und was hat sie mit den Mehr-Einnahmen in den ersten Versicherungsjahren anzufangen?"

"Sie muß dieselben zurücklegen und auf die Sparkasse tragen, um mit ihnen und den erzielten Zinsen später die Mehr-Ausgaben zu decken."

"Ganz Recht," sagte der Hinfende; "mit dem Ansammeln der Gelder auf der Sparkasse würde es jedoch nichts sein, dazu sind die Summen zu groß. Die Lebensversicherungs-Anstalten müssen sich daher schon bemühen, ihre Gelder auf andere Weise sicher unterzubringen, und vorzugsweise haben sie hierzu die hypothekarische Ausleihung auf landwirtschaftliche Besitzungen — natürlich zur Vereinfachung der Verwaltung nur in größeren Summen — gewählt. In dieser Weise sind jetzt allein von den im Deutschen Reich bestehenden Lebensversicherungs-Anstalten mehr als 450 Millionen Mark ausgeliehen."

"Alle Wetter!" rief der Ratsschreiber; "das ist eine riesige Summe; hätte ich doch nicht geglaubt, daß den Lebensversicherungs-Anstalten soviel Geld anvertraut würde."

"Daraus könnt Ihr erkennen," sagte der Hinfende, "daß andere Leute klüger sind, als Ihr, und Euer Mißtrauen nicht teilen. Ihr seht nun wohl auch selbst ein, daß dasselbe unbegründet ist, und daß die Lebensversicherung auf ganz sicherer Grundlage beruht?"

"Nur Eines ist mir an der ganzen Geschichte noch nicht klar," entgegnete hierauf der Bürgermeister. "Wie will denn die Lebensversicherungs-Anstalt erreichen, daß sich gerade so viele Personen in jedem Alter versichern, als in ihrer Sterblichkeitsliste angegeben sind?"

"Davon ist ja auch gar keine Rede," erklärte der Hinfende. "Jene Zahlen in der Sterblichkeitsliste drücken ja nur das Verhältnis aus, in welchem der Tod unter den Menschen erfahrungsmäßig seine Opfer zu fordern pflegt. Das gleiche Sterblichkeitsverhältnis kehrt natürlich, so kann man mit Recht annehmen, auch bei jeder beliebigen anderen Anzahl von Personen wieder, und so kann denn eine Lebensversicherungs-Anstalt, wie dies in der That geschieht, zu den auf Grund der Sterblichkeitsliste festgestellten Prämienätzen jede beliebige Zahl von Personen jedes Alters versichern und dazu jeden Tag neue aufnehmen, ohne deshalb irgend welche Gefahr zu laufen und ohne besorgen zu müssen, daß durch die Neuaufgenommenen

die schon früher Versicherten benachteiligt, oder daß umgekehrt durch die Letzteren die Neuzutretenden belastet werden. Wünschenswert ist freilich immer, daß die Zahl der Versicherten einer Anstalt nicht allzu klein bleibt, weil, wie ich schon früher sagte, bei einem kleinen Personenkreis der Tod nur selten nach den Sterblichkeitsgesetzen fragt, vielmehr sehr willkürlich schaltet und waltet."

"Das verstehe ich jetzt," sagte der Bürgermeister. "Aber da fällt mir eben noch etwas ein. Wenn die Prämien so berechnet sind, daß sie gerade nur zur Bestreitung der nach und nach fällig werdenden Versicherungssummen ausreichen, wovon deckt denn hernach die Lebensversicherungs-Anstalt ihre übrigen Ausgaben?"

"Gut bemerkt, Bürgermeister," lobte der Hinfende. "Freilich hat die Anstalt außer den Versicherungssummen noch mancherlei andere Ausgaben zu bestreiten. Die Beamten, welche die Verwaltung besorgen, wollen Gehalt haben; die Agenten, welche die Versicherungsabschlüsse und die Prämienzahlungen vermitteln, und die Ärzte, welche die Versicherungslustigen untersuchen, und deren Aufnehmbarkeit begutachten, verlangen für ihre Dienste entsprechende Vergütung. Auch die Räume, in welchen die Anstalt ihre Wohnung aufschlägt, sowie das Mobiliar, Licht, Heizung, Papier, Drucksachen, Prospekte, Tarife, Formulare, Rechnungsbücher verursachen Kosten; die Post befördert die vielen Brief- und Packetsendungen der Anstalt nicht umsonst, und die Aufsuchung, Anstellung und Instruktion von Agenten macht kostspielige Reisen nötig. Um alle diese Verwaltungskosten decken zu können und um zugleich auch gegen etwaige Schwankungen in der Sterblichkeit gerüstet zu sein, werden von den Lebensversicherungs-Anstalten die auf Grund der Sterblichkeitsliste berechneten, zur Bestreitung der Versicherungssummen erforderlichen Prämienätze noch mit Zuschlägen versehen, deren Höhe übrigens bei den einzelnen Anstalten sehr verschieden ist. In der Regel erheben die Gegenseitigkeits-Anstalten, um gegen alle Wechselfälle gerüstet zu sein, höhere Zuschläge, als die Aktien-Gesellschaften; allein da bei ihnen alle Überschüsse an die Versicherten zurückfließen, so bringt den Letzteren die Erhebung jener höheren Zuschläge keinen Nachteil; es kommt eben doch nur darauf an, wie hoch sich der Prämienaufwand des Versicherten ausgingig stellt. Die Aktien-Gesellschaft aber, bei denen die Überschüsse den Aktionären zufließen, sind schon durch ihre gegenseitige Konkurrenz wie auch durch die Konkurrenz der Gegenseitigkeits-Anstalten daran verhindert, die Prämienzuschläge allzu hoch zu bemessen; auch bei ihnen haben daher die Versicherten nicht viel mehr, als was zur Bestreitung der Sterbefallsummen wirklich erforderlich ist, zu zahlen."

"Ja, ja, das mit den Zuschlägen ist mir jetzt auch klar," entgegnete der Bürgermeister, "und ich zweifle nun nicht mehr, daß die Lebensversicherung auf zuverlässigen Grundlagen beruht und daß bei ihr alles mit rechten Dingen zugeht. Aber den eigentlichen Nutzen der Lebensversicherung vermag ich noch nicht einzusehen."

"Das geht mir ebenso," fiel der Böwewirt ein. "Und überdies ist es auch gottlos, sein Leben zu versichern," fügte Frau Martin hinzu.

"Ich dünkte, darüber hätte Euch schon die Erzählung: 'Bestelle dein Haus' richtigere Begriffe beibringen müssen," sagte der Hinfende. "Doch für heute ist's zu spät, als daß ich Eure unrichtigen Ansichten noch gründlich widerlegen könnte."

Wir kommen darauf aber ein andermal zurück, und dann werde ich Euch zeigen, daß Ihr vollständig im Unrecht seid. Die Lebensversicherung ist eine der segensreichsten Schöpfungen der neueren Zeit, und wie dieselbe schon jetzt bei uns eine große Bedeutung gewonnen hat, so wird sie sich auch ferner mehr und mehr Bahn brechen, bis sie Allgemeingut unseres Volkes geworden ist.

So, nun ist's aber für heute genug. Der Hansfrieder und der Steffe-Marte sind schon längst eingeschlafen, und der Ratschreiber ist von seinem vielen Rechnen auch überaus müde und kann sich kaum noch munter erhalten. Es ist übrigens auch bald 11 Uhr, und mein Weg nach Lahr ist weit. Drum lebt wohl!"

Ein angehender Generalstabler.

Erzählung, bei welcher der Humor nicht ausgeschlossen ist, von E. v. Wald.

I.



So war denn mein Geschick für die folgenden drei Monde entschieden! Ein hoher Generalstab sorgte in freundlicher Weise dafür, daß mir statt der Übungsmarsch- und Felddienstbestimmten

geordneter Lieutenants-Existenz eine angenehme Sommerfrische auf Staatskosten zuteil werde. Angenehm? Das mußte sich erst finden. Ein Blick auf das Kärtlein des Generalstabes, der Gegenden unseres Polenlandes, wo die zungenzerbrecherische, unaussprechliche Reihe von c's — d's — untermengt so und so oft mit dem letzten Buchstaben des Alphabets, beglückt durch endlose ki's, kas und kowo's, ließ darüber einige Zweifel in meiner Lieutenants-Brust aufsteigen, zugleich aber das unfagbar wohlthuende Gefühl, dem Frontedienst entristen, mit einem besonderen Auftrage beehrt zu sein. Über diesem Conglomerat von Vokalen und Konsonanten schimmerte mir etwas hoffnungsvoll entgegen, was bei näherer Betrachtung dem scharlachroten Streifen, der die Beinkleider unserer Generalstabler so verführerisch schmückt, nicht unähnlich war. Gestifte Kragen, Kofscheweise, ja sogar — zwar noch sehr nebelgrau verhüllt, — silberne Kandillen, wie sie die Stabsoffiziere stolz auf den Schultern tragen.

„Durch Nacht zum Licht!“ rief ich. „Auf gen Polen!“

Wohl freilich nur auf der Landkarte und nicht im Gedächtnis unserer geehrten Leser verzeichnet, giebt es

dort ein Orthen Wilkowi, nördlich davon fählt sich der Höhenzug der Wissa Gora als Riese unter den Zwergen, obgleich er selbst nur ein Zwerg ist. Auf seiner Höhe liegen wieder einige Häuser, genannt Walica, und östlich hiervon, mit diesem und dem vorgenannten Wilkowi in je gleicher Höhe, die Orte Zerfow und Broniscevice.

Das Terrain, welches zwischen den vier genannten Orten gelegen ist, erschien seiner Zeit meinen Vorgesetzten so interessant, daß ich dorthin gesandt wurde, um die darüber existierende Generalstabs-Karte einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Je mehr ich mich in die Karte vertiefte, desto lebhafter stieg in mir die Überzeugung auf, daß es wohl interessantere Gegenstände in unserer preussischen Monarchie gäbe, deren kartographisches Konterfei vielleicht auch einer Revision bedürftig hätte, doch traten bald auftauchende Bilder von schönen die Mazurek tanzenden Polinnen, aromatische Düste fettzücklichen, gepackten Ungarweins, Wolfsjagden und romantische Abenteuer versöhnend zwischen mich und sie.

Meine Ausrüstung war bald beendet. Die erste Sorge widmete ich einem Paar Wasserstiefeln, beschaffte mir zwei Civilanzüge, nahm dann den Meßtisch, die Gerätschaften zum Aufnehmen in Empfang, verschaffte mir Papier, einem Fernrohr und den nötigen Zeichenrequisiten, denen ich Visitenkarten, für den Fall, daß einige interessante polnische Gräfinnen sich dort zeigen sollten, hinzusetzte.

So dampfte ich denn von der Kapitale ab, erreichte später bei irgend einem unbedeutenden Städtchen eine Postkline, die mich nach Schrimm führen sollte.

Es spricht sich dies leichter aus, als es sich ausführen ließ, denn die angenehmen Wege, die mitreisenden polnischen Landfrauen mit ihren Marktkepen und ihrer unüberwindlichen Angst, daß meinem unschuldigen Meßtischbeinen eine Granatladung ent schlüpfen könne, gehörten nicht gerade zu den erbaulichsten Reiseerlebnissen.

Etwas mehr Zerstreuung bot die niedliche Französin, Mademoiselle Hortense Szeges aus Montbeliard, die sich zu einer polnischen Familie als Gesellschafterin begab. Sie schien offenbar mehr an militärischen Umgang und an soldatische Mordinstrumente gewöhnt zu sein, als die eingeborenen Bauernfrauen, und parlierte mit mir in bekannter Zungenfertigkeit, so lange sie irgend dazu in stande war. Doch die wahrhaft furchtbaren Stöße der omnibusartigen Postkutsche brachten ihr Magenervensystem bald in bedenkliche Schwankungen.

Also, das war Schrimm! Ich konnte es mir als verwöhnter Kapitalist — beziehen Sie dies um Gottes Willen nicht etwa auf meine Kapitalien, sondern nur auf meinen Aufenthaltsort während der letzten Jahre — freilich nicht als ein sonderliches Vergnügen für die Kameraden des hier garnisonierenden Bataillons denken, gerade in Schrimm ihre goldenen Jugendträume zu verwirklichen. Die Straßen waren darin doch gar zu holprig, der Kot doch zu fotig und diese niedrigen Häuser, die wie zum Hohn den weiten Marktplatz umstanden, denn doch gar zu niedrig. Das Ganze war polnisch, echt polnisch, nur mußte man die thränenfeuchte Romantik die dieses Wort zu umschweben pflegt, dabei ganz und gar vergessen. Aber, mein Gott, es läßt sich auch in solchem Nestchen leben, der Mensch findet dann eben an anderen Sachen Vergnügen,

die in der großen Welt spurlos an ihm vorübergehen würden.

So gehörte es zu den hauptsächlichsten Bestrebungen, den Schweinemarkt des Städtchens zu besuchen, dort ein Spanferkelchen zu erstehen, es mit Öl und Seife zu bestreichen und ihm gerade in dem Augenblick die Freiheit zu geben, wann die Schule aus war und die heranwachsende Jugend in hellen Haufen sich über den Marktplatz ergoß. Wer das Tier fing, konnte es behalten, seinen lieben Eltern mit nach Hause nehmen. Ich habe in der besten Berliner Postte nicht herzlicher gelacht als hier. Alle Standes-, alle Religionsunterschiede waren vergessen. Die Söhne der Väter der Stadt liefen mit den halbnaekten Jüngens der polnischen Arbeiter um die Wette, Christen- und Judenfingergriffen gleich erfolglos nach dem glitschigen Schweinschwänzchen, das sich ihren packenden Händen kräuselnd entwand.

Zwei hoffnungsvolle Topographengehilfen wurden mir hier zugeteilt, nämlich zwei Jüsilere vom dortigen Bataillon. Der eine war ein biederer Märker, den sein Gesicht als Handwerksbursche hierhergeführt hatte, und der hier eingetreten war, um dem Kriegsgott seinen Tribut zu zollen, der andere ein Pole vom reinsten Wasser — eigent-

lich ist letzteres ein Pleonasmus, denn mit dem Worte „rein“ hatte er ebenso wenig zu thun als mit dem Worte „Wasser“ — welches Element er sowohl innerlich als äußerlich nicht ohne die zwingendsten Gründe angewandte. Diese zwingenden Gründe bestanden meist in einigen handfesten Kopfnüssen, die ich ihm zugleich als bestes Dolmetschermittel, ab und zu, bei unserer näheren Bekanntschaft zuteil werden ließ. Es ist unglücklich, welches Verständnis der Pole für diesen Teil der deutschen Sprache hat!



Christen und Judenfingergriffen gleich erfolglos nach dem glitschigen Schweinschwänzchen.

So war ich denn bereit. Vor meiner niederen Hütte stand am nächsten Morgen ein Gefährt, auf dem man bei uns zu Lande mit besonderer Vorliebe die Kälber transportiert, einige Bündel Stroh und Hafersäcke darauf, vorne ein schwanker Sitz, wo der Kosselenter Platz genommen hatte, dem ich erst durch einige seitliche Bewegungen meines Ellenbogens klar machen mußte, daß ich unsagbares Verlangen verspürte, mich an seiner grünen Seite niederzulassen. Ob er dem innern Verständnis oder dem physischen Druck meiner Bewegungen endlich wich, will ich dahin gestellt sein lassen, genug er gab seine stoische Ruhe insoweit auf, als er sich etwas zur Seit schob. Hinten saßen Ignaz und Püffe, zwischen ihnen der heilige Meßtisch. Endlich war die Schrimmer Straßenpflasterung überwunden, und eine mit Pappeln bestandene Landstraße dehnte sich vor uns aus.

Mir tobte der süße Ungarwein von gestern abend, der in der kleinen Hinterstube des weinverzapfenden Israeliten so reichlich geflossen war, noch etwas im Kopfe. Man ist nicht an solche kräftige Tropfen gewöhnt, ich nickte bald ein, nur zuweilen sah ich mich nach meinen Bediensteten um, die ruhig, schweigend

dasahen. Nur Ignaz machte zuweilen eine Bewegung, die sich jedoch nur schattenhaft vor meinen halbgeschlummerten Augen vollzog. Er führte nämlich bald den rechten, bald den linken Arm von der Tasche zum Munde und wieder zurück.

Ich schlief ein, ein furchtbarer Krach hinter mir weckte mich, eine unsichere Masse wälzte sich im Stroh. Mein Meßtisch war verschwunden, Ignaz zeigte mir die nägelbeschlagenen Sohlen seiner Stiefeln, in voller Länge deckte Püffe, soweit das verwirre Stroh den Totalanblick gestattete, den vergrabenen Polen, der aus der Tiefe herauf die wunderbarsten Laute ertönen ließ. Alle Würdigkeit war vergessen.

„Wo war mein Meßtisch, mein Geheimmittel zum zukünftigen Generalstäbler?“ — Das war mein einziger Gedanke. Nicht ohne Mühe gelang es mir, ihn aus seinem Grabe herauf zu arbeiten, — doch — o Schrecken — die Beine hatten Schiffbruch gelitten, zwei waren lädiert, eins fehlte ganz, konnte erst nach langem Suchen wieder aufgefunden werden.

Wenn ein zukünftiger Generalstäbler zwei und eine halbe Meile von Schrimm das Bein seines Meßtisches verliert, das ist ungefähr so, als wenn ein Peneßiant vor leeren Pänken spielt, wenn dem Besitzer einer Tierbude der Löwe verendet, oder wenn ein Lieutenant am 1. des Monats dem das Gehalt bringenden Gefreiten noch 10 Thaler zuzahlen soll, anstatt 20 zu erhalten. Kein Kluchen half. Püffe war, wie er versicherte, unschuldig. Ignaz, der das Meßtischgestell als angenehme Stütze seines ziemlich stark narcolisirten Ichs benutzt hatte, war damit zusammengebrochen.

Voll des edlen Kartoffelschnapses verstand er jetzt auch über dies nicht ein Wort meiner deutschen Mundart, obgleich er mir als Dolmetscher mitgegeben war.

Seine deutschen Sprachkenntnisse, die er sich notdürftig angeeignet hatte, schienen seinem Gedächtnis vollständig entchwunden zu sein. Da war nun guter Rat teuer. Que faire? Gab es denn in Schrimm einen Mechanikus? offengestanden sah es mir ganz und gar nicht mechanisch aus. Wenn ich den Patienten nach Posen schickte, konnten Wochen vergehen, ehe ich ihn wieder zurück erhielt. — Nun es mußte mit Schrimm versucht werden, und so wanderte denn Püffe mit dem zertrümmerten Untergestell meiner Hoffnung glücklich wieder nach Schrimm, denn der Brabe befand sich, seitdem ihn die Gunst einer gefühbloosen polnischen Küchendame beglückte, äußerst wohl in dem Städtchen. „Was wird Maschinka eine Freude haben!“ — gestand er mir ein, als ich ihn nach dem Grunde seiner besonderen Heiterkeit fragte. Mein Kosselenter fuhr mich mit meiner beinlosen Meßtischplatte und dem höchst betrübt dasitzenden Ignaz bis zum nächsten Dorfe, welches wohl gut noch 1—1½ Meile von der Stätte meines Unglücks gelegen sein mochte. Wer noch kein polnisches Dorf gesehen hat, der macht sich schwerlich einen richtigen Begriff davon. Mit ungeheurer Virtuosität ist von einem regelmäßigen Bauplane abge-

sehen worden. Jeder wühlte seinen Maultwurfshausen, denn viel mehr sind diese, noch nicht einmal mit Lehm zusammengeklebten Hütten nicht, da auf, wo es ihm gerade konveniert. Als sich die müden Klepper durch die Unergründlichkeit der Dorfsirafe, gegen die ein Sturzacker noch golden ist, durchgearbeitet hatten, gelangte man endlich, angekündigt durch eine Schar Petermordio schreiender Gänse, bis zur Propination. Ein Schild bemalt mit einer blondfarbigen, verblichenen Semmel und einem schäumenden Bierglase, sowie die vor der Thür stehende, mit eisernen Krampen befestigte Krippe, damit sie ein vorüberziehender Fuhrmann nicht mitgehen heiße, bekundeten den Zweck und die Leistungsfähigkeit dieses Hauses, in dem ich gezwungen war, eine, vielleicht auch mehrere Nächte zu kampieren. Wir hielten in einem sumpfigen Loche, der Kutscher knallte, wechselte einige polnische Worte mit dem langsam heraufstretenden Wirt. Was die Leute untereinander sprachen, konnte ich leider nicht verstehen. Auf alle Fälle setzte er ihm den Zweck meines Kommens auseinander, und wie mir aus der späteren Höhe der Zeche — es ist eigentlich ein Frevel in diesem Falle von „Zeche“ zu sprechen — hervorging, sicherlich mit dem menschenfreundlichen Zusatz, daß er mich nur ordentlich rupfen solle. Im Grunde meines Herzens froh, den Stößen des schrecklichen Fuhrwertes auf einige Zeit enthoben zu sein, kletterte ich vom Wagen, so sehr ich mich auch bemühte ein trocknes Fleckchen Erde zu gewinnen, wollte es mir doch nicht gelingen, ich stieg also wohlgenut in die Pfütze hinein und überzeugte mich dadurch von der Notwendigkeit, auch jetzt schon die Wasserstiefeln anzulegen.

Hier sollte ich also bleiben? Mir grauste bei dem Gedanken, ein lochartiges Zimmer, erfüllt mit Dünsten aus deren Urstoff auch durch die kühnsten chemischen Experimente, wie dies die Neuzeit ja so vorzüglich versteht, sicherlich nie ein wohlriechendes Parfüm bereitet werden kann, that sich vor mir auf. In der Mitte ein offener, steinerner Herd, dessen Flamme eine unsagbare Hitze verbreitete, Kinder in ungezählter Schar, die sowohl in bezug auf die Reinlichkeit als auf die Bekleidung getrost mit den allerliebsten Ferkeln, die eine wahrhaft kannibalische Freude bei meinem Nahen zu empfinden schienen, wetteifern konnten. Legionen von Fliegen erwachten surrend aus süßen Träumen und verdunkelten das wenige Licht, das durch die grünlichen, niedrigen Fenster hereinkam.

Ob ich etwas sagte oder nicht, war ganz gleichgültig, verstehen that man mich doch nicht, ich nahm mir dann die Freiheit meiner gepreßten Seele durch ein aus tiefstem Herzen kommendes: „Himmelskreuzdomerwetter“ Luft zu machen.

Die guten Leute glaubten sicherlich es sei mein Tischgebet, denn sofort bekreuzigten sie sich und falteten die Hände, grupperten sich um einen Tisch, auf dem eine graugrüne Masse in einer Schüssel dampfte, um mit ungeschwächten Kräften ihr gastronomisches Verteilungswert zu beginnen, auch mir reichete man einen hölzernen Köffel. „Luft — Luft Clavigo!“ — ich sprang empor, begab mich, da ich entsetzlichen Hunger verspürte, auf die Suche im Hause, wo ich dann glücklich zwei Eier, hartes altes Schwarzbrot und — o Wonne — eine Speckseite fand, auch ein Diegel war bald entdeckt, und nachdem er mit Hilfe von weißen Sande und Wasser aus der Cisterne, die vor dem Hause gelegen war, einigermaßen Reinlichkeits-Garantie bot, stellte ich — in prospectu omnium — mir ein Rührei her. Es würde des Pinsels eines Hogarth

würdig gewesen sein, diese wahrhaft erstaunlich erstaunten Gesichter auf dem Papiere zu fesseln. Gott sei's gedankt, mein eigenes Vestet, der Güte eines Paten verdankend, hatte ich mit, ich speiste hier mit Silber, ein Fall, der in den Annalen dieser Propination auch wohl vereinzelt dastehen dürfte. Mit dem Trinken war es nun freilich noch äbler bestellt, Bier war nur im gemalten Zustande auf dem Aushängeschild zu finden, von seinem verstaubten Schaume konnte ich unmöglich meinen Durst stillen, das Wasser war nicht zu genießen, es war veränderlicher Niederschlag, der in der Cisterne aufgefangen wurde und da sein Konsum ein äußerst geringer, war es bereits in Fäulnis übergegangen. Da — horch — melodisch schlug das Mäckern einer Ziege an mein Ohr, ich ging dem süßen Klange nach, richtig, da stand das stolz gehörnte Tier, doch, o Entsetzen, es war ein Bock. Alle meine Hoffnungen sanken auf + 0 (plus minus Null), doch mein Scharfblick ließ schnell erraten, daß dieser Bock nicht ohne Zweck vom Himmel zu einem Bocke geschaffen worden war, es mußten notwendiger Weise im Dorfe Ziegen ihr Dasein fristen. Arme Ziegen — hier selbst Ziege zu sein — war wirklich ein entsetzliches Schicksal! Ich unternahm eine Ziegen-schleichpatrouille durch das Nestchen, fürwahr ein Gang nicht ohne ernstliche Schwierigkeiten. Hunde fielen mich an, Kinder hielten mich für den rächenden Arm der Gerechtigkeit der hier scheinbar oft Grund hatte, sich strafend auszustrecken, sie liefen schreiend fort, um mein Nahen den Eltern zu künden. Alte Weiber fürchteten einen feindlichen Überfall, endlich gelang es mir, mich ihnen verständlich zu machen, doch nur soweit, als ich ihnen die Überzeugung beibrachte, daß mein Nahen ein freundliches sei, was ich aber bei dieser Revision bezweckte, war den guten Leuten doch noch schleierhaft. Sandgreiflich suchte ich es ihnen klar zu machen, indem ich verlockte den strogenden Eltern schäumende Milch zu entlocken — o weh — da kam ich schön an, die Ziegenmutter verstand es falsch, wandte ihren ganzen Zorn gegen den Angreifer und ließ mich die Hörner in so empfindlicher und unerwarteter Weise fühlen, daß ich misanft mich im Stalle niederlegte. Ja, ja der Weg zum Generalfstab ist nicht immer mit Rosen bestreut!

Man hatte mich verstanden, lachend holte man ein Gefäß, und ein mittelägliches Familienglied setzte die Euter in so kunstgerechte Bewegung, daß der Topf bald gefüllt war. Ein Diner, bestehend aus Rührei, Speck und Ziegenmilch, dürfte im allgemeinen nicht Jedes Sache sein.

Der Rest des Tages verging im beschaulichen Nichtsthun, ein Pfarrer, mit dem man sich hätte unterhalten können, war absolut im Orte nicht aufzutreiben, ringsum deutete auch auf viele Meilen nicht ein einziger Kirchturm auf das Vorhandensein eines solchen hin — ich vertiefte mich also in die Betrachtung der grenzenlos reizlosen Gegend. Ich gedachte Stüters Studien, legte mich, mich lebhaft in die Rolle eines träumenden Hirtenknaben versetzend, auf einer Hütung nieder, studierte das Thun und Treiben der Ameisen, machte phrenologische Studien an den Gänseköpfen, die mich umschnatterten, suchte sogar vergeblich zu ergründen, ob in dem flachstäppigen Gänsemädchen nicht doch etwa die zukünftige Primadonna einer Oper stecke, wie dies ja, wenn man einzelnen Romanschriftstellern Glauben schenken darf, zuweilen vorkommen soll, endlich machte ich mir einige Skizzen in mein Tagebuch, über diesen meinen ersten denkwürdigen Tag im Dienste des Generalfstabes.

Ignaz? Wo war Ignaz geblieben? Bei der gastronomischen Vereinigung um die Familienschüssel hatte ich mich über seine rührende Thätigkeit erkant.

Etwas wie Reid regte sich in meiner Brust, wenn mich doch auch Mutter Natur so beanlagt hätte, was hätte ich darum gegeben, wenn sie mich wenigstens für die Zeit meiner topographischen Aufnahme in Polen so gütig bedacht hätte.

Ich kehrte heim. Ignaz war verschwunden, sein gepackter Tornister lag mitten in der Stube. Die Kinder hatten ihn sich zum willkommenen Spielzeug erkoren, die Katze des Hauses thronte darauf, ich rettete ihn vor ungebührlicher Behandlung königlicher Montierungsstücke.

Ich suchte dem Vorsteher der Propination begreiflich zu machen, daß es nun wohl Zeit sei, an die nächtliche Ruhe zu denken, wieder mußte ich, eingedenk des Versteins:

„Und was man so nicht sagen kann,

Das zeigt man durch Geberden an.“ —

durch pantomimische Darstellung, seinem Begriffsvermögen zu Hilfe kommen. Endlich hatte er mich verstanden; nachdem ich von den Kartoffeln in der Schale, einige mit Salz, dem gemeinsamen, irdenen Teller entnommen, zugehört hatte, folgte ich dem matten Glanze der Stalllaterne meines Gastfreundes.

„Das war ein schweigames Reiten.“ würde Scheffel singen, nicht ohne Gefahr für Hals und Veine, ging es hinaus auf den Hof, hinüber über Pfützen und freundliche Düngerhaufen, die handgreifliche Beweise von der Wahrheit des Stoffwechsels boten, hinauf auf halbentprofter Leiter, hinein in den duffenden Boden frisch gemähten Heues.

Der Hospes murmelte einen polnischen Gruß, stieg wieder hinab in die Unterwelt, und ich verank in die weiche Fülle des aromatischen Heues. Langgezogene Töne, die von gesunden Respirationsorganen zeugten, schlugen an mein Ohr. Ignaz war bei mir, er schlief den Schlaf des Gerechten. Ein einzelnes Sternlein blickte durch das Strohdach, wo Wind und Wetter manches Loch kunstlos geschaffen, immer unruherer wurden die Umrisse meiner Umgebung, ermüdet von all den Strapazen des Tages sank ich mählich in Nacht und Traum.

II.

Der Hausbahn lockte seine Hühner, mit heiserer Stimme führte er mich in das Land der polnischen Wirklichkeit zurück. Ignaz rührte sein Krähen nicht, er schnarchte noch immer, als dritter im Bunde hatte sich mein Kosselentker zu uns gesellt, jetzt fiel es mir wieder ein, daß was also die Last gewesen, die sich mir im Laufe der Nacht wie ein Alp auf die Brust gelegt, die meine Füße so unbarmherzig bearbeitet und die ich nur mit Mühe und Not von mir gewälzt hatte. Ein Taubenpaar girte in der offenen Fensterlufe seine Morgenliebeshieder; Schwalben flogen zwitschernd aus und ein und fütterten ihre hoffnungsvollen Sprossen, deren Beweise von Lebensfähigkeit ich auf meinem Mantel, der mir als Decke gedient hatte, fand. Ein Huhn suchte gackernd ein molliges Plätschen, um die Nachwelt mit einem Ei zu beglücken.

Etwas wie freundliche Idylle kam über mich, ich bedauerte in diesem Augenblicke lebhaft kein Dichter zu sein, um das, was mich hier umgab, in wohlgerimte Verse zu bringen. Ein Gedanke stieg in mir auf, der Selbsterhaltungstrieb gab mir ihn ein, ich wollte warten, bis der nützliche Vogel seinen Tribut gezollt hatte, um diesen dann als erstes Frühstück zu

verwenden, denn die Aussichten auf einen genießbaren Kaffee waren nach den gestrigen Erfahrungen polnischer Kochkunst bedeutend herabgemindert. Das Tier nahm sich Zeit — nun mir mangelte es nicht daran — besonders da Gott Pluvius draußen verschwenderisch alle Schleißen des Himmels geöffnet hatte, da der biedere Püfke mit dem Untergestell des Nesttisches doch noch lange nicht zu erwarten war. Endlich hatte das Tier den richtigen Platz gefunden, ruhig lag ich im erquickenden Halbschlummer, da verkündete ein freudiger Schrei der Welt das große Ereignis, das Ei war da, doch nur einen Augenblick erfreute es sich seines Daseins, dann war es im Ortus meines Wagens verschwunden. Ignaz reckte sich, der Kutscher erhob sich, weckte seinen Gefährten in unanfechtbarster Weise. Beide sahen mich grinsend an, dann begann das große Ledee. Kein schützendes Schirm bewahrte mich vor der Rässe beim Abstieg, im strömenden Regen schlüpfte ich über den Hof in das Haus. Die Frage der Befriedigung des hier freilich etwas luxuriösen Bedürfnisses der täglichen Reinigung trat an mich heran. Augenscheinlich gestattete sich die Familie des Wirtes solchen Luxus nicht, ein Waschbecken fand sich im ganzen Hause nicht vor. Nachdem ich Ignaz mit eiserner Konsequenz an den Brunnen gejagt hatte, damit er dort diese Manipulation mit sich vornehmen sollte, was er unter wiederholter Versicherung, daß das Wasser sehr naß sei, endlich auch that, verschaffte ich mir einen hölzernen Kübel und begab mich angesichts der erstaunten Familie, die dieses Verfahren auf das Höchste zu interessieren schien, an meine Toilette. Frisch gestärkt wanderte ich zu meinem Ziegenweiser von gestern, der mich heute schon besser verstand und mir von Überflüssen der Mutterziege etwas zugute kommen ließ.

Sehnüchzig schaute ich nach Püfke aus, da endlich kam etwas die regenfeuchte Dorfstraße herauf, durchkäst bis auf die Haut, trug er den reparierten Nesttisch auf dem Rücken.

„Anspannen!“ — rief ich jubelnd, froh dieser Hölle nun bald enttrinnen zu können. „Meine Rede!“ — sagte ich zum Wirt, der für diese zwei Worte ein merkwürdiges Verständnis hatte und mir mit Kreide eine Summe auf den Tisch malte, die einer Rechnung im Kaiserhofe oder im Centralhotel nicht viel nachgab.

Da stand denn mein Gefährt wieder, das nasse Stroh warf ich heraus, ließ trockenes hineinlegen, hüllte mich, so gut es gehen wollte, in meinen Regemantel und in wollene Decken, dann ging es hinaus in die feuchte, auch heute gar so trübe aussehende Welt. Eine polnische Landschaft bei Sonnenchein, die mag ja noch gehen. Der Sonnenglanz vergoldet dann die reizloseste Gegend, aber an einem solchen Tage, wo nebelgraue Wolken fast bis an die Spitzen der Kiefern reichen, wo der Himmel eher einem Topf mit Wasserbrei als einem ordentlichen Himmel gleicht, da ist sie entsetzlich, niederdrückend für Herz und Gemüt und sei es von der Natur noch so sehr durch die göttliche Gabe des Humors beglückt.

Heide, ödes Brachfeld, hier und da ein Nichtenbestand krüppelhaften Wachstums, trübe Lachen, scheinbar nur dem weltbeglückenden Vogel Storch zur Luft bereitet, magere Buchweizenfelder, goldgelbe Lupinenbreiten, melancholische Windmühlen, unzählige Schwärme von krächzenden Krähen, Regen und wieder Regen und dazwischen ich mit meinen Genossen, welche die langsam dahintrollenden Gänge kaum weiter bringen konnten. Meiner Meinung nach mußten wir jetzt die

Hauptstraße verlassen und in den Feldweg rechts einlenken. Der Kutscher wollte davon Nichts wissen, er berief sich auf seine Ortskenntnis und bog erst eine halbe Stunde später nach dieser Richtung hin ab. Nach der Generalstabskarte mußten wir bald ein Kirchdorf mit einem unaussprechlichen Namen erreichen, doch so lange wir auch nun schon Schritt für Schritt dahin fuhren, kein Haus, kein Kirchturm wollte sich zeigen. „Wir sind falsch gefahren!“ — mußte Ignaz dem Fuhrmann verdolmetschen, er schüttelte mit stolcher Ruhe den wolligen Kopf. „Umlenken!“ kommandierte ich weiter, da er dem Befehl nicht Folge geben wollte, sondern immer toller auf die armen, müden Pferde, sondern immer toller auf die armen, müden Pferde hieb, riß ich ihm die Zügel aus der Hand und wollte umlenken. Doch das war leichter gesagt als gethan, der Weg war eng, wir mußten durch den schmalen Graben auf das durchmähte Ackerfeld fahren, und als wir die Kurve eben halb ausgeführt hatten, gab es einen entsetzlichen Knack, die Stränge rissen, der Wagen legte sich auf die linke Seite, die Ignaz durch sein ansehnliches Gewicht noch mehr beschwerte, und gemüthlich sanken wir mit Hab und Gut langsam aber sicher der aufgeweichten Mutter Erde in die Arme. Da lagen wir denn, mit zerrissenen Strängen, zerbrochener Deichsel, aber Gott sei Dank gesunden Gliedern, alle in fester Vereinigung, aus der wir uns nur mit Mühe wieder befreien. Mein Meßtisch allein hatte sich tapfer gehalten, er hatte sich, wohlverpact in schützendes Stroh, nicht von der Stelle gerührt und gravitativ den Bogen des sinkenden Wagens mit beschrieben.

Der Kutscher fluchte und brach in Thränen aus, wir Übrigen begleiteten sein Schlichzen mit dem Lachen des Galgenhumors, was das edle Polenblut in eine derartige Wallung brachte, daß er Wagen und Pferde im Stiche ließ und davon lief. Ignaz wollte ihm naheheilen, doch Puffte hielt ihn am Mantel fest, in der richtigen Überzeugung, daß er sich schon wieder einstellen würde. Er hatte sich nicht getäuscht, nach einer Viertelstunde kam er langsam angeschlichen, mir servil Hände und den Saum meines Regenmantels küssend.

Was war zu machen, guter Rat war teuer. Es blieb uns nur übrig einen Waldrevol zu begehen, zwei halbwüchtige Nichten fielen unter unseren Streichen, wir benutzten sie um die zerbrochene Deichsel wieder herzustellen. Die Stränge wurden auch notdürftig ausgebeffert, und schneller als wir es dachten, waren wir wieder flott geworden. Unsern Pferdchen war die Ruhe in einem Buchweizenstüde auch zugute gekommen, wahrscheinlich glaubten sie auch, weil wir denselben Weg wieder zurücklegten, es ginge dem heimathlichen Stalle zu, und so fuhren wir denn schneller als vorher.

Der Kutscher war kleinlaut geworden, er mochte sich von einem vorübergehenden Landsmann haben überzeugen lassen, daß er sich doch im Unrecht befand. Mittag war längst vorüber, auch die Vesperstunde gehörte schon der Vergangenheit an, als endlich ein spitzer, schlanker Kirchturm aus den grauen Nebelmassen emportauchte und mir Erlösung kündete. So

war es denn auch, in der fünften Stunde des Abends hatte ich das vorläufige Ziel meiner Reise erreicht; der Stationsort, wo ich mich für die nächsten 14 Tage niederlassen wollte, um von hier aus meine topographischen Excursionen zu unternehmen, lag vor mir.

Sehr viel besser schien das Dörfchen nicht zu sein, als das, worin ich die letztvergangene Nacht zubrachte, aber einen süßen Trost hatte ich doch, es hatte eine Kirche, folglich auch einen Pfarrer, mit dem man doch bei Gelegenheit sich wenigstens unterhalten konnte. Leider verichwand diese süße Hoffnung, denn alsobald erfuhr ich, daß das Dorf zwar ein Gotteshaus, aber keinen Pastor habe, der eine gute Meile von hier entfernt wohnte.

Ein grünbemalter Elefant auf einem roten Schilde bezeichnete mir das Haus, in dem ich die nächsten Wochen meines Daseins verbringen sollte. Es stand augenscheinlich um einige Grade höher, als das Wirtshaus der vergangenen Nacht. Der Besitzer, ein polnischer Jude vom schmutzigsten Wasser, empfing mich mit tiefen Büdlungen an der Schwelle seines Hauses. Ein langer Kasian, ängstlich bis an den Hals hinauf zugeknöpft, damit nicht etwa sich vorwiegend ein Streifen weißer Wäsche zeige, umhüllte seine bageren Glieder. Es hätte dieser Vorsicht nicht bedurft, denn sicher-

lich würde das Reimen, das sich nahezu weiß hervorgebrängt hätte, nicht mehr weiß, sondern eher schwarz gewesen sein. Zwei überspommene Knöpfe führten ein fragliches Dasein an dem glänzenden Gewande, das, in allen Regenbogenfarben schillernd, Zeugnis gab, von allem, was der Besitzer in den letzten 10 Jahren je genossen hatte. Der graue Spitzbart reichte bis zur Taille, eine voluminöse Hakennase hob sich unter



Da lagen wir denn, mit zerrissenen Strängen, zerbrochener Deichsel, aber Gott sei Dank gesunden Gliedern.

buschigen Brauen, kleine stehende Augen glöbten darunter hervor und zwei gewaltige, fettglänzende wohlgedrehte Locken, bene pomadisiert, wenn man dem Gänseichmalz, das dazu benutzt wurde, diese Bezeichnung durchgehen lassen will, — umrahmten den durchaus nicht charakterlosen Kopf, auf dem ein schwarzer Cylinderhut aus längst vergangenen Jahrhunderten thronte. Die Beine umschlossen enge, schwarze Weintleider, die in hohen ungewichsten Stiefeln verschwanden.

Daß mein Wirt verheiratet war, verstand sich von selbst, denn eine frühzeitige Ehe ist bei den Juden fast ein religiöses Gesetz, und daß diese Ehe reich an Kinderlegen war, war ebenso selbstverständlich.

Frau Lea, die Wirtin, war bestimmt einst eine üppige Schönheit gewesen, sie zählte höchstens 30 Jahre, war aber zu einem abstoßenden, schmutzigen Weibe herabgesunken. Die Schönheit der Orientalinnen entwickelt sich früh in frappanter Weise, sie hält aber den Stürmen des Lebens nicht Stand, schnell wie sie gekommen, ja fast noch schneller, vergeht sie wieder.

Ein rotes Kopftuch mit gelben Franzen hielt die Fülle des straffen, schwarzen, falschen Haares kaum zurück, welches glanzlos und trocken das scharf prononcierte, bräunliche Gesicht umhing.

Ein Blick in den Wohn-, Speise-, Schlafraum, der zugleich Küche, Keller, Waschhaus, Hühner-, Enten-

und Gänsestall bildete, war entsetzlich, doch noch entsetzlicher war mir der Anblick der Unzahl schwarzgeäugter, krausgelocker, wachseindlicher Kinder, die in mehr als orgelpfeifenhafter Folge unter und auf Tisch und Bänken herumtrabbelten.

Ich begriff es jetzt, daß Keinede Fuchs seine Gefühle nicht ganz zurückhalten konnte, als er den ersten Blick in das Nest der Meerkatzen hineinwarf, ging es mir doch ebenso, wohlweislich unterdrückte ich jedoch meine Exclamationen und nickte den lieben Kleinen diabolisch freundlich zu.

Hier konnte ich, hier wollte ich nicht bleiben, und doch zeigte mir ein verzweifelter Blick die Dorfstraße hinab und hinauf, daß dieses Gebäude noch das einzige war, was man eigentlich mit dem Namen Haus bezeichnen konnte.

Vorläufig ließ ich meine Sachen abpacken, die das nicht geringe Erstaunen der Judenfamilie erregten, dann nahm ich meine neue Wohnung in Augenschein. Oben im Giebel zeigte sich ein Fensterchen; wo ein Fenster ist, da ist auch irgend ein Raum dahinter, schloß ich weiter. Mit einiger Mühe arbeitete ich mich zum nicht geringen Erstaunen der Leute die enge, dunkle Treppe hinauf, fand einen Bodenraum, auf dem es an alten Möbeln, Lumpen, Knochen und Gott weiß was für Sachen strotzte. Als ich einige der Sachen mit Hilfe von Ignaz und Büffe glücklich bei Seite geschafft hatte, fand ich eine verschlossene Thür, die mit nicht geringer Mühe geöffnet wurde. Sieh da, ein ganz freundlicher, sonniger Raum, zwar angefüllt mit Korn und Mehlresten, aber doch die Möglichkeit bietend, sich wenigstens bewohnen zu lassen. So sehr auch die ganze Familie schrie und wetterte, die Säcke wurden hinausgeschafft, ich drohte mit der Polizei und allen ordentlichen Staatsgewalten, wenn sie sich widersetzten und nicht selbst mit Hand anlegten. Wasser wurde getragen, Besen geschwenkt, und nach Verlaufe von einer Stunde lag das Stübchen sauber vor mir da. Aber Möbel? kein einziges Stück war darin. Büffe kramte bereits unter dem alten Trödel, der auf dem Boden übereinander getürmt stand, und siehe da, zwei Tische, einige Stühle, sogar ein alter Großvaterstuhl wurden aufgefunden. Letzteren stieß ich, da mir das Segraspolster doch ein zu bequemer Aufenthaltsort für allerlei Getier sein konnte, energisch zurück.

Mein Wirt staunte und Frau Lea ebenso, es fragte sich nur noch, wo eine Lagerstätte herzubekommen sei. Diese wichtige Frage regte ich unten in der Wohnstube an, und geschäftig freudig deutete Hsaak auf jenen dunklen Höllenschlund, in dem die Federburg seines ehelichen Glückes in der Wand eingelassen stand. „Wollen der Herr Baron uns erweisen die Ehre!“ — Ich hatte den Mantel nicht recht verstanden, auf meinem erstaunten Gesichte schien er zu lesen. „Wir rücken, für den Herrn Lieutenant ist noch Platz genug.“

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, was die guten Leute freilich zu beleidigen schien, während es bei Ignaz, der sicherlich auf meinen vakanten Bettplatz spekulierte, ein freudiges Lächeln hervorzauberte.

„Ich pflege allein zu schlafen!“ sagte ich begütigend und überlegte mit Büffe hin und her, wie denn dies eigentlich zu bewerkstelligen war. Nach langem hin und her wurde dann ein wohlgefüllter Strohsack hergestellt, ein dito Kopfkissen formiert, Leinwand fand sich in genügender Menge vor, mein Mantel und mein Plaid bildeten das Deckbett und so schlief ich denn, nach den Strapazen des Tages verhältnismäßig ganz vortrefflich.

Eine zweite wichtige Frage war die der Befriedigung des Magens, die nicht ohne Schwierigkeit zu lösen war, da die strenggläubigen Israeliten heute am Freitag-Abend, wo der Schabbes schon begonnen hatte, sich entschieden weigerten Feuer auf ihrem Herd zu entzünden.

Büffe wurde zum Küchen- und Quartiermeister ernannt, er machte eine Requisitionspatrouille, brachte auch allerlei Sachen mit, die sich unter seiner geschickten Hand zu einem genießbaren Etwas verwandelten, wobei meine Vivouacs-Kochkünste uns wesentlich mithalfen.

Wo waren meine Träume von schönen die Mazurek tanzenden Polinnen, wo war der Duft des süßen Ungarweins! Rat mußte geschafft werden, auf irgend eine Weise. Der am nächsten Morgen nach Schrimm zurückfahrende Fuhrmann wurde als Mittel zum Zweck benutzt, er erhielt einen langen Zettel, auf dem alle nur ordentlichen es- und trinkbaren Sachen verzeichnet standen, die einer der dortigen Kameraden einkaufen und sie durch denselben Kutcher mir wieder zustellen sollte. Die Zahlung der Fuhrre wurde so lange sistiert, bis er die Sachen glücklich an Ort und Stelle geschafft haben würde. Bis dahin war freilich Schmalhans Küchenmeister.

Am nächsten Morgen lächelte die Sonne schon freundlicher, mein Meßtisch war mit sauberm Papier bespannt, die Instrumente in Ordnung gebracht, und zum Erstaunen der Dörfler zogen wir aus, um unser Werk zu beginnen. Ignaz nahm sich sehr stolz aus, als er mit seinen Stäben und den kleinen Fähnchen durch das Dorf watete.

Aus allen Häusern stürzten sie heraus und drängten sich an uns heran, so daß ich Mühe hatte, mich der Zudringlichen zu wehren.

Ihre Neugier nahm aber bald einen feindseligen Charakter an, ein Schreibsalb unter ihnen erzählte dem Volke, daß wir gekommen seien, um die verhaßte Separation auszuführen, andere, daß eine Eisenbahn durch ihren Grund und Boden gelegt werden sollte. Beide Ansichten hatten für sie etwas Schredenerregendes, sie fürchteten sich in ihren Interessen bedenklich bedroht, meinten beides sei ein Teufelswerk, der Aberglaube, die Vigotterie der armen Leute kam dabei mit ins Spiel. Einige machten ernstlich Miene handgreiflich zu werden, sie versuchten Ignaz seine Fähnchen und Büffe den Meßtisch fortzunehmen. Doch da kamen sie schlimm an, Ignaz suchte mit seinen Anvertrauten wie ein Löwe um sich und Büffe zeigte nicht üble Lust, die Köpfe der Bauern mit dem Meßtischgestell Bekanntschaft machen zu lassen. Ich zitterte vor neuen Reparaturen, die nötig werden könnten, fürchtete auch — und wohl mit Recht — daß wir, im Falle die Leute Ernst machen würden, natürlich den Kürzern zögen. Zum Glück kam ein berittener Gendarm des Weges, der ihnen auseinandersetzte, daß durch unser Thun und Treiben ihre Eigentumsrechte in keiner Weise geschädigt werden würden. Nach und nach beruhigten sich die Leute, es gelang mir sogar einen der zerlumpten Duben zu bewegen, sich als Träger engagieren zu lassen.

Aber auch dies war nicht ohne Schwierigkeiten, denn die alte Großmutter ließ es sich nun einmal nicht ansprechen, daß in den Instrumenten der Teufel stecke, und als ich ihm nun gar die rasselnbe Meßkette über den Rücken legte, sprang sie wie eine angeschossene Tigertatze auf ihn zu, riß ihn so kräftig an dem Arme, daß er in seiner ganzen Länge in den Schmutz fiel. Wieder war es der Gendarm, welcher bei der Verdolte-

zung im königlichen Ansehen zu stehen schien, der die wütende Alte von der Thorheit ihres Benehmens überzeugte.

Glücklich kam ich endlich zum Dorfe hinaus und arbeitete mich nun per pedes apostolorum mühsam durch den aufgeweichten Boden, um einen etwas höher gelegenen Punkt, der nicht ohne Schwierigkeit zu erpähnen war, zu gewinnen.

Endlich war er erreicht, ich stellte meinen Meßtisch auf, die Fähnchen wurden längs des Baches, der sich träge durch die sumpfige Niederung schlängelte, aufgestellt und ich begann mit meiner Arbeit.

Leicht war es nicht, Ignaz über seine Pflichten beim Aufstecken derselben, bei dem Abschreiten und der Handhabung der Meßkette zu belehren; mit Geduld ging es aber endlich doch. Spät am Abend kamen wir heim, einige Linien und Punkte waren schon auf dem weißen Papier glücklich festgelegt, und der erste Schritt zum zukünftigen Generalstäbler war somit gethan.

Der Gedanke daran versüßte mir das wahrhaft schreckliche Mahl, bestehend in einer breiartigen Suppe, aus roten Rüben, sauren Gurken, Brotschnitten und zähem Hammelfleisch.

Noch heute überläuft mich ein leiser Schauer, wenn ich daran denke; ich zählte die Minuten bis zu dem glücklichen Zeitpunkt, wo der Kutscher mit meinen Kostbarkeiten an Konserven, Brot, Wein, Kaffee, Thee und Zucker zurück sein konnte. Vorläufig mußte ich mich mit dem angeblich echten Kulmbacher, in Wirklichkeit einer entsetzlichen, sauren, bräunlichen Brütze begnügen. Meine guten Savanna-Cigarren waren der einzige wirkliche Genuß, doch auch dieser war mir geschmälert, denn durch die geistigen Regengüsse waren sie so feucht geworden, daß ich sie fast um den Finger wickeln konnte.



Die Zügel führte eine junge Dame, eine zweite, mit der Nachbarin in ein lebhaftes Gespräch vertieft, saß neben ihr.

III.

Der Fuhrmann traf, reich beladen mit des Orients Schätzen, am dritten Tage ein. Das Leben erhielt dadurch einen neuen Reiz, mein Zimmer nahm nach und nach, dank der Erfindungsgabe Piffes einen immer gemüthlicheren Charakter an, mit den Bewohnern des Dorfes, die sich von der Ungefährlichkeit meiner Manipulationen überzeugten, kam ich auch auf einen freundschaftlichen Fuß, und meine trigonometrischen Punkte, meine Linien auf dem Meßtische vermehrten sich zusehends.

Auf diese Weise söhnte ich mich mit meinem Schicksal mehr und mehr aus, und selbst der Mangel an Unterhaltung mit anderen Menschen wurde mir durch die gleichfalls aus Schrimm importierte Lektüre weniger fühlbar.

Acht Tage mochten vergangen sein, wieder stand ich draußen im Felde, ruhig mit Aufnehmen beschäftigt. Mein Meßtisch, geschützt durch den großen aufgespannten Regenschirm vor den glühenden Strahlen der

Juli-Sonne, war dicht an der Landstraße placiert, als mir ein Anblick wurde, von dem es mir noch heute zweifelhaft ist, ob er mir überraschender oder ob er mir angenehmer war.

Ein Viergespann fauste heran, vier Bonnysheden waren vor ein leichtes elegantes Wägelchen gespannt, die Zügel führte eine junge Dame, eine zweite, mit der Nachbarin in ein lebhaftes Gespräch vertieft, saß neben ihr. Die Insassen schienen mich noch nicht bemerkt zu haben. Doch plötzlich ließen sie die Pferde langsam treten. Die Damen schienen augenscheinlich Interesse an der Gestalt zu nehmen, die unter dem großen Schirme in dieser einsamen Gegend beschäftigt war.

Ich legte den Stift aus der Hand und schaute hinüber zu den Ankommenden.

In demselben Augenblicke, als ich in der Eilen der Damen la belle Française, meine Begleiterin auf der Postfabrt nach Schrimm erkannte, rief diese schon: „Mon Dieu, monsieur Pofficier, bon jour, bon jour!“

Wie der murrende Duell im Sonnenbrande der Sahara, wie der Schwanengesang auf einsamen Meere, wie Engelstimmen im Bereiche der Hölle, erklangen mir diese Worte, es verstand sich von selbst, daß ich im nächsten Moment neben dem Gefährt stand und die Damen glückstrahlend begrüßte.

Neben der belle Française saß schlank hochauferichtet eine junge Dame von wunderbarer Schönheit. Lange, aschblonde Locken umrahmten ein klassisch geschnittenes Gesicht, der wachsfarbene Teint war leichtrosig angehaucht, zwei große Augen wie sametfarbene Aurtel, tief und dunkel, blickten mich fragend an, die lange, geradeauf stehende, weiße Reiberfeder an dem schwarzen Polenmützchen folgte kokett der Neigung des Köpfschens.

Die junge Polin redete mich in ihrer Muttersprache an, da ich bedenklich mit dem Kopfe schüttelte, sprach sie französisch.

„Sie zeichnen unsere Gegend, Madmoiselle hat mir es schon erzählt, daß Sie dieselbe malen wollen, es ist mir unverständlich, was Sie an diesen flachen Sümpfen für Reize entdecken, die eines Künstler-Pinselns würdig wären.“

„In diesem Augenblicke, meine Gnädigste,“ erwiderte ich, „würde ich, wenn ich Maler wäre, der reizlosesten Gegend ein Bild abzugewinnen wissen, was sicherlich das Interesse aller, die Sinn für Schönheit haben, erwecken würde — aber.“

„Mein Herr, ich sehe, die preussischen Offiziere verstehen sich so gut auf Komplimente, wie auf Heldenthaten,“ entgegnete die Polin.

„Es ist keine Schmeichelei, ich spreche aus innerster Überzeugung, — doch leider bin ich nicht Maler, der zu seinen Bildern Studien macht, mein Feld der Thätigkeit ist weit trockenerer Natur, ich revidiere nur die vorhandene Generalstabskarte und soll versuchen, alle Fehler, die

sich eingeschlichen haben, aufzufinden und zu verbessern.“

Die junge Dame nickte verständnisvoll.

„Wo haben Sie Ihr Domizil aufgeschlagen?“

— Ich gab ihr die erwünschte Antwort. —

„Mein Gott, das muß ja ein entsetzlicher Aufenthalt sein!“

„Freilich, ich kenne angenehmere, doch wo die Pflicht gebietet, da schweigen die Rücksichten der Unnehmlichkeit.“

„Sie sind an diesen Ort gebunden?“

„D durchaus nicht, es steht mir frei den Stationspunkt zu wählen, doch scheint es mir, als wenn es ziemlich gleichgültig wäre, wo ich mich einquartiere, denn besser als mein Dach scheinen die übrigen, die ich bisher gesehen habe, auch nicht zu sein.“

Ein helles Lachen der beiden Damen unterbrach meine Rede.

„Sehen Sie mir dort!“ — rief die Französin und deutete mit dem Fächer nach der Richtung, wo mein Meßtisch stand. O Himmel, was mußte ich erblicken! Eine Hammelherde hatte sich unhörbar und ungesehen genahet, der Leithammel hatte offenbar Studien machen wollen.

Der Meßtisch lag umgestülpt an der Erde und wurde von den erstaunten Schafen, denen ein solches Ding noch nicht vorgekommen war, von allen Seiten beschnuppert, der aufgespannte Regenschirm rollte in großen Sähen den Hügel hinunter.

„Auf Wiedersehen mein Herr!“ riefen zwei fröhliche Stimmen, — die Peitsche knallte, fort sauste das Gefährt, das helle Lachen der Insassen schlug noch an mein Ohr, dann wurde es von dem Blöken der bewollten Tiere übertönt. Einsamer wie vorher, das Mißgeschick meines Meßtisches fast vergessend, starrte ich dem Wagen wie einer Kata Morgana nach.

„Fort ihr Tiere!“ — rief ich, wie aus tiefem Traume erwachend — stürzte zu meinen Instrumenten, richtete den Meßtisch auf, — o — weh — kein Punkt, keine Linie war zu sehen, die ganze Platte mit einer dicken Kruste zähen Schlammes überzogen. Wütend setzte ich den Hirten zur Rede, doch mit demselben Resultate hätte ich einen Kirchthurm ansprechen können, er glözte mich mit offener Munde aus seinen großen, wasserblauen Augen an, schlug drei Kreuze, kommandierte seinen Hund und trieb mit wahrhaft fürchtbarer stoischer Ruhe seine Tiere weiter.

Was war zu machen? Die ganze Aufnahme verdorben, ich mußte frisches Papier aufspannen und meine Arbeit von neuem beginnen. Ich ließ einpacken, wanderte nach Hause, zum Arbeiten hätte ich außerdem doch keine Ruhe gehabt. Die beiden weiblichen Wesen, die wie mit einem Zauberstrich hier so plötzlich mir erschienen, dann wieder verschwunden waren, nahmen meine Sinne und Gedanken so in Anspruch, daß ich sicherlich doch lauter Fehler gemacht haben würde.

Halb ärgerlich, halb wunderbar freudig gestimmt begab ich mich an die Zubereitung meines Mittagessens — „Gräfin Jrena Kobalska, Gräfin Kobalska“ rekapitulirte ich wieder und immer wieder. Jrena, Jrena, schien mir der brodelnde Kochtopf zuzurufen. Jrena Gräfin Kobalska, das war, wie ich aus meinem Wirte nach und nach herausbekommen hatte, der Name der jungen Polin, die in der ganzen Gegend bekannt war, die heute morgen das Dorf passiert hatte und deren väterliches Schloß nur ein und eine halbe Meile von hier entfernt lag.

Indem ich unruhig im Zimmer auf- und abschrift und mir das Bild der schönen Comtesse vor meine Seele zauberte, erlang unten Schellengeläute. Mir war

es, als wenn ich dieselben Töne heute schon einmal vernommen hätte, — und richtig, — wer beschreibt mein Entzücken, — unten vor dem Hause hielt das Biergespann von heute morgen, ein härtiger Kutscher im prunkhaften Nationalkostüm hielt die Zügel, und ein Diener in gleichem Anzuge stieg eben, mit Jaak im Gespräch begriffen, vom Boock, zwei Minuten darauf stand er vor mir in meinem Zimmer, mir eine Karte seines Herrn, des Herrn Grafen überreichend.

Raum nahm ich mir Zeit sie zu lesen — „Sofort, sofort,“ rief ich, „Ich komme mit Vergnügen.“ Püfke, Ignaz, Ignaz, Püfke, meine Sachen!“ —

Der Diener lächelte, schritt hinaus, zehn Minuten später saß ich bestens toilletiert in dem Wagen, vier Schekenponnys entführten mich der erstaunten Menge.

So fuhr ich denn dahin, wie verzaubert kam ich mir vor, halb träumend, halb wachend malte sich meine Phantasie ein Zauberichloß, gelegen in duftenden Gärten, umplätschert von rauschenden Fontainen. Stolze Zimmer tauchten vor meiner Seele auf. Geräumige Hallen öffneten sich, Prachtsäle reiheten sich aneinander, denn nur unter gotisch gewölbten, stolzen Bögen konnte solch Zauberbild auf Erden wandeln. Ein unfreundlicher Ruck weckte mich aus meinen Phantasien, ein Strang war gerissen, der Kutscher hielt und knöpfte die Stränge fluchend aneinander. Ich sah mir das Baumzeug näher an, es war zwar kostbar aus buntem Leder geflochten, mit silbernen Beschlägen reich besetzt, jedoch defekt, alt und vernachlässigt. Die Pferde ermangelten der sorglichen Bürste. Der Wagen, kostbar lackiert, zeigte hier und da Fehlstellen. Der Boock war gesprungen, sicherlich stammte der Schmuß, der an der Thür und dem Griff klebte, nicht erst von heute morgen.

Die kostbaren Seidenpolster zeigten Löcher, aus denen die Kofshaare zu Tage drängten. Bald hatte ich die desolote Kutsche ganz vergessen, ich hielt Umschau und spähte nach Türmen und Zinnen, nach dem Schlosse des Grafen von Kobalsky. So sehr ich mich bemühte es zu erblicken, ringsum keine Spur davon. Wir bogten von der Hauptstraße ab, auf einen ausgesetzten Feldweg, ein Viereck aus vernachlässigten Stallgebäuden mit Strohdächern lag vor mir, zwei hölzerne Torflügel, an denen hier und da ein Stück fehlte, hingen schief in verrosteten Angeln, ein Düngerhaufen erschwerte uns die Einfahrt. — Weiterwagen, Karren standen unordentlich umher und dort — ein langes unansehnliches einstöckiges Haus, gleichfalls mit Stroh gedeckt, — das Wohnhaus, — dem selbst die hinreisende Erscheinung Jrenens, die in der niedrigen Thür stand, keinen Glanz verleihen konnte.

Ich stieg aus, lächelnd reichte sie mir die Hand, „Hab ichs gut gemacht?“ —

„So gut, daß ich nicht weiß, ob ich wache oder träume!“ — „Mein Vater,“ — sagte sie und deutete auf einen langen, hagern, noch immer sehr schönen und interessant aussehenden Mann, im polnischen Schnürröck. „Wenn auch als Feind meines Vaterlandes begrüße ich Sie herzlich, meine Tochter war Ihre Fürsprecherin.“ —

Ich staunte über den eigentümlichen Empfang, hätte Jrena mich nicht so bitternd angesehen, würde ich wieder umgekehrt sein, doch so — blieb ich. „Die Politik ist mir fern,“ entgegnete ich. „Man kann sich auf diesem Gebiete feindlich gegenüberstehen, dennoch aber als Mensch mit dem politischen Feinde befreundet sein.“

„So sei es!“ — fiel er freudig ein „und damit wir Freunde bleiben, sei Politik aus diesen Räumen ganz verbannt.“

„Der Wille des Allerhöchsten Kriegsherrn ist die

Politik des Soldaten, das Exerzierreglement sein Glaubensbekenntnis!" entgegnete ich und nahm dankbar seinen Arm an, den er mir reichte, um mich in das Haus zu führen. Das war ein wunderbares Entrée, einer Kotte Hunde aller Rassen diente es zum Aufenthalt, kläffend und bellend sprangen sie an mir empor. Der Graf stellte sie mir einzeln vor, wie man es mit Bewohnern oder Freunden des Hauses zu thun pflegt. Einer übertraf an Vorzüglichkeit immer noch den andern, jedes Tier hatte seine eigene Lebensgeschichte, in der ein Epoche machendes Ereignis vorkam, welches ihm die Unsterblichkeit in der Hundewelt sicherte. Der Vorsaal war nicht gedeilt, ein Gipsfußboden vertrat die Stelle des Parquets, zerrissene Teppiche versuchten vergebens die ausgetretenen Stellen zu verdecken, durch welche der Sand und der Lehmschlag hindurchblickten. Die Wände waren ehemals weiß getüncht gewesen, die Flammen des Kamins, im Vereine mit der alles schwärzenden Zeit, hatten ihnen eine unsagbare Farbe angehaucht, hier und da war der Kalk herabgefallen, Waffen, unter denen die nationale Sense, umwunden mit Lorbeerzweigen, geschmückt mit weißroten Schleifen, keine geringe Rolle spielte, waren aufgehängt, altmodische Gewehre, Reiterpistolen von unglaublichem Kaliber placierten sich dazwischen. Unter diesen kriegerischen Trophäen hingen Ergrüngenischen des edlen Waidwerkes, Geweihe, zum Teil sehr kostbarer und seltener Art, ausgestopfte Wildkatzen, Auer- und Birkbühne, Füchse und die Köpfe mehrerer Wölfe. Auch der friedliche Erntekranz, Bündel von besonders wohlgeratenen Ähren und fromme Heiligenbilder fehlten nicht.

Reit- und Hundepfeifen sah man in allen Formen — „Bei uns zu Lande ein sehr notwendiges Instrument,“ — sagte der Graf, indem er auf die letzteren deutete.

„Man kann sich des zudringlichen Gesindels kaum damit erwehren, muß sogar manchmal zu einer Sendung Vogelbunt seine Zuflucht nehmen.“ —

„Höchst erbauliche Zustände,“ — dachte ich und folgte meinem Wirt in den Salon, der in seiner grenzenlosen, fadenscheinigen Pracht mein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Die kostbarsten, wahrhaft fürstlichen Möbel, zum Teil eingelegt mit Gold und Perlmutter, geziert mit edelstem Schnitzwerk und glänzenden Steinen, waren hier aufgestellt, sicherlich würde es aber schwergefallen sein, irgend eines zu entdecken, an dem nicht ein Bein fehlte, an dem nicht die größten Schäden das Auge beleidigten. Die kostbarsten Brotatüberzüge zeigten Löcher, Dfleden, und da wo man versucht hatte

ihnen die Vorteile der Nadel zuteil werden zu lassen, trat die Nichtachtung des Besitzers noch mehr zu Tage, als da wo man die Kostbarkeiten dem nagenden Zahne der Zeit vollständig überlassen hatte.

Ein gleiches Schicksal mit dem Mobiliar teilten die Dekorations- und Ausstellungsstücke, die herrlichen Sachen aus Porzellan waren halb zerbrochen, hier fehlte ein Henkel, dort ein Fuß, die Stilder, meist revolutionäre Szenen der polnischen Geschichte darstellend, waren geschwärzt, hier und da zeigte sich ein Loch, die goldenen Rahmen waren bestoßen und defekt.

Dicker Staub lag auf allem, was den weiten Raum füllte, mühsam rang sich das Licht durch getrübbte Fensterscheiben — und dennoch erriethen wir alles im hellsten Sonnenglanze, im verklärten Lichte, welches von zwei Augen auszuströmen schien, die mild und sammetweich zuweilen fragend auf mir ruhten. Ich fühlte es, auch auf mich verfehlten diese Augen ihre Wirkung nicht, auch mir fiel Sonnenschein ins Herz und reflektierte seinen Glanz auf meinen Jügen. Der Diener meldete das Diner, ohne uns vorher zu setzen, schritten wir in den Speiseaal, der an verblichener Pracht den übrigen Räumen des Hauses in keiner Weise nachstand.

Die Tafel strotzte von Silber, Prachtgefäßen, kostbaren Porzellanen und geschliffenen Krustallen, doch fast jeder Teller war beschädigt, jedes Glas hatte einen Sprung, und das Damastgedeckte zeigte neben großen Flecken hier und da ein ungestopftes Loch. Fast unwillkürlich spielte ich während des Diners einen Augenblick mit dem Finger in einer der Fehlstellen. Ich erschrak als ich den Blick der belle Française gewahrte, die lächelnd meinem Gebahren zuschaute. „Polnische Wirtschaft!“

— flüsterte sie mir zu, indem sie mit einem Zuge den schäumenden Champagnerfisch leerte. Die Speisen waren, wenn auch meiner Zunge fremdartig, so doch aus-geleucht, die Zusammensetzung der Suppe, bestehend aus saurer Sahne, roten Rüben, Gurken, Krebschwänzen, Fleisch und würzigen Kräutern, kalt mit einem Stück Eis serviert, war mir ebenso neu, wie die scharfgewürzte Fleischspeise mit Caviar und Hammelfleisch. Schwere Weine wurden in Menge kredenzt, und der Kopf meines äußerst gesprächigen und liebenswürdigen Wirtes, der mich zum Zulangen nötigte und mir zutrank, rötete sich bedenklich. Trena war zurückhaltender als heute morgen, nicht ohne gewisse Sorge sah sie die zunehmende Lebhaftigkeit ihres Vaters, zuweilen legte sie sanft die Hand auf die seine, wenn er wieder eine der geschliffenen Karaffen ergriff, um daraus sein Glas zu füllen.



„Wenn auch als Feind meines Vaterlandes begrüße ich Sie herzlich.“

Draußen auf dem Hofe erklang Musik, Schellengeläute, Rufe, Pochen, ein Durcheinander von männlichen und weiblichen Stimmen wurde hörbar, nach 5 Minuten schwirrte der Speisesaal von unerwarteten neuangekommenen Gästen. Dreißig Personen waren es, die da plötzlich anlangten.

Weder Jrena noch der Graf ließen sich aus ihrer Fassung bringen, die Diener rückten Tische zurecht, setzten Teller, Schüsseln auf, die sämtlichen Gänge von denen wir schon gegessen hatten, wurden wieder aufgetragen, vervollständigt durch eine Menge kalter Platten. Batterien von Flaschen, alles zu einer Art von Büffet arrangiert, und ungeniert langten die neuen Gäste zu. Nichts fehlte, die Pracht des Silbers, die hier entfaltete wurde, war wahrhaft erstaunlich, nur eins vermiste ich — die Servietten, an deren Stelle die Herrschaften entweder das Tischtuch oder ihre eigenen Taschentücher benutzten. Diesmal war ich es, der belle Française zupflüsterte: „Polnische Wirtschaft!“

Frauen und Mädchen von unsagbarer Schönheit befanden sich unter den Gästen, alle schwarz gekleidet in Panbestrauer, dabei aber von kostbaren Spitzen und schillernden Brillanten überhäet. Männer und Jünglinge sah ich von einem edlen Feuer begeistert, Gestalten voller Ehrenmaß, Geschmeidigkeit, Elasticität und wahrhaft faszinierender männlicher Schönheit. Was Wunder daß sich diese Repräsentanten der beiden Geschlechter, zudem eng verknüpft durch Bande des Blutes, der Interessen und des gemeinschaftlich getragenen national-n Unglücks mächtig angezogen fühlten, daß eine Art und Weise des Verkehrs herrschte, die meinen norddeutschen jerröhen Ansichten mehr als wunderbar vorkam. Eine Umarmung gehörte zur Tagesordnung und ein Kuß war nichts seltenes. Die Neuangekommenen hatten sich gestärkt, man erhob sich, die ganze Gesellschaft begab sich in die Nebenräume, an die sich ein großer Saal schloß, der zwar gebielt war, aber trotzdem Berg und Thal zeigte, denn durch Feuchtigkeit und jahrelange Mißhandlung hatte sich der Boden gehoben und gesenkt. Die seidnen Gardinen waren zerrissen, einzelne Fensterscheiben fehlten ganz, bei anderen waren die Scheiben durch aufgelebte Papierstreifen notdürftig ausgebessert. Eine Zigeunerbande trat auf, schwarze, bärtige Gestalten, vor denen man sich wohl hätte fürchten können, wenn man ihnen in einem einsamen Walde begegnet wäre. Ihre zerlumpten phantastischen Kostüme spotteten jeder Beschreibung, ihren seltsamen Instrumenten entlockten sie jedoch Töne, die widerstandslos auch die steifsten Glieder zu rasender Tarantella hinreißen mußten. Wer sollte ihnen widerstehen? Da hatte ich ja, was ich erlebte, — ich sah Damen, Damen so schön und voll graziöser Feuers, wie ich sie mir in meinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt hatte, Herren mit königlichem Anstand die Mazurek tanzen, daß ich zu unumwundenen Freuden- ausbrüchen hingerissen wurde.

„Tanzen Sie nicht, Herr Baron?“ sagte plötzlich eine glockenhelle Frauenstimme fast vorwurfsvoll hinter mir. — „Es ist Landesitte, daß der Fremdling, der zum erstenmale in einem Hause weilt, den Abend ausschließlich mit der Tochter tanzt.“

„Jrena!“ — entschlüpfte es fast meinen Lippen, mit Gewalt mußte ich den mir so teuren Namen zurückdrängen.

„Wollen Sie mich den Tanz Ihres Volkes lehren?“ fragte ich.

„Kommen Sie. — Nicht hier, — wir machen unsere Studien erst allein.“

Ich folgte ins Nebenzimmer, meine beiden Hände

lagen in den ihren, weich und warm, unbehindert durch lästige Hüllen, Nerv um Nerv sich sanft berührend, den gegenseitigen Strom der Herzen unbehindert in einander fließen lassend. Von drüben her rauschten die Klänge der Mazurek bis zu uns, zwei dunkle Augen blickten mir entgegen und drohten allen Zündstoff der sich zwar erst seit heute morgen, aber dennoch mit wahrhaft erschreckender Kraft in meinem Herzen aufgestapelt hatte, explodieren zu lassen. Zierliche Füßchen, so wohlgeformt, so ausdrucksvoll — mir wurde die Richtigkeit dieser Bezeichnung, die ich früher so oft belächelte, evident klar, — bewegten sich rhythmisch auf und ab, jede Stellung — ein Wort — jede Hebung und Senkung ein Gedanke, der dem Herzen entstammend hier seinen Ausdruck fand.

„Mein Gott, es ist ja erstaunlich, was Verliebte für eitle, thörichte Gedanken haben,“ — schaltete meine Frau ein, indem ich ihr diese Zeilen, die ich erst zwanzig Jahre nach meinen polnischen Erlebnissen schreibe, vorlas. — „Glaubst du denn wirklich, daß Jrena dich, — den Feind ihres Vaterlandes, — schon nach — warte einmal — wie viele Stunden kammet Ihr Euch denn schon — liebt?“

„Es waren 10 Stunden und 25 Minuten vergangen, meine Teure,“ — antwortete ich.

„Genug um ein Mädchen wie Jrena in hellen Flammen lodern zu lassen.“

„Thor,“ rief sie lachend, — „sag lieber, einen Mann wie dich!“ — Einen leichten Schlag mit den Nadeln, die sie geschickt führte, um für ihr Enkelkind, welches vor einigen Tagen das Licht der Welt erblickte, ein Röckchen oder so etwas zu stricken, nach dem Kopfe des eitlen Mannes führend, eilt sie von dannen. Wie wunderbar diese stattliche Frau doch jener Jrena gleicht, die zierlich sie die Füßchen setzt, — obgleich sie schon Großmama geworden. Und ich? Schickt es sich wohl für einen Großpapa, mit so viel Feuer noch einer Jugendliebe zu gedenken?

Vielleicht! — Ach ja, es wird sich doch wohl schicken, sonst würde die Gattin, Großmama, nicht so lange schon glücklich lächelnd am Kamin zug-hört haben, was ich geschrieben, und jetzt steht ihr lieber Kopf mit dem noch immer schönen, vollen Haar, durch welches sich zwar hier und da schon ein Silberfaden zieht, zur halbgeöffneten Thür herein und ruft: „Liebchen, warte noch ein wenig mit dem Lesen, erst muß ich in der Küche nach dem Rechten sehen, damit du nicht etwa von „polnischer Wirtschaft“ sprichst, ich möchte gern wissen, wie es mit deiner Liebe zu der holden Jrena wurde, das Mädchen interessiert mich.“

Meine Gattin saß mir bald wieder gegenüber, und ich fuhr fort.

Das Mädchen tanzte und belehrte mich, sie lehrte mich und tanzte, und als ich jene Sprünge und wunderbaren Windungen des Körpers und der Füße längst begriffen, als ich mit Sicherheit mich hätte unter die Tanzenden mischen und mich an ihren komplizierten Figuren wohl hätte beteiligen können, da spielte ich doch noch den Unbeholfenen und that, als ob ich der einsamen Tanzstunde noch bedurfte.

„Du Schelm,“ — sagt meine Gattin. „Na und wie endet der Unterricht?“

„Damit!“ rief ich mit dem Feuer eines Zwanzigers, schlang meinen Arm um ihre Taille und hauchte einen Kuß auf ihre Lippen.

„Schäme dich Großpapa!“ — ruft sie und fordert mich auf im Lesen meines Manuscriptes fortzufahren.

Die Klänge der Mazurek verstummten, die Flaschen leerten sich, und je mehr der Boden der riesenhaften Bunschterrine zu Tage trat, desto bedenklicher röteten sich die Köpfe. Der Hausherr lag schon in Morphens Armen. — Beim Beginn des Tanzes hatte ihm ein Nachbar schon Liebedienste geleistet. Man trennte sich, man ging zu Bett oder doch wenigstens zur Ruhe, denn es war gar nicht daran zu denken, daß für alle Besucher ein derartiges Federinstitut vorhanden war.

Die Dienerschaft kam, legte für die Herrenwelt im Tanzsaal Matraken, Kopfkissen und Zudecken auf die Erde. Die Damen erhielten in dem Seitenflügel Massenquartiere, wie diese beschaffen waren, vermag ich nicht zu sagen. Mir wurde der Vorzug zuteil im Siebelstübchen des Hauses ein besonderes Zimmer zu erhalten und, — wer beschreibt mein Staunen, — ein fast vergessener Freund begrüßt mich hier — mein theurer Meßtisch, leider noch beschmutzt und unbrauchbar in seiner aufgespannten Zeichnung. Lächelnd ihm zur Seite stand der brave Püfte, bereit seinen durchgegangenen Herren zu bedienen, auch zufrieden mit der Wendung die auch für ihn, wie die Reste des köstlichen Soupers bezogenen, äußerst günstige Rückwirkungen hatte. „Wo ist Ignaz?“ — fragte ich. — Stillschweigend öffnete er die Thüre, unter dem Dache, da wo es mit dem Lehmschlag des Bodens sich berührte, lag schnarchend eine unförmige Masse, daneben eine leere Flasche, deren ausgeöffneter Inhalt noch deutlich die hinterlassenen Spuren zeigte — das war Ignaz.

Ein geheimnißvoll verschleiertes Himmelbett lächelte mir entgegen, mit königlichem Anstande schlug Püfte die gestickten Tüllgardinen zurück und ließ seine schwieligen Hände über die blauen Atlasstissen gleiten. Das war ein Unterschied mit dem improvisierten Lager in meiner jüdischen Propination, aber auch diese zarten Rissen, diese duftigen Überzüge hätten der reparierenden Nadel so sehr bedurft.

Ich schlief noch nicht, von wonnigen Träumen umschwebt, sank ich nur in einen süßen Halbschlummer. Jrenas Bild sah aus jeder Falte des Betthimmels zu mir hernieder, Jrenas Bild strahlte aus dem funkelnden Sternchen, das unbehindert durch schützende Vorchänge zu mir herableuchtete, da man die schweren Damastgardinen nicht schließen konnte, auf mein Lager.

„Jrena — Jrena,“ rauscht es leis und leiser, „Polnische Wirtschaft“ klang es dazwischen, wie von den spottfüchtigen Lippen der belle Françoise, Ignaz Schnarchen schlug an mein Ohr, der Meßtisch nahm wunderbare Gestalten im Mondschein an, — endlich legte der erquickende Schlaf sich auf die ermüdeten Augen, die heute so viel gesehen, — so Schönes, so Begehrtenwerthes — und solch polnische Wirtschaft!

Am nächsten Tage war Wolfsjagd, so viele Reitpferde aufgetrieben werden konnten, wurden bestiegen, ich erhielt Jrenas Falbenhengst, ich weiß nicht ob ich nicht von ihrer, oder sie nicht von meiner Seite wich, genug wir waren stets beisammen. Wer kein Reitpferd erhielt, bestieg den Wagen, am Gehölz bildeten wir Chêne, und dann gingen hinein in den Wald.

Nach Verlauf einer Stunde stellte die Meute den Wolf, Jrena streckte ihn nieder, ich erhielt von ihr die Ruthe als Geschenk. An die Wolfsjagd reihte sich eine Schnitzeljagd, Jrena war der Fuchs. Hu wie sie fauste, wie sie die Scheide ausgeben ließ — kein Graben zu breit — keine Hede zu hoch — sie war diabolisch, sie war

bezaubernd! Ich lag in ihren Banden, fast unauflöslich. Wir jagten durch das Dorf, mein Bitt stand in der Thüre, er traute kaum seinen Augen, als er mich so an sich vorüberlaufen sah. Der Tag verlief wie der vorige, am nächsten wurden die Pferde angegeschirrt, die Gäste waren reisefertig, lachend bestiegen sie die Gefährte und fuhren zum zerfallenen Thorweg hinaus, um auf einem 5 Meilen entfernten Nachbargute einen gleichen freundschaftlichen Überfall wie hier zu machen. Doch ihr Zug hatte sich vergrößert, der Graf hatte auch zwei Wagen bespannen lassen, in dem einen saß er mit einigen jungen Penten der Nachbarschaft, in dem letzten Jrena, la belle Françoise, der diese polnische Wirtschaft ungemein zu gefallen schien, — und ich. Mein armer Meßtisch, den ich bei der Abfahrt oben am Fenster meines neuen Heimes stehen sah, blickte mir vorwurfsvoll nach. Ignaz glökte erstaunt, Püfte machte ein glückstrahlendes Gesicht.

Das war eine frohe, glückliche Fahrt, das waren schöne, ausgelassene Stunden und Tage, die wir auf den Gütern der polnischen Adelsgeschlechter verlebten, die wir nach und nach aufsuchten, wobei der Zug sich lawinenhaft vergrößerte. Nach acht Tagen kehrten wir endlich heim, um uns auszuruhen von all den Strapazen des geselligen Lebens, denn bekanntlich ist nichts schwerer zu ertragen, als eine Reihe von festbeglückten Tagen.

Mit stillem Vorwurf sah mich mein Meßtisch an, einsam und verlassen stand er da, um ihm doch etwas Gutes zu erweisen, hatte ihn Püfte mit frischem, weißem Papier bespannt.

Obgleich ich gründlich faul gewesen war, zweifelte ich doch nicht einen Augenblick an meiner Tüchtigkeit zum Generalstäbler, freilich fühlte ich, daß meine Thätigkeit wohl mehr auf dem Felde der Diplomatie lag, denn es war mir in den lekt verflohenen acht Tagen gelungen, prinzipaliter uns feindliche Mächte mehr und mehr für mich zu gewinnen.

Jrena, die feurige Polin war dem Preußen hold, ihr Vater hatte mich so ins Herz geschlossen, daß er mit Schrecken daran dachte, wenn ich seinem Schlosse fern sei, und die übrigen Polen und Polinnen meinten, sie hätten nie geglaubt, daß sie einen Sprossen ihres Erbfeindes so liebgewinnen könnten.

Am nächsten Tage sollte mein Meßtisch wieder in seine Rechte eingesetzt werden, doch nicht auf Ignaz oder Püftes Rücken schwebte er hinaus in die aufzunehmende Welt, nein jene Pommequipage, geführt von zarter Frauenhand, trug ihn auf seinen Standpunkt, von dem ihn die ominöse Schafherde so furchtbar jäh herabgeschleudert hatte. Jrena stellte ihn mit auf, Jrena ließ die Bouffole spielen. Jrenas zarte Finger waren mir behilflich Punkte und Linien einzutragen. Jrena — und immer wieder Jrena war es, die mich zur fleißigen Arbeit begeisterte.

O weh, — meine Aufnahme war beinahe beendet, der Zugvogel mußte weiter ziehen. Das waren traurige Stunden, je näher der Abschied heranrückte desto schweigsamer wurden wir.

Mitleidig ruhten die schelmischen Augen der belle Françoise auf uns beiden, jedes weibliche Gemüt mußte ahnen, was in uns vorging, das einer Französin nun ganz befanders.

Vertrübt wollte ich zur Ruhe gehen, morgen sollten noch einige Verbesserungen vorgenommen werden, dann mußte ich den Wanderstab weiter setzen. Ich betrat mein Zimmer, träumerisch betrachtete ich den Meßtisch — mein Gott, was war denn das? Hier ein großer Tintenleck, der einen Teil der Zeichnung verdeckte, dort

ein Fleck von roter Farbe, — wie merkwürdig, er befand sich gerade auf dem Gutshof, wo ich mich jetzt befand — und bei näherer Betrachtung konnte man sich nicht unschwer die Figur zweier Herzen, aus denen Flammen ineinander schlügen, daraus bilden. Der Wasserlauf, der die Basis für die ganze Aufnahme bildete, war mit Gummi fast ganz verlöschet — und — ha — der Verräter — auf dem Boden lag eine kleine, himmelblaue Schleife, wie sie la belle Française mit Vorliebe trug.

O Weiber, Weiber, was geht über Euch und Eure List. In einem Schaltjahr beschrieben zehn Schreiber nicht die Kniffe und Pässe, die ihr wißt!

Ma belle Française — o ich hätte sie umarmen mögen — sie war der liebe Bösewicht! Was half es, die Aufnahme mußte sauber hergestellt werden, Tage, ja Wochen brauchte ich dazu, — und um sie anzufertigen, mußte ich bleiben, gleichviel ob ich wollte oder nicht. Nun — ich wollte!

Tage, Wochen, Jahre, viele Jahre sind vergangen, die Aufnahme ist längst, längst beendet, wohl gestochen befindet sie sich schon lange in den Händen derer, die die Generalstabskarte gebrauchen. Auch der gestifte Generalstabsfragen stellte sich bei mir ein, doch nur einmal habe ich ihn getragen, und zwar am schönsten Tage meines Lebens, als ich mit meiner holden Braut zum Altar schritt. Seitdem liegt er mit den andern zugehörigen Uniformstücken ruhig und gut verwahrt im Kasten.

Ich trage keine Uniform mehr, das schlechte bürgerliche Kleid ist längst meine Gewandung. Man liebt in meiner Gegend die preussische Uniform nicht sehr, und nach der Residenz komme ich nur selten, denn mein neu erbautes Schloß in Polen, wo — das will ich bemerken — gar keine „polnische“, sondern „echt deutsche“ Wirtschaft herrscht, — bietet mir mit seinem Parke, seinen blüthenartigen Gärten, seinen wohlbestellten Aekern alles, was das Herz eines ländlichen Besizers nur erfreut.

Zwei Damen treten in mein Zimmer, sie haben meinen Generalstabswaffenrock und meine Epauletten in der Hand, ich sehe sie fragend an. Die eine Dame sagt im leicht gebrochenen Deutsch, das die Französin verrät: „Zur Taufe des ersten Entfels müssen Sie aber in Uniform erscheinen.“ „Auf alle Fälle,“ sagt die zweite Dame gleichfalls in meiner Muttersprache, jedoch mit leichtem Anfluge der polnischen Mundart. „Wie lange habe ich dich nicht in Uniform gesehen, sie steht dir so gut, — und damals, als ich dich zuerst erblickte, da wo jetzt die Eiche so lustig ihre Zweige treibt, da trugst du auch Uniform.“

„Nun — nun — will mirs überlegen!“ — gab ich zurück.

„Natürlich — natürlich!“ riefen beide Damen durcheinander.

Nun denn, in Gottes Namen, ja, wer könnte wohl widerstehen, wenns ma belle Française, wenn du es willst, Großmutter — Zrena!

Der geheilte Märk!

„Alter,“ sagte die Frau Kreisräin nach Tisch zu ihrem Gatten, „ich habe dir etwas wichtiges zu sagen.“ „Nun, da fang' aber gleich in der Mitte an,“ meinte er lachend. „Natürlich, du willst immer alles gleich per Schnellpost haben,“ schmolte sie, „und ich mein' doch, wenn ich dir was über unsern Märk' zu sagen habe, so ist das wichtig genug, um mir von Anfang an zuzuhören.“

„Nun so schieße los, ich höre ja,“ erwiderte der Herr Kreisrat gutmütig.

„Ich habe nämlich etwas über ihn herausgebracht,“ begann die Frau in einiger Aufregung.

„Du hast etwas herausgebracht? Merkwürdig!“ lachte der Herr Gemahl.

„Ja, lache nur, du natürlich, merkst ja nichts — wenn ich nur an die zweierlei Socken denke, die du neulich anhattest — lieber Gott, wenn ich die Augen nicht hinten und vornen habe! Ich hatte gerade mein Kopfweh, und — hast du nicht gesehen, geht der Mann in zweierlei Socken spazieren.“ „Was hat das nun mit dem Max zu schaffen?“ fragte der Kreisrat.

„Herrgott, ich komme ja darauf, das ist bloß die Einleitung und soll sagen, daß wenn ich nicht wäre,“ — „die ganze Welt in zweierlei Socken herumliefe,“ ergänzte der Kreisrat. „Ach laß mich zufrieden mit der Welt,“ rief sie, „ich habe gerade genug zu schaffen, euch beide in Ordnung zu halten. Um aber auf das Märk' zu kommen, siehst du, Alter, der Bub' hat sich verändert, seit wir in die Stadt versetzt sind. Glaubst du, er trägt noch deine Hosen und Röcke aus, oder gar deine Hüte? In Pörrach hat er's doch getan — nun muß aber alles neu sein und fein, oder gar flott sitzen, wie er sich ausdrückt — ja, und denke dir, er geht zum Friseur, so ein Fratz von achtzehn Jahren! und wie oft er sich im Tage die Stiefel in der Küche putzen läßt, die Christine ist ganz rabiat.“

„Da habe ich denn dem Ding nachgepüht, und nun habe ich's heraus. Ach Gott, Alter, unser Märk' ist in eine Schauspielerin verliebt, und das macht mich ganz unglücklich. Meinst du, er wäre des Sonntags noch zu Finanzrat's zu bringen? „Ach Mutter,“ sagte er neulich und rümpfte die Nase, „die Mädchen sind so langweilig.“ — Da haben wir's, einfache, gediegene Mädchen sind ihm schon langweilig. Und siehst du, wenn ich etwas auf der Welt hasse, so ist's die Sorte Männer, die immer am Theater herum zu schnüffeln haben und denen jedes Frauenzimmer, das damit zu thun hat, wichtiger ist, als alle vernünftigen Dinge der Welt. Solche Männer, siehst du, werden alt und grau, und ihre Narrheit wächst mit ihnen, und sie werden sie nimmer los. Wenn nun Märk's Geschmack nach jener Richtung ginge, — ich wär' untröstlich, Alter. Und — as sage ich dir, wenn . . .“ „Halt, um Gotteswillen halt ein!“ unterbrach der Herr Kreisrat den Redeschwall seiner Gattin. „Halt' ein, du verrenkst dir ja die Zunge. Also in eine Schauspielerin? Und hast du auch Beweise?“ — wollte der Kreisrat fragen.

„Natürlich,“ fiel sie ihm ins Wort, „ich werde keine haben, seit der Jungfrau von Orléans ist Märk' in Verzückung — ich begreif's nicht, denn mir hat die Schauspielerin gar nicht gefallen, sie schreit so, mit ihrer tiefen Bassstimme, — aber freilich, das Märk' hat noch nichts besseres gesehen und meint nun Wunder was alles hinter ihrem Wesen sei, denn ein unschönes Frauenzimmer ist sie nicht, — nein, — sie hat eigentlich ein ganz regelmäsiges Gesicht und blondes, lockiges Haar, so 'ne Art Löwenmähne, — aber ich kann mir nicht helfen, für ein feines Mädchen halte ich sie nicht, denn ich habe sie schon beobachtet, wenn sie bei Schaffs drüben ist, — sie hat so ein rechtes Theaterprinzessinnen-Gebue an sich, ach, und das ist mir so zuwider! Dem Märk' freilich scheint das zu imponieren, denn er sitzt stundenlang hinter seinen Gardinen und schaut mit dem Opernglas hinüber und läßt sich nicht um die Welt in seinen Betrachtungen stören. Ach Gott, Alter, an Theaterlieb-



schaften gehen viele jungen Leute zugrunde!“
 „Nicht alle,“ lachte der Herr Kreisrat. „In meiner Jugend war ich auch einmal. . . .“
 „Anton?!“ rief seine Gattin entsetzt, „du wirst doch nicht?“

„. . . war ich auch einmal in eine Schauspielerin verliebt,“ fuhr der Herr Kreisrat in munterer Laune fort. „Aber beruhige dich, Schatz, nur in der Entfernung, und du siehst, ich bin nicht daran zugrunde gegangen, und dem Märk, wenn er ein rechter Kerl ist, wird's auch nicht schaden. Also mit Schaff's verkehrt das Mädchen — nun, ich werde Schaff's bitten, einmal den Burschen mit dem Mädchen zusammen zu laden.“ „Bist du verrückt,“ schrie die Kreisrätin auf, „das gebe ich nimmermehr zu!“ „Nun ja, ich möchte die Kur auch nicht mit Jedem vornehmen,“ meinte ihr Gatte, „aber unser Max ist so ein urgehundes, rechtschaffenes Gemüt, laß du ihn ruhig die Jungfrau von Orleans kennen lernen, — ist die Schauspielerin ein interessantes, gebildetes Mädchen, dann mag er nach Herzenslust für sie schwärmen, es wird ihn von andern Dummheiten abhalten, — ist's aber eine gewöhnliche Theaterprinzessin, dann garantiere ich dir, Alte, daß unser Max durch ihre Bekanntschaft geheilt wird.“ Die Kreisrätin wollte noch allerlei einwenden, aber der Herr Gemahl schüttelte mit dem Kopfe, und richtig, als er das Haus verließ, kehrte er drüben bei Schaff's an, und Max' war demzufolge auf nächsten Sonntag zum Kaffee eingeladen. Er war ein gar stattlicher, offener Bursche, und als er in seinem schönsten Staate über die Straße schritt, da schauten ihm Vater und Mutter vom Fenster aus nach, und der Kreisrat, der niemals sich einer Nührung hingab, packte plötzlich seine liebe Rätin um den Hals und sagte: „Gott schenke ihm Glück zu seiner ersten Prüfung!“ „Amen, Alter,“ seufzte sie und machte ein Gesicht, als sähe sie einem Leichenwagen nach.

Unterdessen war Märk' der jungen Schauspielerin vorgestellt worden, bei welcher Gelegenheit er mit dem Ellenbogen einen Blumentopf zu nahe kam, der dann auch glücklich zur Erde fiel. Nachdem dieses Unglück überstanden war, holte sich der verlegene Jüngling endlich einen Stuhl herbei und setzte ihn auf das beste Hühnerauge der guten Frau Schaff. Das gab wieder ein langes Intermezzo von Ausrufungen, Entschuldigungen und dunkelroten Köpfen, aber zu guter Letzt saß doch Märk' endlich der jungen Schauspielerin gegenüber. Nachdem er bemerkt hatte, daß sie gerade so sprach, wie andre Leute auch, und nicht in wunderbaren hochtönenden Versen, wie die Jungfrau von Orleans, begann sein Herz in einem ruhigeren Tempo zu schlagen, und er wagte es, die Wimpern zu erheben und das junge Mädchen ziemlich deutlich ins Auge zu fassen. Ja, ihr Antlitz war schön, sogar von der edelsten Form, — aber wie erschraf er, als dieser schöne Mund ein sehr derbes Lachen ausstieß, ein Lachen, das ihm gründlich mißfiel. Aber er schalt sich alsobald: „Ich dummer Kerl, weil sie nur tragische Rollen spielt, deshalb soll sie vielleicht nicht lachen? — Aber noch etwas nahm ihn Wunder, die junge Schauspielerin aß nämlich eine solche Unmasse Backwerk, und richtete überhaupt solche Verwüstungen an in allem Eß- und Trinkbaren, mit dem die Tafel reichlich besetzt war, daß er nicht recht begriff, wo sie das alles hinthun mochte und in stummem Staunen versiel über diese profaische Leistungsfähigkeit seines Ideals, und die Jungfrau von Orleans wurde ihm dabei immer verschwommener. — „Aber so trinken Sie doch Ihren

Kaffee!“ sagte Frau Schaff zu ihm. Und nun trant er seinen Kaffee mit so großer Seelenruhe hinunter, als befände er sich in Gesellschaft ganz einfacher Sterblicher, ja, er ließ sich eine zweite Tasse einschenken und nahm sich ohne Aufforderung eines der wenigen Brezelchen, das die Schauspielerin übrig gelassen hatte. Diese erzählte indessen von ihren Kunstreisen, und daß sie auch in Italien Gastrollen gegeben habe.

In dem berühmten Venedig aber habe es ihr nicht besonders gefallen, allerdings sei dort gerade eine große Überschwemmung gewesen, so daß man in den Straßen mit Schiffen herumfahren mußte.

Ihr Bewunderer ließ vor Schrecken über diese Leistung seiner Angebetenen fast seine Tasse fallen, und die Jungfrau von Orleans erschien ihm immer nebelhafter.

Im weitem Verlauf ihrer Erzählung machte die junge Dame die Mitteilung, daß sie einen Engagementsantrag erhalten und denselben wahrscheinlich annehmen werde. „Wohin werden Sie gehen?“ fragte der Primaner, nun doch einigermaßen erschreckt, den Gegenstand seiner Anbetung so bald zu verlieren. „Nach Rußland,“ entgegnete die junge Dame. „Nach Rußland,“ wiederholte Märk', „und in welche Stadt Rußlands, wenn ich fragen darf?“ „Nach Danzig!“ sprach sie mit großer Zuversicht. „Jetzt ließ Märk' seine Tasse wirklich fallen und wurde rot bis in die Haarwurzeln, ein Rest von Pietät für die Jungfrau von Orleans hielt ihn vor einem lauten Aufschrei zurück. Er empfahl sich bald und ging zu seinen Eltern hinüber. Im Wohnzimmer warf er sich in den Sopha und lachte, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. „Was giebt's?“ fragte die Mutter, „kann man nicht teilnehmen an deiner Heiterkeit?“ „Ja, 's ist zu schön,“ sagte der Primaner, „die Schauspielerin drüben meint, bei ihrem Aufenthalt in Venedig sei eine solche Überschwemmung gewesen, daß man in den Straßen mit Schiffen herumfahren mußte, und dann macht sie uns die merkwürdige Mitteilung: sie sei nach Danzig in Rußland engagiert! Ist das nicht köstlich, Vater? ha, ha, ha!“ Der Kreisrat lächelte bloß ein wenig, sagte aber im Vorbeigehen seiner Frau ins Ohr: „Gott' ich recht, oder nicht, Alte, — unser Märk' ist geheilt!“ —

Der Löwe.

Der Löwe ist von Alters her das Ur- und Mustertier aller Wappen und — Wirtshauschilder. In wieviel Varietäten kommt er da vor! Von dem grimmigsten Riesenleu, welcher der Münchener Bavaria zur Seite steht, bis zu dem gemüthlichen Tabakslöwen mit dem feist-biedern holländischen Bürgermeistergesicht. In der Herabst — dieser nach Moder riechenden und doch jetzt wieder so modern gewordenen Wissenschaft — giebt es gildene und silberne, rechts- und linkschreitende, streitbare und ruhende, gebänderte und gekrönte, ja selbst zweigehwänzige und geflügelte Löwen und auf den Wirtshauschildern erst — grüne und blaue, rote und schwarze, weiße und sogar ein geschedter ist in einer Kneipe, „wo man zu Kopf und Fuß logiert,“ entdeckt worden. Ja, die Phantastie hat das Bild des Löwen sehr ausgeschmückt, Künstler und Dichter haben aus diesem Raubtiere eine ganz fabelhafte Figur gemacht und seit Jahrhunderten bis zu unserer Zeit. „Wüstentönig ist der Leu,“ ward in allen Tonarten gesungen, und in der Tierfabel heißt er „König Nobel.“ Wenn nun auch der Naturforscher den Löwen mit



Zwei Löwen im Kampfe.

etwas nüchternem Auge betrachtet, als die Herren Dichter und Künstler, so wird doch niemand es leugnen wollen, daß der Löwe ein majestätisches, prächtiges Raubtier ist. Der männliche Löwe ist das vollendetste Bild gewaltiger Kraft und behender Leichtigkeit.

Der große, ebenmäßige Kopf — die Araber heißen den Löwen „den Herrn mit dem großen Kopfe“ — die reiche Mähne, die ihn vom Hinterhaupte bis zur Schulter umwallt, die breite behaarte Brust voll Muskelkraft, der glatte, elegante Hinterleib, der stolz geschwungene Schweif mit seinem quastartigen Haarbüschel, das feurige, drohende Auge — alles giebt ihm das Gepräge des Reckenhaften und Edeln. Die Löwin freilich mit ihrem runden Kopfe, dem die Mähne fehlt, spitzen Ohren, schmalem Hinterkörper und schwächerer Brust, ist um ein Drittel kleiner, als der männliche Löwe und zeigt ganz das Bild einer großen Katze, — und eine Katze ist der Löwe, trotz allem was von ihm gefabelt wird, seinem ganzen Wesen nach.

Wie alle Katzen vollführt der Löwe seine Raubzüge bei Nacht, und wenn er auch sein donnerähnliches Brüllen, welches alle übrigen Tiere in starren Schrecken versetzt, laut erschallen läßt, schleicht er sich an seine gewitterte Beute heran und verfolgt sie erst, wenn sie flüchtig wird, in offener Jagd. In Riesenspringen von 20–36 Fuß stürzt er sich auf seine Beute und schlägt dann mit einem Schlage seiner mächtigen Krallen seinem Opfer, und wäre es auch der stärkste Stier, das Rückgrad entzwei und zerbeißt ihm mit seinem furchtbaren Gebisse den Kopf. Junge, jagende Löwen, welche die nötige Kraft noch nicht erlangt haben, töten wohl auch größere Tiere, wie Pferde, Rinder und Kamele durch einen Biß in die Gurgel.

Von Grobmut ist an dem Löwen wenig zu bemerken, er tötet aus wilder Mordlust, mehr als er zur Nahrung bedarf, darum ist er auch immer gefolgt von einem hungrigen Haffaat, Schakal und Hyäne sind die gefräßigen Hofjunker, der Laßgeier, der ekelhafte Schmarotzer des Königs der Wüste. Kein, Edelmut ist dem wilden Räuber nicht nachzurühmen. Wie der gemeinste Kater es mit dem armen, gefangenen Mäuslein macht, so spielt König Nobel auf das grausamste mit seinen Opfern, ehe er ihnen in aller Huld den Gnadenstoß erteilt. Diese Eigenschaften haben ihm nur seine Hofspoeten angedichtet.

Eines aber muß man dem Löwen lassen — Kühnheit und Mut. Wenn er auch auf seinen Raubzügen alle List und Vorsicht anwendet, steht er einmal Stirn an Stirn seinem Gegner gegenüber, dann zeigt er seinen wilden Heldenstolz, dann fürchtet er auch den Menschen nicht, den er sonst lieber meidet und freiwillig nur angreift, wenn ihn der Hunger dazu treibt. Mit weit aufgerissenem Rachen, das furchtbare Gebiß drohend zeigend, mit gesträubter Mähne und erhobenem Schweife tritt er dem feindlichen Menschen gegenüber, und wehe diesem, wenn er den Augenblick versäumt, wo der Löwe die Sprungweite abmißt zum Angriff, wehe ihm, wenn die Kugel nicht tödlich trifft, — denn im Todeskampfe ist der Löwe am furchtbarsten.

Der Löwe (*Felis leo*), zur Familie der Katzen gehörig, wird 2,4 Meter lang und 1,4 Meter hoch. Seine Farbe ist fahlgelb, wie der Wüstenand. Der männliche Löwe hat eine braune oder schwärzliche, Hals und Schulter bedeckende Mähne, die häufig noch unter dem Bauche hinläuft. Der 1,20 Meter lange Schweif endigt mit einer kurzen, hornigen Spitze und einem Haarbüschel. Der Kopf des Löwen ist fast vier-

eckig, seine Stirne gewölbt, seine Augen groß und ausdrucksvoll, seine Bewegungen edel und abgemessen. Die Brust ist breit und die Haltung des Hauptes aufrecht. Das Weibchen ist mähnenlos. Im Dezember bringt die Löwin 1–2, selten 3 Junge zur Welt, die sie 3 Monate säugt, nach 6 Monaten schon begleiten die jungen Löwenprinzen die Mutter, um die Beute des königlichen Vaters in Empfang zu nehmen, und im Alter von 8 Monaten fallen die angehenden Helden schon selbständig Schaf- und Ziegenherden an.

In frühern Zeiten war der Löwe sehr verbreitet, in Syrien und Griechenland zu Hause, und dürften wir dem Nibelungenliede glauben, so hätte der „ungefüge Leue“ auch in Deutschlands Wäldern gehaust. Jetzt findet er sich nur noch in ganz Afrika und im südwestlichen Asien, nämlich in Persien und Guzerate. Man unterscheidet mehrere Spielarten des Löwen, den der Verberei, den vom Senegal, den Löwen vom Kap, den persischen und den von Guzerat, alle aber gehören nur einer wirklichen Art, der von Linné aufgestellten *Felis leo* an.

Wenn man auch den Löwen den Wüstenkönig nennt, so lebt er doch nicht in der von Tieren verlassenen eigentlichen Sandwüste, sondern haust in der Nähe der Oasen, wo sich Menschen angesiedelt haben, deren Herden ihm die nötige Beute gewähren. Am Kap hält er sich bei den Hottentottentraals, in Indien in buschigen Dschungeln, immer aber in der Nachbarschaft menschlicher Wohnungen auf. Die Löwenjagd ist zum gesuchten Sport geworden, und die Löwenjäger, worunter der im Jahre 1864 in Afrika ertunkene Lieutenant Jules Gerard der berühmteste war, haben mit ihren verbesserten Schießgewehren, besonders durch Sprengkugeln, die Löwen stark zusammengeschossen, so daß sie an einzelnen Orten, z. B. in Algerien, zur großen Seltenheit geworden sind. Dagegen haben wir in den zoologischen Gärten unserer Großstädte die beste Gelegenheit die herrlichen Tiere in prachtvollen Exemplaren zu bewundern, und es erblicken jedes Jahr in Deutschland eine erkleckliche Anzahl junger Löwen als „Reichsangehörige“ das Licht der Welt.

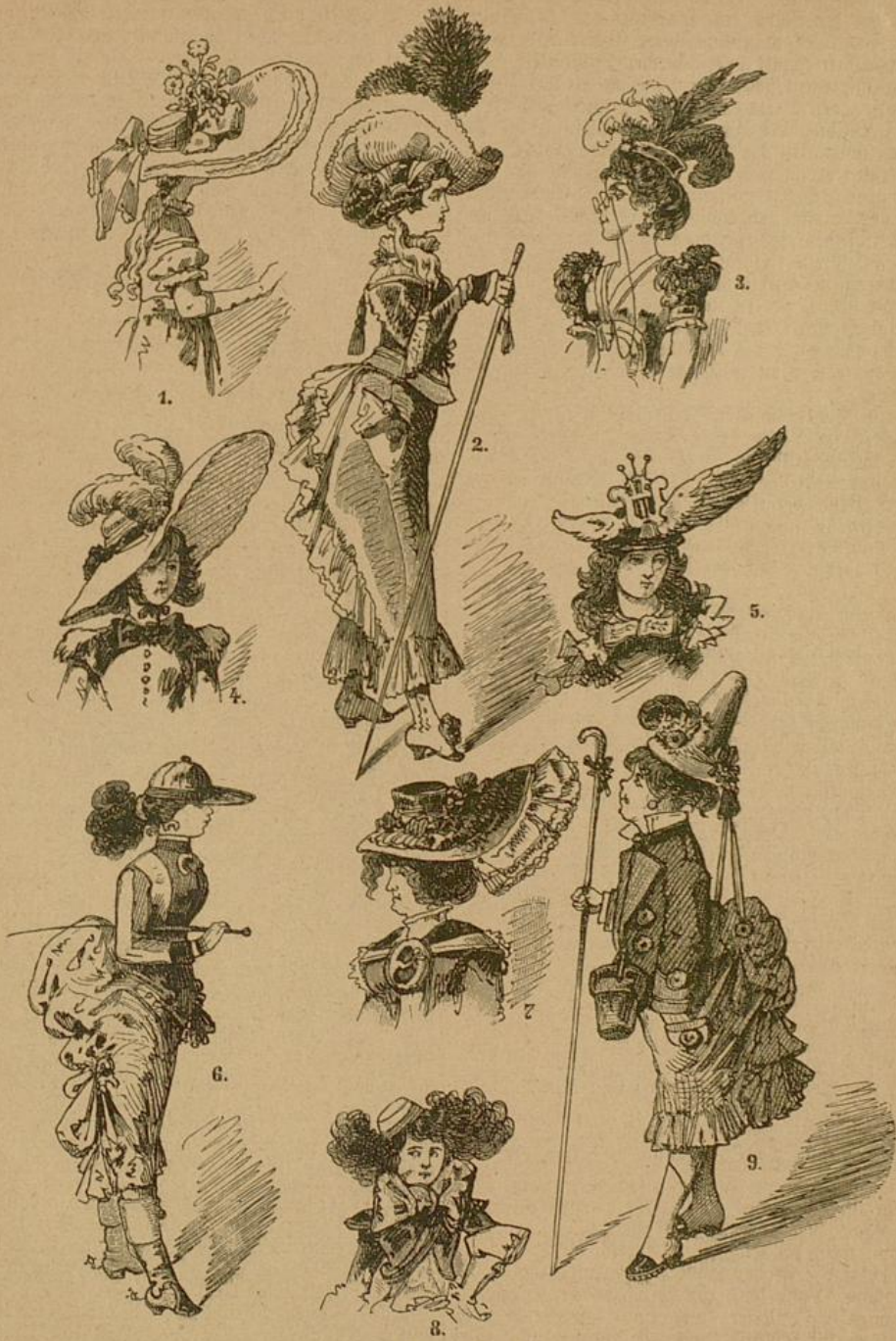
Ein gutes Rechenexempel.

Ein Elternpaar kehrte mit seinem Sohne, der gerade die Schule absolviert hatte und gerne mit seiner Weisheit imponierte, in einem ländlichen Wirtschaft ein. Der Speisezettel war etwas mager bestellt und die Frau Wirtin konnte nur noch drei geräucherte Würstchen aufstellen.

„Schade,“ sagte der Vater zum Sohne, „daß es nicht fünf Würstchen sind, da könnte ich ein Pärlein essen, denn der Spaziergang hat mir Appetit gemacht, und du ein Pärlein, und der Mutter bliebe auch noch ein Würstlein, denn mehr als eines ist sie ja doch nicht.“

Der Herr Sohn aber hatte nicht umsonst studiert: „Vater,“ sagte er, „da weiß ich Rat. Das da scheinen nur 3 Würste zu sein, in der That aber sind es 5, denn wo 3 sind, sind auch 2, und 3 und 2 machen 5, auf mich treffen also zwei!“

„Was man doch nicht alles in der Schule lernt,“ erwiderte der Vater. „Ja, ja, es ist eine schöne Sache um die Gelehrsamkeit. Du hast ganz recht, lieber Sohn, und so läßt sich jetzt die Teilung prächtig machen. Ich esse diese beiden Würstchen, die Mutter das dritte dort, und das 4. und 5. sind dein! Guten Appetit!“



Mod ebild.

1. Pensioners-Hut. 2. Promenade-Costüm. 3. Poetische Haartour. 4. Backfisch. 5. Musikschülerin.
6. Sport. 7. Kaffeeklatsch-Hut. 8. Akademisch. 9. Touristin.

Das Füllen von Griesem.

Zu Griesem in der Kuckucksau
Die Leute sind verzweifelt schlau.
Zwar dürr und mager ist ihr Land,
Doch üppig wuchert ihr Verstand:
Sie hören's, wie das Gräschen spricht,
Sie merken's, wenn die Fliege niest,
Kurz, aller Dinge Wert und Stand
Sofort von ihnen wird erkannt.

Einst ging ihr Schulze wohl bestellt,
Mit seinem Dicksrat durch das Feld,
Da sah'n auf einem Ackerstück
Sie einen Kürbis groß und dick.
Sie stellten sich in einen Ring
Und riefen: „Si, welch seltsam Ding!
So lange wir das Feld begeh'n,
Han so was wir noch nit geseh'n!“

Drauf sprach ein Schöffe lobesam:
„Das Ding sieht aus als wie ein Schwamm.
Paßt auf, daneben ist der Walb;
Die Zeit der Schwämme kommt jetzt bald.“
Der Schmöder runzelte die Stirn
Und sagt: „Ich halt's für eine Birn!“
Und auch der Zimberich, der klein',
Der stimmte mit ihm überein.

„Ach,“ rief der Schulze, „geht mir weg!
Ihr redet heute wieder Blech.
Ich will's Euch sagen, was es sei:
Dies Ding hier ist ein Pferdeei.
Denn seht, an diesem gelben Mal,
Da scheint der Dotter durch die Schal.“
Nun hob sich rings ein Jubelschrei:
„Ein Pferdeei, ein Pferdeei!“

Die Frage nun zunächst entfiel:
Wer brütet aus den raren Fund?
Gewiß zu groß ist's für ein Huhn;
Man riet und stritt, was da zu thun.
Der Eine sprach von Gans und Schwan,
Ein Anderer gar vom Puterhahn;
Allein der kluge Schulze spricht:
„Das alles ist von Nöten nicht.“

In Afrika der Vogel Strauß
Brüt niemals seine Eier aus,
Die Sonne thut's im heißen Sand,
Die Sonne kann's auch hier zu Land.
Drum laßt nur hübsch das Ei in Ruh',
Wir gehen sorglich ab und zu,
Und schlüpft das liebe Fohlen aus,
Dann führen wir's vergnügt nach Haus.“

Des Schulzen Rat däncht allen gut,
Sie gingen heim mit frohem Mut
Und träumten vierzehn Tag und Nacht
Von einem Vollblutfüllen echt,
Bis einst im Dorf erscholl Geschrei:
„Heraus, lebendig ist das Ei!“
Nun kam in Aufruhr jeglich Haus,
Und alles strömt ins Feld hinaus.

Und als man kam zum Kürbisbusch,
Da rauscht' ein Tier heraus, husch, husch.
Doch war's ein Füllen sonderbar,
Mit mächtig langem Ohrenpaar,

Mit rundem Kopf, von niederm Wuchs,
Sie riefen: „Ach, welch prächt'ger Fuchs!
Und seht, wie schnell das junge Thier,
Es ist ja kaum zu fangen schier.“

Und alle rannten hinterher,
Verlegten sich auf's Bitten sehr;
„Komm, Gutschchen, Griesem ist dein Ort!“
Allein der Gase rannte fort.
Als er verschwunden war dem Blick,
Ging traurig man ins Dorf zurück,
Und oftmals noch nach Jahr und Tag
Man von dem schönen Füllen sprach.

Der deutsche Kronprinz im Kreise seiner Familie.

Nach dem Gemälde von Professor E. Hildebrand.
(Siehe das Farbendruckbild.)

Den Schauplatz des kronprinzlichen Familienlebens bildet bekanntlich während der Sommermonate das Neue Palais am Ende des berühmten Parkes von Sanssouci, welches Friedrich der Große nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges (1763) mit einem großen Aufwande von fürstlicher Pracht errichten ließ. Auf der Terrasse vor diesem Schloß zeigt das Bild die Mitglieder der kronprinzlichen Familie versammelt. Die Kronprinzessin, in ein schwarzes, spitzenbesetztes Atlatkleid mit durchbrochenen Epiblenärmeln gekleidet, sitzt, zunächst von ihren beiden jüngsten Töchtern — Prinzessin Sophie (geb. 1870) und Prinzessin Margarethe (geb. 1872) umgeben, auf einer mit prächtigem Teppich bedeckten Stelle dieser Palaisterrasse, nahe dem mit Statuengruppen reich geschmückten Sockel des prunkvollen Gebäudes. Sie ist bejuchert, aus der Fülle der Blumen, welche in einem Korbe am Boden gehäuft sind, Rosen zu zierlichen Straußen zu winden. Hinter dem Sessel der Mutter steht die Erbprinzessin von Meiningen, Charlotte, die älteste Tochter des Hauses (geb. 1860), in eine lichtfarbige Gesellschaftsrobe von einfacher Eleganz gekleidet, in der Rechten eine Rose haltend, neben der jüngeren aber höher gewachsenen Schwester, Prinzessin Viktoria (geb. 1866). Des Kronprinzen ritterliche Gestalt bildet den Mittelpunkt des Bildes. In vortrefflich wiedergegebener, treu dem Leben nachgebildeter Haltung von jener ihm eigentümlichen ungemachten und ungesuchten schlichten Hoheit und Würde steht er da, das herantretende Paar mit einer sprechenden Bewegung der entgegen gestreckten Rechten begrüßend. Prinz Wilhelm, seine junge Gemahlin, die Prinzessin Augusta, Viktoria (von Schleswig-Holstein) am rechten Arm führend, tritt eben zum Vater heran. Weiter zurück, hinter diesem Paar steht man den Erbprinzen von Meiningen, den Gemahl der Prinzessin Charlotte auf einem Sessel sitzend. Nahe hinter ihm, die Augen zum Vater hinübergewendet, steht des jungen Seemannes, des Prinzen Heinrich (geb. 1862) schlank, elastische Gestalt im dunkelblauen Uniformrock des Marineliutenants. Ein Stück der Parklandschaft und des artverschleierte Sommerhimmels darüber, schließt an dieser Seite das Bild als Hintergrund ab, während für die große Hauptgruppe ein Teil der Seitenansicht und die perspektivisch tief in die Bildfläche hinein verschobene Facade des einen Flügels des Neuen Palais mit ihrem stumpf-grau-röttlichen Ton den malerisch höchst wirksamen Fond bilden.